

Alemannia

Zeitschrift für alemannische und
fränkische Volkskunde, Geschichte,



Kunst und Sprache



herausgegeben

zugleich im Auftrage des Vereins für Volkskunde, ländliche
Wohlfahrtspflege und Heimatschutz

Badische Heimat

von Friedrich Pfaff



Dritte Folge, 4. Band
(Der ganzen Reihe 40. Band)
Mit 42 Abbildungen



Freiburg i. B.

Verlag von Friedrich Ernst Fehsenfeld
1912



Für den Inhalt ihrer Aufsätze sind die Verfasser verantwortlich.
Abdruck aus dieser Zeitschrift ist nur mit besonderer Genehmigung der
Schriftleitung und der Verfasser gestattet.



Inhalt

	Seite
Archivdirektor Dr. Ferdinand Mentz , Kolmar: Werner Kirchhofer und die Herren von Schönau . . .	1—12
Lektor Dr. Eugen Fehrle , Heidelberg: Antiker Hagelzauber	13—27
Professor Dr. Fridrich Pfaff , Freiburg i. B.: Badische Sagen	
10. Vom Brudergarten in Münchweier	28—38
11. Der Hirtenknabe Joseph	39—44
12. Der Feldmesser beim Jagdhaus	44—46
† Pfarrer Adolf Schmidt-Clever , Badenweiler: Die Gründung der Propstei Bürgeln mit Nachwort von Prof. Dr. F. Pfaff, Freiburg i. B.	47—80
Dr. Josef Rest und Pfarrer Adolf Mölbert , Freiburg i. B.: Zur Geschichte des Nonnenklosters Rheintal bei Müllheim	81—85
Oberarzt á. D. Dr. Arthur Bechtold , Freiburg i. B.: Zu Grimmelshausens „Ewigwährendem Kalender“ . .	85—86
Diplomingenieur Otto Ernst Sutter , Karlsruhe: Ein badischer Flieger vor hundert Jahren	87—88
Otto Schmidt , Freiburg i. B.: Prähistorische Reste auf dem Schönberg bei Freiburg i. B. Mit 36 Abbildungen	98—104
Geh. Regierungsrat Dr. Wilhelm Groos , Karlsruhe: Durch die deutsche Batschka in Süd-Ungarn, die „ungarische Pfalz“	105—116
Dr. Rudolf Kapff , Göppingen: Abraham a Sancta Clara	116—127
Lehramtsassessor Friedrich Schwarz , Büdingen: Die Wiedereinführung katholischen Gottesdienstes zu Straßburg im Jahre 1550	128—130
Professor Oskar Herrigel , Karlsruhe: Anton Rindenschwender	130—139
Ernst Zoberst , Weisweil: Sitten, Gebräuche und Aberglaube zu Weisweil im Breisgau	140—148
Ernst Fehrle , Heidelberg: Schmiedeeiserne Grabkreuze aus Aasen . Mit 6 Abbildungen	149—152
Kameralamtsverwalter Constantin Miller , Güglingen: Aus der Geschichte des Dorfes Sulmingen	153—156
Professor Dr. Fridrich Pfaff , Freiburg i. B.: Das Strohdach	156—159
Derselbe: Sage von Heidelbergs Ursprung	159

Anzeigen und Nachrichten

	Seite
F. Graebner , Methode der Ethnologie. Besprochen von Professor Dr. E. Fischer, Würzburg	88—89
Das Großherzogtum Baden , 2. Auflage, Band I. Besprochen von Professor Dr. F. Pfaff, Freiburg i. B.	89—90
G. Dinges , Untersuchungen zum Freiburger Passionsspiel. — W. Schlang und O. Ritter v. Maurer , Das Freiburger Theater. Besprochen von Professor Dr. E. Eckhardt, Freiburg i. B.	90—92
J. Schmidt , Kirchen am Rhein	92
H. Heß , Liebeslieder von unbekanntem Verfasser. Besprochen von Professor Dr. O. Meisinger, Lörrach	92—93
O. Nägeli , Gropfenfastnacht und Seeblied. Besprochen von Geh. Regierungsrat Dr. W. Groos, Karlsruhe	93—94
K. Bertsche , Blütenlese aus Abraham a Sancta Clara, Auswahl aus Abraham a Sancta Clara. Besprochen von Dr. R. Kapff, Göppingen	94—95
Die Religion , Band III. Besprochen von Lektor Dr. E. Fehrle, Heidelberg	95—96
Aufruf Gotfried Kellers Nachlass betreffend	96
Berichtigung von Archivdirektor Dr. F. Mentz, Kolmar	96
J. Schmidt , Kirchen am Rhein. Besprochen von Dr. H. Flamm, Freiburg i. B.	159—160

Werner Kirchhofer und die Herren von Schönau.

Geschichtliches zu Scheffels „Trompeter von Säckingen“.
Von Ferdinand Mentz.

Über Scheffels beliebteste Dichtung, den „Trompeter von Säckingen“, ist früher und in jüngster Zeit öfter geschrieben worden. Proelß behandelt ihn in seinem ausführlichen Werke¹⁾ über Scheffel, nach ihm hat Herford²⁾ sich eingehend mit seiner Entstehung befasst, und neuerdings haben Hürbin³⁾ und ein Aufsatz des Deutschen Adelsblattes⁴⁾ die historische Grundlage für das Epos zu geben gesucht. Aber alle diese Schriften haben wol die Existenz der drei Hauptpersonen der Dichtung, Werners, der Margarete (eigentlich Maria Ursula) und des alten Freiherrn von Schönau, sicher gestellt, haben auch die Sage, auf der sich die Fabel des Gedichtes aufbaut, weiteren Kreisen bekannt gemacht⁵⁾, sie haben es aber nicht für ihre Aufgabe gehalten, der Grundlage der Sage selbst, nämlich dem Berichte von dem Widerstande des Herrn von Schönau gegen die Verbindung seiner Tochter mit einem Bürgerlichen, weiter nachzuforschen. Zum Verständnis und zur Würdigung des Kunstwerkes ist ja allerdings das eine so wenig nötig wie das andere, aber es liegt in der Natur des Menschen, dass er über die Personen und Ereignisse, die in beliebten Dichtungen ihm nahe gebracht werden (man denke nur an die archäologischen Forschungen, die durch Homers Gesänge angeregt worden sind), möglichst genauen Aufschluss haben möchte, auch wenn dieser, wie nicht selten der Fall, die Dichtung schließlich als Fälschung oder wenigstens als Korrektur der Geschichte erweist. Darum dürfte es für weitere Kreise von Interesse sein, Kenntnis zu nehmen von einigen Schriftstücken, die sich im

¹⁾ Joh. Proelß, Scheffels Leben und Dichten. Berlin 1887.

²⁾ Herford, die Entstehung des Trompeters von Säckingen. Zürich 1889.

³⁾ Hürbin, die historische Grundlage von Scheffels Trompeter von Säckingen. (Kathol. Schweizerblätter N. F. 13, 1897, S. 419—435.)

⁴⁾ Wahrheit und Dichtung, eine Scheffelstudie. (Deutsches Adelsblatt 21, 1903, S. 278—280).

⁵⁾ Vergl. Proelß, S. 182—184.

K. Bezirksarchiv zu Kolmar und in dem K. K. Statthaltereiarhive zu Innsbruck befinden, und die den Bericht der Sage von der feindseligen Gesinnung der adeligen Familie gegen den Säckinger Bürgerssohn nachdrücklich bestätigen.

Zum besseren Verständnisse der Aktenstücke sind indessen die Familienverhältnisse des Fräuleins von Schönau etwas eingehender zu erörtern, als dies in den oben genannten Schriften geschehen ist. Ich ergänze also im folgenden die Angaben derselben durch die Daten von v. d. Becke-Klüchtzners Stammtafeln des Badischen Adels (Baden-Baden 1886) und besonders aus den handschriftlichen Sammlungen des verstorbenen Freiherrn Camillo v. Althaus, die mir von seinem Bruder, Herrn Geh. Baurat Freiherrn von Althaus in Kolmar, freundlichst zur Einsicht überlassen worden sind.

Nach dem Säckinger „Standesbuche“ wurde Maria Ursula, die Tochter des „Freiherrn“ Otto Rudolf von Schönau, geboren am 31. Mai 1632⁶⁾. Ihr Vater war am 15. Februar 1593 in Ensisheim im Elsass geboren, wo sein Vater kaiserlicher Rat und Hauptmann von Vorderösterreich war. Otto Rudolf selbst, mit dem die Linie der Schönau-Oeschgen beginnt, bekleidete die Stelle eines Obervogts der beiden Herrschaften Laufenburg und Rheinfelden und war außerdem „der königlichen Majestät zu Hispanien oberster Leutnant“⁷⁾. Er war zweimal verheiratet: in erster Ehe mit Anna Elisabeth von Rosenbach (schon 1626), doch starb diese schon am 18. Juni 1629, und er verehelichte sich dann fast genau ein Jahr später, am 26. Juni 1630, mit Maria Salome Zurhein, die am 29. Juli 1606 in Dornach (also gleich ihm im Elsass) geboren war. Die Sage weiß von diesen beiden Ehen ihres Freiherrn nichts; auch dass Scheffel von ihnen Kenntnis gehabt hat, ist unwahrscheinlich; immerhin ist es merkwürdig, dass er Magareten's Mutter zu einer Französin macht. Vielleicht stützte er sich dabei doch auf eine Überlieferung, denn natürlicher Weise musste die Angehörige des elsässischen Adelsgeschlechtes in späterer Zeit als Französin bezeichnet werden.

Die beiden Frauen schenkten Otto Rudolf acht Kinder, von denen indessen für uns nur drei in Betracht kommen: Franz Rudolf (geb. 1628, also aus erster Ehe), Maria Ursula (Scheffels Magarete, geboren, wie schon gesagt, am 31. Mai

⁶⁾ Nach Proelß S. 185. Das Standesbuch gibt dem Vater der Maria Ursula jedoch irrtümlich den Freiherrntitel. Er hat ihn nie besessen; erst seine Söhne Franz Rudolf und Otto Heinrich erhielten am 2. Mai 1668 das Freiherrndiplom (v. d. Becke-Klüchtzner S. 424).

⁷⁾ Vergl. Beilage Nr. 1.

1632⁸⁾ und Otto Heinrich (geb. 1635). Als Kuriosum mag noch erwähnt werden, dass sich unter den Kindern auch eine Maria Margareta befand⁹⁾, von der aber außer dem Geburtstage (15. August 1636) nichts bekannt ist. Die Angabe der Sage, der auch Scheffel gefolgt ist, dass der „Freiherr“ nur eine einzige Tochter besessen habe, entspricht also nicht dem Tatbestande, und noch weiter entfernt sich der Dichter von der Wirklichkeit, wenn er¹⁰⁾ ihn zu seiner Tochter von ihrer seligen Mutter sprechen lässt, ihn also zum Witwer macht. Tatsächlich überlebte nämlich Maria Salome Zurhein ihren Gatten, der spätestens 1642 starb¹¹⁾, um wenigstens 48 Jahre, denn sie starb erst am 31. Januar 1690 zu Oeschgen im Aargau, im 84. Lebensjahr.

Der tatsächliche Hergang ist also durch die Sage verschönt und gerechter gemacht worden, denn nach ihr soll die Ehe schließlich mit Einwilligung des Freiherrn stattgefunden haben. Auch Scheffel lässt die Zustimmung des alten Herrn wenigstens ahnen. Davon aber bleibt nichts übrig, weil Otto Rudolf überhaupt nicht alt wurde, sondern schon starb, als die künftige Frau Kirchhofer kaum 10 Jahre alt war. Man kann also, wenn man boshaft sein will, annehmen, dass es der Mangel an väterlicher Aufsicht war, der das Entstehen des Liebesverhältnisses des Fräuleins von Schönau mit dem fast genau ein Jahr jüngeren Franz Werner Kirchhofer (geb. 1. April 1633)¹²⁾ begünstigte. Jedenfalls fand die Heirat beider etwa 1657 statt¹³⁾, sehr zum Missvergnügen der Schönauischen Familie. Insbesondere traten die beiden Brüder der Maria Ursula, Franz Rudolf und Otto Heinrich, gegen ihren Schwager auf. Sie wollten ihn „an seiner bisher gesuchten Fortun verhindern und bei seinem zu Seckhingen habenden bürgerlichen Sitz nit gedulden“, ja sie suchten ihn sogar mit Gewalt aus dem ganzen vorder-

⁸⁾ Sie fehlt bei v. d. Becke-Klüchtzner.

⁹⁾ Fehlt ebenfalls bei v. d. Becke-Klüchtzner.

¹⁰⁾ Trompeter³², S. 88 u. 92.

¹¹⁾ Nach den Althaus'schen Aufzeichnungen wird sie in diesem Jahre Witwe genannt.

¹²⁾ Nach dem Standesbuche; vgl. Proelß, S. 185. Als sein Vater wird Joh. Jak. Kirchhofer genannt. Kolmarer Akten (Bez. Arch. Serie E, Adelsarchiv, Familie Reich von Reichenstein L. 7, D. 4) vom Jahre 1598 erwähnen einen Stadtschreiber dieses Namens in Säkingen, der mit Eiteleck v. Sch. (Otto Rudolf v. Sch.'s Vater) zusammen Vormund der Kinder des Franz Konrad Reich von Reichenstein war. Wenn dies, wie anzunehmen, der Großvater Franz Werners war, so ließe sich daraus auf schon ältere Beziehungen zwischen den Familien Schönau und Kirchhofer schließen, aus denen sich der Verkehr zwischen Franz Werner und Maria Ursula erklären könnte.

¹³⁾ Vgl. Beilage Nr. 1, auch für das folgende.

österreichischen Gebiete zu vertreiben. Außerdem weigerten sie sich, ihm das väterliche Erbteil seiner Frau zu verabfolgen. Nicht weniger deutlich gab, vielleicht auf der Vorgenannten Anstiften, der Obervogt von Laufenburg, Oberst Grandmont (Grammont), der Gemahl der mit Maria Ursula nur sehr weitläufig verwandten Johanna Franziska von der Linie Schönau-Sahsen (Saasenheim im Unterelsass), auch Laufener Linie genannt, dem bürgerlichen Eindringling seine Abneigung kund. Er verbot ihm am 10. Oktober 1658 und am 31. März 1659 das Betreten der Stadt und Herrschaft Laufenburg und ließ ihn „aufs höchste verfolgen“.

Über die Gründe, die die Familie Schönau zu diesem gehässigen Vorgehen veranlassten, geben die Akten leider keine Auskunft, denn ein Bericht der beiden Brüder Franz Rudolf und Otto Heinrich an die österreichische Regierung in dieser Angelegenheit, der in den Akten erwähnt wird, ist leider nicht mehr aufzufinden. Wahrscheinlich aber war es nur die bürgerliche Abkunft Kirchhofers, die ihn den Angehörigen seiner Frau missliebig machte, denn er scheint im übrigen ein in Säckingen recht angesehener Mann gewesen zu sein. Über seine Stellung und seine sonstigen äußeren Umstände zur Zeit seiner Verheiratung ist uns allerdings nichts überliefert, aber in späteren Lebensjahren war er Mitglied des Rats von Säckingen (1689), auch Erster des Kollegiums der Zwanziger sowie Fleischschätzer und Weinumgelder.¹⁴⁾ Dass er außerdem Dirigent des Säckinger Domchors war, (wozu die musikalischen Fähigkeiten, die ihm die Sage zuschreibt, stimmen), hat Proelß¹⁵⁾ wahrscheinlich gemacht. Möglich wäre es allerdings, dass er sein Ansehen in Säckingen zum Teil seiner vornehmen Heirat verdankte.

Sei dem, wie ihm wolle, jedenfalls sah sich Kirchhofer genötigt, die Obrigkeit gegen seine adeligen Verwandten anzurufen. Er wandte sich zunächst an den Magistrat von Säckingen, fand aber bei diesem keinen Schutz, so dass er seine Zuflucht zu der oberösterreichischen Regierung in Innsbruck, der seine Vaterstadt damals unterstand, nehmen musste. Seine Eingabe an den Erzherzog von Oesterreich findet sich leider unter den uns vorliegenden Akten nicht, wohl aber der Bericht vom 26. April 1659, den der Erzherzog daraufhin von der oberösterreichischen Regierung einforderte¹⁶⁾. Er zeigt, dass die Regierung sich ihres Untertanen

¹⁴⁾ Mittl. der bad. hist. Kommission, Nr. 14, S. 98 f. (Zsch. f. d. Gesch. d. Oberrh. N. F. 7).

¹⁵⁾ S. 185.

¹⁶⁾ Beil. 1.

sehr nachdrücklich annahm. Sie wies darauf hin, dass weder die Brüder Schönau noch der Oberst Grammont berechtigt seien, irgend jemand, selbst wenn er ein Verbrechen begangen hätte „von ain oder andern Orth zu relegiern“, sondern dass dergleichen „actus superioritatis“ dem Erzherzoge allein zuständen. Bei Kirchhofer aber läge nicht einmal ein Verbrechen vor. Es müsse daher den beiden Brüdern und dem Obersten unter Androhung von Strafe befohlen werden, „besagten Khirchofer als ainen ertzfürstl. Unterthan und Burger zu Seckhingen weder mit Worten noch Werckhen verrers nit zu beleidigen oder zu beunruhigen, sonder ine aller Orthen in dem ertzfürstl. territorio und so weith sich selbiges erstreckht, unperturbierter verbleiben und passieren zu lassen“. Sofern die drei Genannten indessen irgend welche Klagen ihrerseits gegen K. vorzubringen hätten, so müssten sie sich an die vorderösterreichische Regierung wenden, wo ihnen ihr Recht werden würde, ihre eigenen Richter aber dürften sie nicht sein.

Der Erlass des Erzherzogs, der schon am 30. April 1659 an die Uebeltäter abging, fiel denn auch recht energisch aus.¹⁷⁾ Er versicherte sie seines „sonderen Mißfallens“ und befahl ihnen „bei unnachlaßlicher Straf und unserer höchsten Ungnad“ den Kirchhofer nicht nur fortan in Ruhe zu lassen, sondern auch die seiner Frau zustehende „Vöttliche Erbsportion“ sofort herauszugeben. Dabei wurde ihnen allerdings wieder anheimgestellt, etwaige Klagen, die sie gegen ihren Schwager und Vetter vorzubringen hätten, bei dem „Vorderösterreichischen Wesen“ anhängig zu machen.

Ob der Oberst Grammont dieser Schlusssaufforderung der Regierung nachgekommen ist, lässt sich aus den Akten nicht ersehen; wahrscheinlich ist es nicht, denn Erbstreitigkeiten, um die es sich bei den Klagen gegen Kirchhofer doch wol nur handeln konnte, kamen ja bei ihm nicht in Frage. Außerdem aber starb er bereits am 29. September 1659¹⁸⁾, sodass also das junge Ehepaar von dieser Seite weiter keine Belästigungen zu befürchten hatte.

Die Brüder Schönau dagegen ließen mit ihrer Antwort auf das regierungsseitige Schreiben nicht auf sich warten. Sei es nun, dass sie wirklich glaubten, mit ihrem Benehmen gegen ihren Schwager oder der Vorenthaltung des Erbteils im Rechte zu sein, sei es, dass sie nur, um nicht ohne weiteres nachzugeben, den Schein erwecken wollten, als hätten sie tatsächlich irgendwelche Beschwerden gegen

¹⁷⁾ Vgl. Beil. 2 u. 3.

¹⁸⁾ Nach den Althauschen Notizen.

Kirchhofer zu erheben – jedenfalls schickten sie zunächst einen Bericht direkt an den Erzherzog von Oesterreich und baten dann unterm 20. Juni 1659 die Vorderösterreichische Regierung um Aufschub der Sache, bis die Antwort des Landesfürsten eingelaufen sein würde¹⁹⁾. Leider findet sich, wie schon gesagt, dieser Bericht, der als einzige Darstellung der Angelegenheit vom Schönauischen Standpunkt aus von höchstem Interesse wäre, wie auch die Antwort aus Innsbruck, in den Akten nicht. Bei alledem scheinen sie aber die feindseligen Handlungen gegen den Gemahl ihrer Schwester hinfort unterlassen zu haben, denn dieser erwähnt in einem später zu besprechenden eigenhändigen Schreiben vom 14. Nov. 1660²⁰⁾ an die Freiburger Regierung „Differenzien, welche durch die Erzfürstliche Hohe Gnad remediert und aufgehoben worden“ seien. Doch muss die Antwort aus Innsbruck wol für Franz Rudolf und Otto Heinrich befriedigend gewesen sein, denn sie ließen im Oktober 1660 durch ihren Rechtsanwalt, dessen Name leider nicht genannt ist, an die Freiburger Regierung ein Schreiben²¹⁾ richten des Inhalts, dass „Ahnwaldts Herren Principalen mit H. Kirchhofferen zu Seckingen wegen Verschiedenlichen puncten in schwäre Differenzien erwachsen, unnd aber dieselbige gewisser Ursachen halber solche gern beygelegt sehen möchten“. Zur Beschleunigung der Sache baten sie, „den Erzfürstlichen Regimentsrat und Amptmann der Herrschaft Rheinfelden Dr. Joh. Christoff Hugen²²⁾, welcher ohne dass der Differenzien wissenschaft hat, pro Commissario gnädigst zu deputieren.“ Die Freiburger Regierung wies darauf den „H. Kirchhofferen zu Seckhingen“ an, auch seinerseits für eine Vertretung bei diesem Prozesse zu sorgen. Das eigenhändige Antwortschreiben des letzteren, das im Original vorliegt²³⁾, ist in verschiedener Richtung interessant. Zunächst ersieht man daraus, dass er, im Gegensatz zu seinem Scheffelschen Doppelgänger, der nichts dagegen gehabt hätte, wenn im ganzen heiligen römischen Reiche die Tintenfässer vertrocknet wären, mit der Feder recht gut umzugehen wusste. Er schreibt eine flüssige, dabei doch charakteristische und noch jetzt recht gut lesbare Handschrift. Dann gibt sein Schreiben aber auch sonst über seine Verhältnisse und ihn selbst, namentlich für den, der etwas

¹⁹⁾ Beil. Nr. 4.

²⁰⁾ Beil. Nr. 6.

²¹⁾ Beil. Nr. 5.

²²⁾ Ein damals sehr bekannter und vielbeschäftigter Mann, der oft auch mit schriftdeutscher Lautgebung Haug genannt wird.

²³⁾ Beil. Nr. 6.

zwischen den Zeilen zu lesen versteht, allerlei Auskunft. Er wundert sich zunächst — und das bestätigt unsere oben ausgesprochene Vermutung, dass seine Gegner die „Differenzen“ nur angaben, um sich ohne Blamage aus dem Handel zu ziehen, — dass zwischen ihm und seinen Schwägern „Differenzen“ bestehen sollten, da er sich „dermahlen keiner differentien, alß welche noch vor diesem underloffen, unnd aber durch die Ertzfürstl. Hohe gnadt remedirt unnd aufgehbt worden, zu erindern“ wisse, es müsse also wol die Erbschaftsfrage sein, um die es sich handle. In dieser fühlte er sich offenbar — und wol den Tatsachen entsprechend — so im Recht, dass es seiner Ansicht nach gar keiner gerichtlichen Verhandlung bedurft hätte; denn er stellt es als ein Entgegenkommen seinerseits hin, wenn er auch einen Vertreter, „H. Johann Jacob Franckh, Ober-Vogtey-Verwaltern beeder Herrschafften Lauffenberg unnd Rheinfelden“, bestellt. Nichtdestoweniger befürchtete er wol mit Grund, dass seitens seiner Gegner versucht werden würde, ihm das Erbteil seiner Frau wenigstens teilweise zu entziehen; er betont deshalb ausdrücklich, dass er der Zuversicht sei, „es werde durch diese Commissions-Verordnung, an meinem Uxorio nomine habenden successorio Jure, auch was mir sonst von Gott unnd Rechts wegen anstehet unnd gebühret, sowohl an vetter- als vätterlichen Erbsquoten, praejudicirliches nichts widerfahren, oder davon . . . etwaß per legem Falcidiam abkürtzt werden“. Er habe dasselbe nämlich äußerst nötig, sei auch bisher „mit unerschöpflichen uncösten mit grosser meiner gedult aufgehhalten worden.“ Gegen Tragung weiterer, durch die in Rede stehende Kommission entstehender Kosten verwahrt er sich dann ausdrücklich, da er am Ende seiner Mittel sei.

Kirchhofers Vorschlag gemäß beauftragte dann die vorderösterreichische Regierung den genannten Herrn Jakob Franckh mit der Vergleichung der Schönau-Kirchhoferischen Streitigkeiten.

Wie der Handel ausgegangen ist, lässt sich aus den vorliegenden Akten nicht ersehen. Da Kirchhofer aber, wie schon oben erwähnt, in späteren Jahren in Säckingen in angesehenen Aemtern war, da er außerdem 1680 ein Grundstück seines Bruders Jörg Adam Kirchhofer um 30 Gulden kaufte²⁴⁾, scheint später von Bedürftigkeit bei ihm keine Rede mehr gewesen zu sein. Er muss also wol, wenn er nicht in seinem Schreiben die Bedürftigkeit blos vorgegeben

²⁴⁾ Mitteil. der bad. hist. Kommission a. a. O.

hat, die ihm oder seiner Frau zustehenden Erbgelder erhalten haben. Wie sich das Verhältnis zu seinen adeligen Schwägern später gestaltet hat, ist uns leider auch verborgen. Otto Heinrich starb schon im Jahre 1670, Franz Rudolf aber überlebte seine Schwester und ihren bürgerlichen Gemahl um etliche Jahre († 1695).

Die Ehe des Paares war mit Kindern gesegnet. 1688 wurde einem Sohn, Jakob Fridli Kirchhofer, von dem Säckinger Spital das Patrimonium bewilligt. Ein anderer Sohn, Hans Fridli Kirchhofer, wird 1717 unter den Urteilssprechern des Gerichtes aufgeführt. Eine Tochter, Salome, war 1668 mit einem Herrn Sandherr verheiratet ²⁵⁾. Von den Kindern rührt wol das in Scheffels Vorrede zur 4. Auflage seines Trompeters erwähnte Denkmal der glücklichen Ehe ihrer Eltern her, das jetzt noch in Säckingen zu sehen ist.

Die Säckinger Sage aber machte aus der Verwendung der vorder- und oberösterreichischen Regierung zugunsten ihres Helden ein direktes Eingreifen des Kaisers. Dazu musste natürlich ihr Held nach Wien wandern. So wurde aus dem an sich höchst prosaischen Beleidigungs- und Erbschaftsprozess eine romantische Geschichte, die schließlich dem biedereren Säckinger Bürger zu einer Berühmtheit verhalf, von der er sich wol nie etwas hat träumen lassen.

Beilagen.

1.

Frantz Werner Khirchofer contra die Schönauische Familiam.

Durchlaucht etc. Wie angelegenlich bey Eur fürstl. Durchl. Franz Werner Kirchofer, Burger zu Seckhingen, als der sich vor ungefehr 2 Jarn mit weilandt Ott Ruedolph von und zu Schönau in Leben gewesten Obervogts beeder Herrschafften Laufenburg und Rheinfelden auch der khöniglichen Majestät zu Hispanien obristen Leitnants hinterlassnen Tochter Maria Ursula verheyrat und verehelicht, wider die Schönauische Familia, absönderlich aber wider besagten seiner Eheconsortin zween Brieder, als welche ine nit allein eisserist verfolgen, ine an seiner bißheer gesuechten Fortun verhindern und bei seinem zu Seckhingen habenden burgerlichen Sitz nit gedulden wollen, sondern gar aus dem Vaterlandt gewalthetiger weis zu vertreiben sich eisserist bearbaiten, gestalten der obrist Grandmont, so auch aine von dem Schönauischen Geschlecht zur Ehe zweiflsohne aus der andern Anstiftung ime Supplicanten den 10. Octobris und lesten Martij negsthin die Statt und Herrschafft Laufenburg wider allen Fueg durch offentlichen Stab verbieten und aufs hegste verfolgen lassen, wie nit weniger bei dem Magistrat zu Seckhingen kheinen Schutz finden khönne gehorsamist erclagt und pro salvo conductu impertiendo bitet, haben

²⁵⁾ Alles nach Mitteil. der bad. hist. Kommission a. a. O.

wir aus wider zurugg folgendt- uns umb vernemen gnädigst zue decretiertem Memorial mit mehrerm verstanden.

Gleichwie nun aber weder der Schönauischen Famili noch dem Obersten Grandmont kheineswegs zuestehet noch gebirt, iemande umb ainichs Verbrechens willen, so auch die Relegation ob sich trüege, von ain oder andern Orth zu relegiern, sondern dergleichen actus superioritatis zu üeben Euer fürstl. Durchlaucht Vollmacht allein anhengig ist, als vermeinen wir gehorsamist das Euer fürstl. Durchlaucht sich des Supplicanten als aines Burgers und Unterthans in dero territorio zu Seckhingen, welcher neben andern gleiche onera und Oblagen tragt, in alweg bevoraus dessen Verbrechen khein dergleichen poenam relegationis ob sich tragt, gnedigist annemen und wider allen Gewalt manuteniern, auch der gesambten Schönauischen Familiae sonderhaitlich obbemelten 2 Briedern und dem Obersten Grandmont ernstlich und bei gewisser Straf gnedigist iniungiern und auferladen mechten, besagten Khirchofer als ainen ertzfürstl. Unterthan und Burger zu Seckhingen weder mit Worten noch Werckhen verrers nit zu belaidigen oder zu beunruhigen, sonder ine aller Orthen in dem ertzfürstl. territorio und so weith sich selbiges erstreckht, unperturbierter verbleiben und passiern zu lassen, auch den V. Ö. Weesen der Schutz und Schirmb wider allen Gwalt aufgetragen werden khendte, iedoch aber mechte denen von Schönau dabei bevorgestellt werden, da sy wider mehr gedachten Kirchofer beschwert zu sein und was zu clagen haben vermeinen, selbe gleichwolen bei der V. Ö. Regierung anbringen und darüber gebirendte iustitiam erwarten, ire selbs aigen Richter aber nit sein sollen, iedoch etc. den 26. Aprilis aō etc. 1659.

An die fürstl. Durchlaucht
Regiment.

K. K. Statthaltereie-Archiv Innsbruck.

Kopialbuch „An die fürstl. Durchlaucht“ de aō 1659, Fol. 150 f.

2.

Ferdinand Carl von Gottes gnaden, Ertzhertzog zu Osterreich, Hertzog zu Burgund, Graf zu Tyrol, und Görtz, Landtgraf in Elsas.

Gethreue liebe. Uns ist nit ohne sonders mißfallen vorkommen, waßgestalten Ihr Euch gegen Frantz Werner Kirchofer Burger von Seckhingen, als der sich vor ungefahr zway Jahren mit weiland Ott Ruedolphen von und zu Schönaw hindterlassnen respectivè Tochter und Baasen²⁶⁾ verehelicht, Ihne an seiner bißhero gesuechten Fortun zu verhindern, unnd bey seinem zu Seckhingen habendten Burgerlichen Sütz nit zgedulden, sondern gar auß unnserm Ertzfürstl. Territorio gwaltätiger weis zuvertreiben unndterstandten.

Wann aber gegen unnseren Ertzfürstl. Unndterthonen dergleichen mit Unfueg angemaste proceduren zuveryeben Euch wenigist zuestehen oder gezimben will.

Als bevelchen Wür Euch hiemit gnedigist unnd alles Ernsts, dz Ihr bey unnachlasslicher Straff und unnserer höchsten Ungnad, besagtem Kirchofer, als unnserem Unndterthon, unnd Burger zu besagtem Seckhingen, weder mit Worthen noch Werckhen verrers nit zubeleidigen

²⁶⁾ Die Bezeichnung „Base“ ist hinzugesetzt, weil sich das Schreiben nicht nur an die beiden Brüder, sondern zugleich an die ganze Schönauische Familie richtete.

oder zubeunruehnigen, sondern Ihne aller Orthen in unnserm Ertzfürstl. Territorio unnd so weit sich selbiges erstreckht, unperturbierter verbleiben, passiern, unnd repassiern: Zumahlen seiner Ehwürthin vor etlich Jahren bereits angefallen- unnd anerwachsene gewisse Vöttliche Erbsportion unaufhaltlichen außvolgen lassen sollet, Jedoch aber Euch darbey bevor gestellt wird, da Ihr wider mehrbesagten Kirchofer beschwerdt zusein, unnd Ihne zubeclagen vermaint, selbige gleichwolen bey unnsere V.-Ö.: Weesen (: an welche bereits des Schutz- unnd Schirms halber unnter heutigem dato gnedigiste Ordre erthailt worden:) anbringen, unnd daryber gebührende Justitiam erwarten, Eure selbs aigne Richter aber nit sein sollet. Daran beschicht unnsere gnedigiste Willen mit deme Wür Euch gewogen verbleiben. Geben zu Ynsprugg den 30 Aprilis Anno etc. 1659.

An Franz Ruedolph, unnd Ott
Hainrich Gebrüder von unnd
zu Schönaw, auch ainer gesambten
Schönauschen Familiae etc. abgangen.

Bezirksarchiv zu Kolmar, Adelsarchiv, Mappe 203.

3.

Ferdinand Carl &c.

Lieber gethreuer. Uns ist mit sonderbaren mißfallen vorkommen, waßgestalten du dich gegen Frantz Werner Kirchofer Burger zu Seckhingen, als der sich vor ungefehr zway Jahren mit weiland Ott Ruedolfen von unnd zu Schönaw hinterlassnen respective Tochter unnd deiner Schwägerin²⁷⁾ verehelicht, Ihme den 10 Octobris unnd letsten Martij negsthin, die Statt und Herrschafft Lauffenburg, wider allen fueg durch öffentlichen Staab zuverbieten, unnd aufs höchste verfolgen zulassen, Wie nit weniger Er Supplicant bey dem Magistrat zu gedachtem Seckhingen kheinen Schutz finden khönne, Gwaltthätiger weis unndterstanden habest.

Wann aber gegen unnsere Ertzfürstl. unndterthonen dergleichen mit unfueg angemaste proceduren zuveryeben dir wenigist nit gezimbt oder zuegestanden. Als ist unnsere gnedigiste unnd ernstlicher Bevelch hiemit an dich, dz du bey unnachlässlicher Straff, unnd unnsere höchsten Ungnad, besagtem Kirchofer, als unnsere Undterthon, unnd Burger zu mehrermeltem Seckhingen, wöder mit Worthen, noch Werckhen verriers nit beleidigen oder beunruehnigen: sondern Ihne aller Orthen in unnsere Ertzfürstl. Territorio, unnd so weith sich selbiges erstreckht, unperturbierter verbleiben, passiern: unnd repassiern lassen sollest. Jedoch aber dir anbey bevor gestellt wirdt, da du wider Ihne Kirchofer beschwerdt zusein, unnd dene zubeclagen vermainest, selbige gleichwolen bey unnsere V.-O. Weesen (: ahn welche bereits unndter heutigem Dato gnedigiste Ordre erthailt worden :) anbringen, unnd darüber gebührende Justitiam erwarten: Dein selbs aigner Richter aber nit sein sollest. Daran vollziehst du unnsere gnedigisten Willen, mit deme Wür dir wolgewogen verbleiben. Geben zu unnsere Statt Ynsprugg den 30 Aprilis Anno etc. 1659.

An Obristen Grandmont etc.
Abgangen.

Bezirksarchiv Kolmar, Adelsarchiv, Mappe 203.

²⁷⁾ „Schwägerin“ hier nicht in der heutigen, sondern der älteren Bedeutung: „durch Heirat Verwandte“.

4.

Wolgeborn, Hochwol Edelgeboren, gestreng, auch Edel
hochgelert und veste gnedig und günstige herren,

Ewer gnaden und gunsten haben sich deß mit unserer schwöster
sich verloffenen handels ohn entfallen zue entsinnen; und so darüber
bey dero selben was weiters einkommen möchte: Ist unser under-
thenig pit, mit vernerem vornemmen soweit verschub zue halten, biß
von Iro Ertzfürstl. Durchlaucht unserem gnädigsten Landtsfürsten und
herren, über gethondenen unseren underthenigsten bericht, die gnedigste
resolution und antwurth erfolgen möchte. Unß wür als dan in alleweg
gebürent einzustellen nit ermanglen werden, damit Ewer gnaden und
gunsten uns underthenig und zuemalen der obhalt Gottes sambtlich
wol befelendte. Seckhingen den 20. Julij 1659.

Ewer gnaden und gunsten

gehorsamme

Frantz Ruedolph Bey und Zu Schönaw

Ot Heinrich Von und Zu Schönaw ^{mp}

Dem hochwolgeborenen . . . [usw.] herren N: N: Statthalter, re-
genten und Cammerrähten V.O. Landen. Unserem gnedig und gunstigen
Herren.

Bezirksarchiv Kolmar, Adelsarchiv, Mappe 203.

5.

Hochwohlgebohren, Wohl Edel, Gestreng, Hochgelehrt, und
Veste Gnädige Herren etc.

Demnach, wie Ew. Excell. unnd Gnd. gd. bewust, Ahnwaldts
Herren Principalen mit H. Kirchhofferen zu Seckhingen wegen Ver-
schidenlichen puncten in schwäre Differenzien erwachßen, unnd aber
dieselbe gewisser Ursachen halber solche gern beygelegt sehen möchten.

Alß ist unnd gelangt ahn Ew. Excell. und Gnaden Ahnwaldtß
in Nammen seiner Herren Principalen underthäniges pitten, sye ge-
ruchen zue desto schleunigere erörterung und beylegung der sachen den
Ertzfürstl. Regiments-Rath, unnd Amptmann der Herschafft Rheinfelden
Hn: Dr. Johann Christoff Hugen, welcher ohne daß der Differenzien
wissenschaft hat, pro Commissario Gd. zu deputieren, zu dero gd:
willfahr mich underthänig empfehendt.

Ew. Excell. unnd Gnaden

Underthänig gehorsamer

Ahnwaldt der Herren

Frantz Rudolff unnd Ott

Henrich gebrüderen Vonn Schönaw.

Ahn Hochlobl. V. O. Regierung Unnd Cammer
Underthäniges Memoriale Ahnwaldtß Herren Frantz
Rudolff Unnd Ott Henrich gebrüderen Vonn Schönaw.

Bezirksarchiv Kolmar. Adelsarchiv Mappe 203.

Ohne Datum; das Präsentatum ist vom 22. Oktober 1660.

6.

Hochwohlgeborn, Wol Edel, Gestreng, Hochwohlgelert, Vest,
genädig unnd Hochgebiettendte Herren etc.

Waß für gnädiges Bevelch: unnd Communication Schreiben E. Excell. Unndt gn. an mich ergehn lassen, hab ich sub dato den 31 Octobris nechsthin mit Einschluss gehorsamblich erhalten; Warinnen g. angezaigt würt, welcher gestalt Anwaldt H. Principalen Frantz Ruedolph und Ott Hainrich gebrüederen von unnd zu Schönaw zu Hinlegung der zwischen mir unnd Ihnen unterschiedenlich versierenden differentien umb Commissions Verordnung auf H. Dr. Johann Cristoph Haugen, Amptman der Herrschafft Rheinfelden, gebetten, mir aber hierauf gleichfahls Jemand an seits meiner vorzuschlagen, g. auferlegt worden. Obzwar ich mich dermahlen keiner differentien, alß welche noch vor diesem underloffen, unnd aber durch die Ertzfürstl. Hohe gnadt remedirt unnd aufgehobt worden, zuerinderen nit weiß, alß möchten Sie meines gedunckhen in petita et debita haereditate bestehn: Jedoch dessen ungehindret, E. Excell. unnd g. nit auß der Hand zugehn, sondern dem g. Bevelch gehorsamblich nachzuleben Thue an seit meiner H. Johann Jacob Franckh, Ober Vogtey Verwaltern beeder Herrschafften Lauffenberg unnd Rheinfelden Ernambsen²⁸⁾, Under dißer Hoffnung, und beständigen Zuversicht gegen E. Excell. unndt gn. es werde durch dieße Commissions Verordnung, an meinem Vxorio nomine habenden successorio Jure, auch waß mir sonst von Gott unndt Rechts wegen anstehet unndt gebührete, so wohl an vetter- als vätterlichen Erbsquoten, praejudicirliches nichts widerfahren, oder davon der Ertzfürstl. Intention gemäss, etwaß per legem Falcidiam abkürtzt werden, in dem Ich dess meinen²⁹⁾ höchstens unndt unumbgänglich vonnöthen, dato auch mit unerschöpflichen uncösten mit grosser meiner gedult aufgehoben worden. Weil nun besorglich grosse Uncösten unndt spesen in angestellter Commission aufgehen werden, Ich aber der Zeit meiner gehabtten mittlen erschöpfft, unndt bedürfftig bin, alß Thue Ich de expensis et damnis hiemit nach form Rechtens protestiren, mit gehorsamber bitt, E. Excell. unndt g. geruchen diese mein protestation prothocollando ingedenckh zu sein, mich pro administratione Juris et aequi E. Excell. Unndt g. Untertenig gehorsamblich bevehlendt. Datum Seggingen den 14 Novembris A^o 660.

Euer Excell. Unndt g.

Untertenig-gehorsamber

Frantz Werner Kirchoffer
Burger daselbsten

m. pria.

Denen Hochwohlgebornen . . . [usw.] Herren,
Herren Der Ertzfürstl. Durchlaucht Ferdinand Carls
Ertzhertzogen zue Osterreich etc. Statthalteren, Re-
genten Unndt Cammer Rätthe V.O. Landen
Freyburg im Breissgaw.

Bezirksarchiv Kolmar. Adelsarchiv Mappe 203.

²⁸⁾ D. i. Ernennen.

²⁹⁾ Lesung nicht ganz sicher, da das Wort nachträglich eingefügt ist.

Antiker Hagelzauber.

Ein Kapitel der Geoponiker von Eugen Fehrle.

Wie viele Erscheinungen in der Natur wird auch das Wetter nach weitverbreitetem Glauben von einem höheren Wesen „gemacht“. Ebenso können Menschen, die sich gewisse Zaubermächte aneignen,¹⁾ in die Gestaltung des Wetters eingreifen. Das gute Wetter wird von guten Geistern oder dem guten Gotte geschickt, das schlechte von bösen dämonischen Wesen²⁾ oder vom guten Gott zur Strafe. Darum muss man die guten Geister um günstiges Wetter bitten, die Hexen, Teufel und Dämonen, die schlechtes Wetter, Hagel und Blitz schicken, entweder durch Gaben abfinden, durch gute Worte versöhnen, täuschen oder durch Zauber unschädlich machen. Der deutsche Volksglaube kennt viele Zaubermittel, um schlechtes Wetter abzuwehren.³⁾ Fast dieselben Anschauungen finden wir auf der ganzen Erde.⁴⁾

Hier möchte ich einige Vorschriften über antiken Hagelzauber erklären, die in dem griechischen Sammelwerk über Landwirtschaft, den Geoponica I 14 vereinigt sind.⁵⁾

Bei vielen antiken Schriftstellern lesen wir Angaben, wie man sich gegen den Hagel sichere. Pausanias berichtet, dass die Bewohner von Methana, einer Bergfestung in Argolis,

¹⁾ E. Fehrle, Die kultische Keuschheit im Altertum, Religionsgesch. Versuche und Vorarbeiten VI (1910) 65 ff.

²⁾ Klemens Alex. Strom VI 33, 1 (p. 754 ed. Potter) p. 446 ed. Stählin: λέγουσι ὅσον τινες λοιμοῦς τε καὶ χαλάζας καὶ θυέλλας καὶ τὰ παραπλήσια οὐκ ἀπὸ τῆς ἀταξίας τῆς ὑλικῆς μόνης, ἀλλὰ καὶ κατὰ τινὰ δαιμόνων ἢ καὶ ἀγγέλων οὐκ ἀγαθῶν ὀργὴν φιλεῖν γίνεσθαι.

³⁾ Elard Hugo Meyer, Badisches Volksleben im neunzehnten Jahrhundert (1900) 360 ff.; A. Wuttke, Der deutsche Volksaberglaube der Gegenwart, dritte Bearbeitung v. E. H. Meyer (1900) 301 ff.

⁴⁾ Giuseppe Bellucci, La grandine nell' Umbria, con note esplicative e comparative e con illustrazioni, Tradizioni popolari italiane no. 1 (1903); E. Samter, Geburt, Hochzeit und Tod, Beiträge zur vergleichenden Volkskunde (1911) 63, 2. 72; Richard M. Meyer, Altgermanische Religionsgeschichte (1910) 99 f.; O. Gruppe, Griechische Mythologie und Religionsgeschichte, Handbuch der klass. Altertumswissenschaft V (1903) 777, 1; J. G. Frazer im Kommentar zu Pausanias Bd III, S. 83.

⁵⁾ Geoponica sive Cassiani Bassi scholastici de re rustica eclogae rec. H. Beckh (Lipsiae 1895). Des Kommentars wegen ist die alte Ausgabe von Niclas (1781) noch beizuziehen. Ueber die Entstehung dieses Sammelwerkes vgl. W. Christ, Geschichte der griech. Literatur, Handbuch der klass. Altertumswissenschaft VII⁴ 896 f.; Oder in der Realenzyklopädie der klass. Altertumswissenschaft von Wissowa-Kroll unter Geoponica.

den Hagel durch Opfer und Zauberformeln abwenden.⁶⁾ In Kleonai, das in der Nähe lag, waren Wächter angestellt mit der Verpflichtung, achtzugeben, wenn ein Hagelwetter drohte, *γαλαζοφύλακες* oder wie der Römer übersetzt, *speculatores venturae grandinis*. Vermuteten sie Gefahr, dann machten sie den Bauern Meldung. Diese opferten ein Lamm oder Geflügel. Hatten sie keines von beiden, so ritzen sie sich am Körper, bis Blut kam.⁷⁾ Seneca bemerkt dazu (a. a. O.): *Et apud nos in XII tabulis cavetur, ne quis alienos fructus excantassit rudis adhuc antiquitas credebat et attrahi cantibus imbres et repelli*. Von Hagelzauber bei den Römern berichtet auch Plinius *Nat. hist.* 28, 29: *Carmina quidem exstant contra grandines contraque morborum genera contraque ambusta, quaedam etiam experta, sed prodendo obstat ingens verecundia in tanta animorum varietate*.⁸⁾ Einige Vorschriften führe ich unten an. Jetzt zu den Geoponikern.⁹⁾ Ich füge den einzelnen Abschnitten die deutsche Uebersetzung und Erklärung bei.

Geopon. I, 14.

Περὶ γαλάζης Ἀφρικανοῦ

Ueber Hagel von Africanus.

1—2

1. *Γυνή ἔμμηρος δεῖξάτω τὰ αἰδοῖα αὐτῆς γαλάζης, καὶ ἀποστρέφει. ὁμοίως δὲ τὴν τοιαύτην θέαν καὶ πᾶν θηρίον φεύγει.*

2. *Καὶ παρθένου ῥάκος τὸ πρῶτον λαβών, ἀνὰ μέσον τοῦ χωρίου γῶσον, καὶ οὔτε ἡ ἄμπελος οὔτε τὰ σπέρματα ὑπὸ γαλάζης ἀδικηθήσεται.*

1. Eine Frau soll während der Katamenien die pudenda dem Hagel zeigen, und sie wendet ihn ab. In ähnlicher Weise flieht solchen Anblick auch jedes Tier. Und nimm das zum ersten Mal von einer Jungfrau gebrauchte Tuch, vergrabe es in der Mitte des Ortes, und weder der Weinstock noch die Saat wird von dem Hagel Schaden leiden.

⁶⁾ II, 34, 3: *Χάλαζαν γε ἤδη θυσίαις εἶδον* (sc. οἱ περὶ τὰ Μέθανα) καὶ ἐπωδαῖς ἀνθρώπους ἀποτρέποντας. Vgl. Die Anthropologie und die Klassiker, sechs Vorlesungen hrg. von Marett, übers. v. Johann Hoops (1910) 115 ff.

⁷⁾ Seneca, *Quaestion. Nat. lib.* IV b 6 p. 164 f. ed. A. Gercke. Andere Belege in Frazers *Pausaniaskommentar* Bd III, S. 83. Vgl. P. Stengel, *Opferbräuche der Griechen* (1910) 152.

⁸⁾ Mehrere Mittel gegen den Hagel sind aufgezählt bei Palladius 1, 35, 1 und Columella 10, 339 ff.

⁹⁾ Ueber Africanus als Quelle der Geoponiker s. W. Gemoll, *Untersuchungen über die Quellen, den Verfasser und die Abfassungszeit der Geoponica* (1883) 84 ff. 227 ff. Vgl. F. Boll, *Griech. Kalender II, Der Kalender der Quintilier und die Ueberlieferung der Geoponica*, *Sitzungsber. der Heidelberger Ak. d. Wiss.* 1911, 13 ff.

Bei Naturvölkern ebensogut wie in Europa macht diese Erscheinung die Frauen zu kultischen Begehungen unfähig.¹⁰⁾ Die Frauen und Mädchen dürfen während dieser Zeit keinen heiligen Ort betreten. Bei manchen Völkern müssen sie sogar vor dem Dorf in besonderen Hütten wohnen. Sie dürfen keine Blumen pflegen, weil sie sonst verdorren, kein Obst einkochen, denn es bleibt nicht gut. Solcher Glaube ist heute noch durch alle Schichten unseres Volkes lebendig. Woher kommt er? Die Frau wird in solchem Zustand als kultisch unrein betrachtet. Die kultische Unreinheit ist nicht allein äußerlich auf den körperlichen Zustand zurückzuführen, sondern beruht zum großen Teil auf dem Aberglauben über die Entstehung der Erscheinung.¹¹⁾ Man glaubt, dass dämonische Mächte dabei im Spiele sind. Solange diese an der Frau haften, können sie beim Arbeiten derselben schädlich wirken.

Nun kann man aber diese Dämonen auch zum Zauber verwenden. Gerade das hierbei fließende Blut wird oft als Arzneimittel gebraucht. Krankheiten werden nach dem Volksglauben ja auch durch Dämonen, Hexen und ähnliche Wesen verursacht.¹²⁾ Gegen einen Dämon aber hilft am besten ein Dämon, in diesem Falle der im Blut sitzende.¹³⁾ Wenn eine Frau in diesem Zustand sich entblößt dem Hagel zeigt, verschwinden die Hageldämonen.¹⁴⁾ Die Entblößung wird auch sonst häufig im Zauber verwendet,¹⁵⁾ ebenso wie alles Obszöne. Plinius berichtet Nat. hist. 28, 77: *Abigi grandines turbinesque contra fulgura ipsa mense nudato.* Dass das hier genannte *ράκος* gegen Hagel helfe, weiß auch Plutarch, Symp. 7, 2, 2 (Bern. Bd VI S. 258). Er erzählt vom Aberglauben in der Landwirtschaft *ὅτιον ἐδίδασκε τὸ περὶ τὴν γάλαξιν εἶναι τὴν ὑπὸ γαλαξοφυλάκων αἵματι ἀσπίδα ἢ ῥακίους γυναικείους ἀποτροπομένην.* In Athen mussten die Mädchen dieses *ράκος* beim ersten Mal der Artemis Brauronia weihen.¹⁶⁾ Damit stellte das Mädchen sein

¹⁰⁾ Ploß-Bartels, Das Weib⁸ I, 503 ff.; Th. Wächter, Reinheitsvorschriften im griechischen Kult, Relgesch. Vers. u. Vorarb. IX, 36 ff.

¹¹⁾ Vgl. Fehrle, Kult. Keuschheit 34 f.

¹²⁾ E. Rohde, Psyche II, 70 f. 76 f.; W. Wundt, Völkerpsychologie II³ und Wuttke, Der deutsche Volksaberglaube im Register u. Krankheit.

¹³⁾ Ploß-Bartels a. a. O. 508; Wächter a. a. O. 38; Wuttke a. a. O. s. Register s. v.; Fehrle a. a. O. 56. Ueber die Zauberwirkung des Blutes im allgemeinen s. Farnell, The evolution of religion (1905) 88 ff.

¹⁴⁾ Vgl. Plinius Nat. hist. 28, 78.

¹⁵⁾ Weinhold, Zur Geschichte des heidnischen Ritus, Abh. der Berlin. Akad. d. Wiss. 1896, hist. phil. Klasse 1 ff.; L. Deubner, De incubatione 24; J. Heckenbach, De nuditate sacra sacrisque vinculis, Relgesch. Vers. u. Vorarb. IX, öfters bes. 35 ff.; Samter, Geburt 109 ff.

¹⁶⁾ A. Mommsen, Philologus N. F. Bd. XII 1899, 343 ff.

Geschlechtsleben unter den Schutz der Göttin. Vielleicht nahmen (nach Mommsens Vermutung) die Mädchen die geweihte Gabe wieder nach Hause und trieben damit allerlei Zauber. Wichtig ist, dass das *ράκος* beim ersten Erscheinen des Blutes einer Jungfrau gebraucht sein muss. Die Macht der Keuschheit verstärkt die ihm sonst innewohnende Zauberkraft. 17)

3

*Καὶ ἀπὸ δέρματος φώκης ἱμάν-
τος ἀπαρτηθέντος ἐκ μῶς τῆς^{17a)}
περιφανοῦς ἀμπέλου, οὐ γίνεται
βλάβη ἀπὸ χαλάζης, ὡς ἱστορεῖ
Φιλόστρατος ἐν τῷ ἡρωικῷ*

Und wenn von der Haut eines Seehundes ein Riemen aufgehängt wird an einem besonders sichtbaren Weinstock, wird kein Schaden entstehen durch den Hagel, wie Philostratos in dem Heroikos überliefert.

In älterer Zeit hat es in Griechenland viele Seehunde gegeben. Den späteren Griechen waren sie wol bekannt, blieben ihnen aber immer rätselhafte Tiere. 18) Deshalb schrieb man ihnen allerlei sonderbare, zum Teil übernatürliche Eigenschaften zu. Der Seehund wird oft im Zauber verwendet. 19) Ein Zelt aus seinem Felle schützt gegen den Blitz. 20) Der Kaiser Augustus soll deshalb immer ein Seehundsfell bei sich getragen haben. 21) Der Riemen, der aus der Haut des Seehundes geschnitten ist und aufgehängt wird, ist ein Ersatz für das ganze Tier. 22) Weil an dem Fell dieses rätselhaften Tieres etwas Dämonisches haftet, fürchten sich die Hageldämonen und kommen nicht in den Weinberg.

Als Quelle für diese Nachricht ist *Φιλόστρατος ἐν τῷ ἱστορικῷ* genannt. Es gibt mehrere Schriftsteller des Namens Philostratos, 23) aber keiner hat einen *ἱστορικός* geschrieben.

17) Wünsch, Hessische Blätter für Volkskunde III (1904) 66; Fehrle a. a. O. 54 ff.

17 a) Ueberliefert ist τῆς.

18) O. Keller, Tiere des klassischen Altertums in kulturgesch. Beziehung (1887) 196 ff.; O. Keller, Die antike Tierwelt I (1909) 152 ff.

19) Geop. 5, 33, 7 f. Vgl. Gruppe, Gr. Mythol und Relgesch. 800, 3.

20) Plin. Nat. hist. 2, 146; Lydus, De ostentis p. 99, 5 ff (ed. Wachsmuth); Pallad. 1, 35, 14.

21) Sueton, Augustus 90. Vgl. Gruppe a. a. O. 798, 5. Die Ausführungen über den Seehund in der Revue des tradit. pop. 18, 384 f. waren mir nicht zur Verfügung. Vgl. noch Geop. 1, 16.

22) O. Berthold, Die Unverwundbarkeit in Sage und Aberglauben der Griechen, Relgesch. Vers. u. Vorarb. XI (1911) 10 f.

23) Christ, Griech. Literaturgeschichte 4 752 ff.; Karl Münscher, Die Philostrate, Philologus, 10. Supplementband (1907) 467 ff. Vgl. aber auch W. Schmidt, Berliner Philol. Wochenschrift 1909, Sp. 513 ff.

Gemoll schließt deshalb in seinen schon erwähnten Untersuchungen S. 37: „Philostrat ἐν τῷ ἱστορικῷ ist eine Erfindung des Sammlers“. Es scheint mir nicht wahrscheinlich, dass der Sammler dieser Vorschriften aufs geradehin eine solche Angabe mit einem so wenig verständlichen Titel erfunden habe.²⁴⁾

Philostratos III. aus Lemnos, der im dritten Jahrhundert lebte, hat eine Schrift mit dem Titel ἥρωικός verfasst, in der ein abergläubischer Winzer aus dem thrakischen Chersones Heldengeschichten erzählt und dabei viel Abergläubisches einfügt. Nehmen wir an, ἐν τῷ ἱστορικῷ sei, was auch graphisch leicht verständlich ist, verschrieben aus ἐν τῷ ἥρωικῷ, dann haben wir Philostratos III als Quelle dieser Notiz. Da Philostratos im ἥρωικός einen abergläubischen Winzer reden lässt, ist diese Vermutung um so naheliegender. Denn es handelt sich ja in unserem Falle um Winzeraberglauben. Ich las deshalb den ἥρωικός des Philostratos²⁵⁾ durch und fand auch wirklich die Stelle Bd II S. 154: Der Heros Palamedes kommt zu einem Bauer und sagt ihm: „Da Du die Reben gerne hast, so sage mir, was Du vor allem für sie fürchtest. Was anders, sagte der, als den Hagel? Denn durch diesen werden sie vernichtet und zerschlagen. Dann wollen wir, sagte Palamedes, einem Weinstock einen Riemen umhängen, und die anderen werden keinen Schaden mehr erleiden.“²⁶⁾ Philostratos erwähnt allerdings nichts von dem Seehund, sondern nur allgemein, dass man einen Riemen aufhängen soll. Ein Landwirtschaftsschriftsteller, der die Mittel gegen Hagelzauber zusammenstellte, wird sich etwa notiert haben: Aufhängen eines Riemens an einem Weinstock, wie Phil. im ἥρωικός berichtet. Ein anderer oder er selbst fand in einer anderen Quelle, dass in diesem Falle das Fell des Seehundes besonders nütze und fügte das hinzu. Wann die Verschreibung geschah, wird sich kaum entscheiden lassen. Jedenfalls ist aber, was ich anfangs nur vermutete, nun sichergestellt.

4

Φασὶ δὲ τινες, ὅτι κάτοπτρον
ἐὰν ἐπιδείξῃς τῷ ἐπικειμένῳ νέ-
φει, παρελεύσεται ἢ γάλαζα.

Einige aber sagen, dass der
Hagel vorbeigehen wird, wenn
du der drohenden Wolke
einen Spiegel zeigst.

²⁴⁾ Vgl. Boll a. a. O.; Oder, Rhein. Museum f. Philologie 45 (1890) 64.

²⁵⁾ Ausg. von Kayser in der Bibl. Teubn. (1871).

²⁶⁾ „Σὺ δέ, ἐπειδὴ φιλεῖς ποῦ τὰς ἀμπέλους, εἰπέ μοι, τί μάλιστα περὶ αὐταῖς δέδοικας.“ „Τί ἄλλο γε“, εἶπεν, „ἢ τὰς γαλάζας, ὑφ' ὧν ἐκτυφλοῦνται τε καὶ ῥήγνυνται.“ „Ἰμάντα τοίνυν“, εἶπεν ὁ Παλαμήδης, „περιάπτωμεν μὲ τῶν ἀμπέλων καὶ οὐ βεβλήσονται αἱ λοιπαί.“

Der Spiegel wird in der Antike und heute bei vielen Völkern im Aberglauben gebraucht.²⁷⁾ In Indien muss die Witwe, bevor sie nach dem Tode ihres Mannes verbrannt wird, in einen Spiegel sehen.²⁸⁾ Wenn jemand gestorben ist, müssen nach der an vielen Orten Deutschlands geltenden Anschauung die Spiegel verhängt werden.²⁹⁾ Die Leiche soll nicht vor den Spiegel gestellt werden.³⁰⁾ Nachts sieht man im Spiegel ein garstig Gesicht oder den Teufel.³¹⁾ Im Spiegel kann man die Zukunft erkennen und vieles, was man sonst nicht zu sehen vermag.³²⁾ Woher kommt der Spiegel zu dieser Bedeutung im Aberglauben? Primitiver Glaube identifiziert das Bild eines Gegenstandes mit dem Gegenstand selbst. Hat man Macht über das Bild, so beherrscht man auch den Gegenstand oder die Person, die im Bilde dargestellt ist.³³⁾ Deshalb sucht man das Bild eines Dämons in den Spiegel hineinzubannen oder im Spiegel einzufangen, um ihn unschädlich oder gar dienstbar zu machen.³⁴⁾ Auch in dem uns vorliegenden Falle wird man den Gebrauch des Spiegels mit diesem Glauben begründen können.

Doch ist auch eine andere Erklärung möglich: Man hält dem in den Wolken sitzenden Dämon sein eigenes Bild entgegen. Darüber gerät er in Angst und verzieht sich. Diese Erklärung scheint hier einleuchtender als die erste. Dass sie antiker Anschauung entspricht, sehen wir aus Palladius, *De re r.* 1,35, 15: *Nonnulli ubi instare malum (sc. grandinis) viderint, oblato speculo imaginem nubis*

²⁷⁾ A. Abt, *Die Apologie des Apuleius von Madaura und die antike Zauberei*, *Relgesch. Vers. und Vorarb.* IV 24 ff.; Furtwängler, *Die antiken Gemmen III* (1900) 35; Roscher, *Lexikon der griech. und röm. Mythologie u. Erinys Sp.* 1331 f.; F. Liebrecht, *Zur Volkskunde* 85. 88 f.; H. Oldenberg, *Die Religion des Veda* (1894) 526, 4; E. Samter, *Geburt, Hochzeit und Tod* 134 f.; R. Wünsch, *Hess. Blätter f. Volksk.* III (1904) 154 ff.; Wuttke a. a. O. s. Register u. Spiegel.

²⁸⁾ *Zeitschrift des Vereins für Volkskunde* 14 (1904) 207 ff. 302 ff. 395 ff.; 15 (1905) 74 ff.; *Archiv f. Rel. Wiss.* 11 (1908) 137 f.

²⁹⁾ Wuttke a. a. O. 459.

³⁰⁾ Wuttke a. a. O. 461.

³¹⁾ Wuttke a. a. O. 314.

³²⁾ Wuttke a. a. O. 245 f.

³³⁾ Vgl. W. Wundt, *Völkerpsychologie* (1906) II, 2. Teil, 8 f. 88. 169. 191 f. Wünsch a. a. O. 157 führt noch einen zweiten Grund an, der zum Glauben an die wahrsagende Macht des Spiegels führt: „Ferner wirft der Spiegel auch das eigene Bild dessen zurück, der hineinschaut. Für gewöhnlich kann der Mensch sich selbst nicht schauen: so schließt er denn aus diesem einen Falle, dass der Spiegel auch sonst die Kraft habe, Dinge zu zeigen, die menschlichem Erkennen auf natürlichem Wege nicht zugehen.“

³⁴⁾ Ein lehrreiches Beispiel, wie man Dämonen einfängt, führt Wuttke 245 an. Vgl. Meyer, *Bad. Volksleben* 504.

accipiunt et hoc remedio nubem (seu ut sibi obiecta displiceat, seu tanquam geminata alteri cedat) avertunt.

5

*Πάλιν ἐὰν ἐν τῷ χωρίῳ περι-
αγάγῃς ὑαίνης ἢ κροκοδείλου ἢ
φώκης δέρμα, καὶ τοῦτο πρὸ πυ-
λῶν τῆς οἰκῆσεως ἀναρτήσῃς, οὐ
πεσεῖται χάλαζα.*

Wiederum, wenn du an dem Orte das Fell einer Hyäne oder eines Krokodils oder Seehundes herumträgst und dieses vor den Türen des Hauses aufhängst, wird der Hagel nicht fallen.

Die Hyäne galt den Alten, schon weil sie die Gräber aufwühlt und die Leichen heraufholt, als dämonisches Wesen. Schauerhafte Geschichten werden von ihr erzählt.³⁵⁾ Von den antiken Magiern war die Hyäne als dämonisches Tier sehr geschätzt. Plinius (N. h. 28, 92) führt viele Heil- und Zaubermittel an, die man aus Körperteilen der Hyäne herstellte. Hyänenfelle waren im römischen Reich ein gesuchter Handelsartikel, weil sie oft zu Zaubierzwecken verlangt wurden.³⁶⁾

Das Krokodil war den Griechen von Aegypten her als ein gefährliches Tier bekannt. Zugleich wussten sie aber auch, dass es dort göttliche Verehrung genoss. Deshalb ist es nicht verwunderlich, wenn sie ihm dämonische Kräfte zuschrieben.³⁷⁾

Ob das Fell eines dämonischen Tieres herumgetragen oder an der Haustüre aufgehängt wird, ist gleich. Wenn der Hageldämon es nur sieht, dann flieht er.

6

*Εἰ δὲ καὶ κλειδιά πολλά δια-
φόρων οἰκημάτων κύκλῳ τοῦ χω-
ρίου ἐν σχοινίοις ἀπαρτήσεις, παρ-
ελεύσεται ἡ χάλαζα.*

Wenn Du auch viele Schlüssel von verschiedenen Zimmern rings um den Ort herum an Stricken aufhängst, wird der Hagel vorbeigehen.

Dämonen kann man von einem Raume auf dieselbe Weise aussperren wie Menschen: man verschließt alle Zugänge. Steht eine Hochzeit bevor, so verschließt man in Russland alle Türen, ja sogar den Schornstein, damit die bösen Geister, die auf die Neuvermählten lauern, nicht

³⁵⁾ O. Keller, Die antike Tierwelt I, 152 ff.

³⁶⁾ Geopon. 15, 1, 10 ff. 2, 18, 8; Pallad. 1, 35, 14.

³⁷⁾ Vgl. Pallad. 1, 35, 14; Carl J. Steiner, Die Tierwelt nach ihrer Stellung in Mythologie und Volksglauben usw. (1891) 264 f.; Gruppe a. a. O. 799 f. Doch hat der Feuergeist, von dem nach Gruppe Krokodil und Flusspferd erfüllt sein sollen, hier nichts zu tun.

hereinkommen.³⁸⁾ Wenn jemand stirbt, machen an manchen Orten die Nachbarn die Fensterläden zu, damit die scheidende Seele nicht zu ihnen kommt.³⁹⁾ Ist der Leichnam fortgetragen, dann werden im Trauerhause Fenster und Türen geschlossen, denn sonst könnte die Seele des Verstorbenen in ihr Heim zurückkehren und andere Familienmitglieder holen.⁴⁰⁾ In Armenien tragen die Neuvermählten ein zugemachtes Türschloss bei sich.⁴¹⁾ Das ist eine beachtenswerte Weiterbildung des Glaubens: Weil das Schloss die Dämonen aussperrt, wird ihm an sich zauberische Macht zugeschrieben; trägt man ein zugemachtes Schloss bei sich, so sind die Dämonen, die an den Menschen heranwollen, gebunden. Doch auch ohne dass es zugemacht ist, kann das Schloss im Zauber hemmend wirken. Wenn in Ostpreußen eine Leiche aus dem Hause getragen wird, muss auf der Schwelle eine Axt oder ein Schloss liegen.⁴²⁾ Dies soll bewirken, dass der Tote nicht mehr zurückkommt: vor der Axt hat er Angst und kehrt deshalb um, wenn er sie sieht,⁴³⁾ und das Schloss hemmt ihn, die Schwelle zu überschreiten. Dieselbe Wirkung wie das Schloss hat der Schlüssel.⁴⁴⁾ Wenn im Erzgebirge und in der Altmark am 1. Mai das Vieh (zum ersten Mal) ausgetrieben wird, legt man ein frisches Ei und ein Beil oder einen Schlüssel unter die Schwelle, bedeckt es mit Rasen und lässt das Vieh darüber hinwegschreiten. Dies schützt das Vieh vor Behexung.⁴⁵⁾ Wenn eine Kuh gekauft ist, muss sie an mehreren Orten Deutschlands, bevor sie in den Stall hinein darf, über eine Mistgabel, eine Axt, einen Besen, einen Stahl, ein Messer, eine Schere, einen Schlüssel, Dreifuß, eine Schürze gehen.⁴⁶⁾ Wenn die Schlüssel aus Sargnägeln gemacht sind, kann man den Teufel noch besser bannen.⁴⁷⁾ Die Irrlichter, Tückerbolde, feurigen Männer und andere Unholde, die einem Nachts begegnen, verschwinden, wenn man ihnen ein Messer oder einen Schlüssel hinwirft.⁴⁸⁾ Der Schlüssel wird als

³⁸⁾ Vgl. Fehrle, Kult. Keuschheit 40 ff.; Samter a. a. O. 28.

³⁹⁾ Samter a. a. O. 28.

⁴⁰⁾ Samter a. a. O. 28; Wuttke a. a. O. 464.

⁴¹⁾ Samter a. a. O. 28.

⁴²⁾ Wuttke 464.

⁴³⁾ Siehe Seite 22.

⁴⁴⁾ Ueber die Bedeutung des Schlüssels im Glauben der alten Griechen siehe W. Köhler im Archiv f. Rel. Wiss. VIII (1905) 214 ff.

⁴⁵⁾ Wuttke 77. Man darf hier wohl kaum Beziehungen zu Donar suchen, wie Wuttke will.

⁴⁶⁾ Wuttke 439.

⁴⁷⁾ Wuttke 136.

⁴⁸⁾ Wuttke 478.

Amulett sehr viel verwendet. Vor allem schützt er Kinder gegen Krämpfe.⁴⁹⁾

Beim Schlüssel kann verstärkend in der Zauberwirkung in Betracht kommen, dass er aus Metall ist.⁵⁰⁾ Doch wird dies wol nicht der Hauptgrund seiner Wirkung sein.

7

Κὰν παύρουξ ἀναστήσεις ἐπὶ τῶν ὀρωμάτων ξυλόνουξ, ὡς ἐλήσεις σφόδρα. Und wenn du hölzerne Stiere auf den Häusern aufstellst, wirst du sehr nützen.

Vor dem Stier mit seinen gefährlichen Hörnern haben die Dämonen Angst. Stellt man sein hölzernes Abbild auf das Haus, so ist das soviel, wie wenn er selbst dort steht. So gut die Menschen das Abbild mit dem Gegenstand identifizieren, tun es auch die Dämonen. Keiner wird sich deshalb in die Umgebung dieses Bildes wagen. Es wird an einem besonders sichtbaren Ort, auf dem Dache aufgestellt, damit die Dämonen es gut sehen.⁵¹⁾ Statt des ganzen Stieres zeigt man dem Dämon oft nur den gefährlichsten Teil, die Hörner. Die Stierschädel, die im alemannischen Gebiete und sonst in Deutschland an Bauernhöfen befestigt waren, sind vielfach gegen die Wetterdämonen gerichtet.⁵²⁾ In Indonesien haben die Pontianak, Dämonen, die Kindern und Männern gefährlich sind, am meisten Angst vor Hörnern.⁵³⁾ Dahin gehört auch das „far le corna“, das die Italiener gegen den bösen Blick anwenden.⁵⁴⁾ Hier sei eine Frage erlaubt: Haben die „horns of consecration“, die Hörner, die an den altkretischen Altären angebracht sind, nicht den Zweck, die bösen Dämonen von dem Altar fernzuhalten?⁵⁵⁾ Der primi-

⁴⁹⁾ Marie Andree-Eysn, *Volkskundliches*. Aus dem bayrisch-österreichischen Alpengebiet (1910) 137 f.

⁵⁰⁾ Vgl. Wünsch, *Hess. Bl. f. Volksk.* III (1904) 66. Um die Mäuse aus dem Hause zu vertreiben, muss die Hausfrau beim Frühläuten am Ostertage alle Schlüssel des Hauses zusammenbinden und mit dem Bunde im Keller solange rasseln als das Läuten dauert (Wuttke 399). Hier wird der Lärm die Hauptwirkung hervorrufen. Denn wenn man in der Christnacht durchs Haus trommelt, verlassen die Mäuse das Haus auch (ebenda).

⁵¹⁾ Eine andere Begründung für das Aufstellen eines Apotropaions auf dem Dache ergibt sich zum größten Teil für die von Samter, *Geburt, Hochzeit und Tod* S. 46. 55. 215 angeführten Beispiele. Doch hier kommt diese nicht in Betracht.

⁵²⁾ E. H. Meyer, *Badisches Volksleben* 369 f.

⁵³⁾ *Archiv f. Rel. Wiss.* IX (1906) 271.

⁵⁴⁾ Jahn, *Berichte der sächs. Ges. d. Wiss.* 1855, 58. Vgl. Bolte, *Zeitschrift des Vereins für Volkskunde* XIX (1909) 63 ff., wo gezeigt ist, wie der Gestus auch anders angewandt wird.

⁵⁵⁾ Vgl. *Archiv f. Rel. Wiss.* VII (1904) 127 ff. 137. 271. VIII, 145. 148, 3. 513. René Dussaud, *Les civilisations préhelléniques dans le bassin de la mer Egée* (1910) 199 ff. 204 f. 216. 231. 255.

tive Glaube kann in die höhere Religion aufgenommen und vielleicht umgedeutet worden sein. Wenn eine Kultur zugrunde geht, retten sich solche Anschauungen in die neue Zeit hinüber und bleiben im Aberglauben. So kann auch das Horn im Aberglauben der Griechen ein Rest aus jener alten Zeit sein. Es kann aber auch selbständig wieder zum *ἀποτρόπαιον* geworden sein.⁵⁶⁾

Wie in unserem Falle mit Hörnern, drohte man sonst den Hageldämonen mit gefährlichen Waffen. Nach Palladius 1,35, 1 erhob man bei Hagelgefahr drohend blutige Beile zum Himmel.⁵⁷⁾

8—9

8. *Καὶ χελώνην δὲ τὴν ἐν τοῖς ἔλεσιν ἐβρίσχομένην ἐὰν εἰς τὴν δεξιὰν χεῖρα θῆς ὑπτίαν, περιχομισάτω εἰς τὸν ἀμπελῶνα πάντα· ἐπειδὴν δὲ περιέλθῃς, τότε εἰς μέσον τοῦ ἀμπελῶνος πορευθεῖς, θέτω ὑπτίαν ζῶσαν, ὀλίγην γῆν περιαιμιάμενος αὐτῆς, ὅπως μὴ θνηθῆ στροφέασα ἑαυτὴν ἀποπορευθῆναι· οὐ θνήσκειται δέ, τῆς ὑπὸ τοὺς πόδας γῆς κοιλοτέρας γενομένης, οὐκ ἔχουσα γὰρ ἀντίληψιν, μένει ἐν τῷ τόπῳ) καὶ εἰς ἀρουραν δὲ καὶ πάντα τόπον οὐκ ἂν πέσοι χάλαζα, τούτου γινόμενον.*

9. *Εἰςὶ δὲ τινες καὶ οἱ φάσκοντες, ἕκτη ὥρα ἡμέρας ἢ νυκτός δεῖν γίνεσθαι τὴν περιχομιδὴν καὶ κατὰθεσιν τῆς χελώνης.*

Und eine Schildkröte von der Art, die man im Sumpfe findet, lege rücklings auf die rechte Hand und trage sie dann auf dem ganzen Weinberg herum. Wenn du aber herumgegangen bist, dann gehe in die Mitte des Weinberges, lege sie lebend auf den Rücken, häufe etwas Erde an um sie herum, damit sie sich nicht wenden und weggehen kann (sie wird es aber nicht können, wenn unter ihren Füßen der Boden etwas hohl gemacht ist, da sie nichts zum Anstemmen hat und bleibt an dem Orte) und auf das Land und die ganze Gegend wird kein Hagel fallen wenn dies geschieht.

Einige behaupten auch, zur sechsten Stunde des Tages oder der Nacht müsse das Herumtragen und Niederlegen der Schildkröte geschehen.

⁵⁶⁾ Dass man in Griechenland einen Altar gegen böse Einflüsse schützt, steht nicht einzig da: in Delos wurde der Altar der Aphrodite mit Pech beschmiert, um gegen böse Geister gesichert zu sein. Vgl. Samter a. a. O. 156 f. — Ueber Stierhörner an altisraelitischen Altären s. J. Benzinger, Hebräische Archäologie² (1907) 321. Ueber Götter, die Hörner auf dem Kopfe haben vgl. Fraser, Adonis, Attis, Osiris² (1907) 29. 94. 96. 115, 2.

⁵⁷⁾ Vgl. Samter a. a. O. 40 ff. Herodot I, 172.

Schon in den homerischen Hymnen wird die Schildkröte als Schutz gegen Zauber genannt.⁵⁸⁾ Nach Geop. XII 7,5 und Palladius 1, 35,5 kann man mit ihrer Hilfe das Gemüse gegen Ungeziefer schützen. Oft wird sie zur Weissagung verwendet.⁵⁹⁾ Bisweilen wird sie in antiken Gräbern gefunden, wo sie wol meist apotropäischen Zweck hat.⁶⁰⁾ Auch unter den Sternbildern ist sie.⁶¹⁾ Im Kulte wird sie bei den Griechen gelegentlich verwendet, kommt auch in manchen Sagen vor und steht mit Göttern in Verbindung.⁶²⁾ Im Zauber und Aberglauben anderer Völker wird sie ebenfalls erwähnt.⁶³⁾ An unserer Stelle soll sie als magisches Tier die Hageldämonen vertreiben. Drum wird sie auf dem ganzen Weinberg herumgetragen und nachher in der Mitte hingelegt.⁶⁴⁾

Die Vorschrift, die Schildkröte auf die rechte Hand zu legen, hat viele Parallelen in den Zauberregeln.⁶⁵⁾ Die rechte Hand gilt oft als die wirksamere. Die sechste Stunde des Tages ist Mittag, die sechste Stunde der Nacht Mitternacht. Nach antikem und neuerem Aberglauben sind zu beiden Zeiten die Dämonen besonders tätig.⁶⁶⁾ Deshalb wirkt der Zauber um diese Zeit vor allem.

⁵⁸⁾ Hom. hym. III, 37 f. Hermes redet die Schildkröte an: Ἡ γὰρ ἐπηλυσίγης πολυπήμενος ἔσσει ἔγμα ζώουσ'.

⁵⁹⁾ Literatur bei Gruppe a. a. O. 1333, 11.

⁶⁰⁾ A. Catalogue of the Cyprus Museum by Myres and Ohnefalsch, Richter (1899) no. 3277. Vgl. dazu W. H. D. Rouse, Greek votive offerings (1902) 381, 4. Herr Dr. R. Pagenstecher macht mich darauf aufmerksam daß man in vielen archäologischen Sammlungen Schildkröten aus Ton finde, die fast alle aus Gräbern stammen. In der Heidelberger Sammlung des archäol. Instituts sind zwei Exemplare.

⁶¹⁾ F. Boll, Sphaera, Neue griech. Texte und Untersuchungen zur Geschichte der Sternbilder (1903) 200 f. 205. 447.

⁶²⁾ Gruppe a. a. O. s. Register u. Schildkröte; Martin P. Nilsson, Griechische Feste von religiöser Bedeutung (1906) 378 f.

⁶³⁾ Angelo de Gubernatis, Die Tiere in der indogerman. Mythologie, übers. v. M. Hartmann (1874) 616 ff.; R. Andree, Votive u. Weihgaben (1904) 129 ff.; Liebrecht, Zur Volkskunde 85 f.

⁶⁴⁾ Eine ähnliche Vorschrift steht bei Plinius N. h. 18, 294. Vgl. Pallad. I, 35, 14, wo dieselbe Vorschrift steht wie an unserer Geoponikerstelle.

⁶⁵⁾ Abt, Die Apologie des Apuleius 200 f.; O. Weinreich, Antike Heilungswunder, Religgesch. Vers. u. Vorarb. VIII (1909) 39 ff.; Wuttke a. a. O. s. Register unter „Rechte Seite“ und „Rechts und Links“; Archiv für Rel. Wiss. X (1907) 543 f.; Geopon. 13, 8, 6; 15, 8, 1; 17, 6; 18, 3, 7. — Zu ὑπιος vgl. Geopon. 15, 2, 26; 17, 29, 1.

⁶⁶⁾ Darauf hat mich Herr Professor Boll hingewiesen. Ueber die Tätigkeit der Dämonen um die Mittagszeit hat Drexler in Roschers Lexikon der griechischen und römischen Mythologie unter Meridianus daemon viel Material gesammelt. Vgl. W. Kroll in der Festschrift zur Jahrhundertfeier der Universität zu Breslau (1911) 481. — Mitternacht ist bekannt als Geisterstunde. Vgl. Wuttke a. a. O. s. Register unter Mitternacht.

10

Ἄπολλῆος δὲ ὁ Ῥωμαϊκὸς φησι, σταφυλὴν πίνακι ζωγραφήσαντα καθιεροῦν ἐν τῷ ἀμπελῶνι δυνούσης τῆς λύρας, καὶ ἀβλαβῆ διαμένειν τὸν καρπὸν. ἄρχεται δὲ δύνειν ἡ λύρα τῇ πρὸ ὀέχα καλανθῶν Φεβρουαρίων.⁶⁷⁾ τελείως δὲ δύνει τῇ πρώτῃ νονηῶν Φεβρουαρίων.

Apuleius aber, der Römer sagt, man solle eine Traube auf eine Tafel malen und sie im Weinberg weihen, während die Leier untergeht, und die Frucht werde unbeschädigt bleiben. Die Leier aber beginnt unterzugehen am 23. Januar, vollständig aber geht sie unter am 4. Februar.

Wo Apuleius diese Weisung gibt, ist mir nicht bekannt. Plinius N. h. 18, 294 führt dieselbe Vorschrift an, verweist aber auf Varro: Varro auctor est, si fidiculae occasu, quod est initium autumnus, uva picta consecretur inter vites, minus nocere tempestates.

Eine geweihte Traube, ob in natura oder im Abbild, mögen die Dämonen nicht sehen, gerade wie bei uns der Teufel vor geweihten Gegenständen flieht.

Warum muss der Zauber beim Untergang des Sternbildes der Leier ausgeführt werden? Es gibt zwei Sternbilder mit dem Namen Leier. Die eine hat den Beinamen *δυσώνυμος*.⁶⁸⁾ So wird jemand genannt, dessen Name eine böse Vorbedeutung enthält.⁶⁹⁾ Welch schauerliche Gedanken man mit dem Sternbilde dieser Leier in Verbindung brachte, hat Boll in der Sphära S. 266 f. gezeigt. In solchen Gedanken könnte der Grund liegen, warum gerade an diesem Tage der Zauber wirkt. Aber die Leier, deren Untergang hier bezeichnet wird, ist eine andere. Doch es wäre an sich nicht unmöglich, dass beide Sternbilder verwechselt worden wären und man die schlimme Vorbedeutung der einen Leier auf die andere übertragen hätte, wenn nicht ein anderer Grund dagegen spräche. *Δυσώνυμος* wird die Leier nur genannt bei dem Babylonier Teukros, und die schlimmen Wirkungen, die ich oben andeutete,

⁶⁷⁾ Ueberliefert ist *φεβρουαρίων* im cod. Parisinus 2313, die anderen Handschriften scheinen nach Beckhs kritischem Apparat *Δεκεμβρίων* zu haben. Das kann aber keinesfalls richtig sein. Vgl. Wachsmuth's Register in der Ausgabe des Lydus, De ostentis p. 348 f., wo die Parallelüberlieferungen zusammengestellt sind und Bolls schon erwähnten Griech. Kalender II, 34. Wenn die Angaben über den Untergang der Leier um einige Tage auseinandergehen, so darf man sich daran nicht stoßen. Auch heute stimmen solche Wahrnehmungen der Astronomen oft nicht besser. Vgl. Boll, Griech. Kalender I, Sitzungsber. der Heidelberger Akad. d. Wiss. 1910, 19. Jedenfalls ist Beckhs Text zu berichtigen.

⁶⁸⁾ Boll, Sphaera 104 ff. 266 ff.

⁶⁹⁾ Vgl. Sophokles Aias v. 914 und 430 ff.

sind nur von Manilius erwähnt,⁷⁰⁾ scheinen also wenig bekannt gewesen zu sein.

Herr Professor Boll weist mich auf eine andere Erklärung: Die Leier, die hier gemeint ist, hat gewisse Beziehungen zu Dionysos: Orpheus hatte den Helios den größten Gott genannt und den Dionysos vernachlässigt. Darüber erzürnt ließ dieser durch seine Bakchen den Sänger zerreißen. Die Musen aber baten den Zeus, er möge die Leier an den Himmel versetzen. Ihr Wunsch wurde gewährt.⁷¹⁾ Die Tötung des Orpheus durch Dionysos ist also der Grund für die Versetzung der Leier an den Himmel. Da Dionysos der Gott des Weines ist, kann der Zauber, der beim Untergang der Leier vollführt wird, im Weinberg besonders wirken. Die Sternbilder wurden oft in dieser Art zum Zauber verwandt. „Denn die Astrologen zerbrechen sich meist nicht lange über Wirkung und Bedeutung eines Sternbildes den Kopf: der Name oder auch eine Sternsage, die mit dem Namen verknüpft war, geben die Deutung.“⁷²⁾

11

Ταῦτα μὲν εἴρηται τοῖς ἀρχαίοις. ἐγὼ δὲ ἕνα τῶν εἰρημένων ἀπρεπῆ λίαν ἡγοῦμαι καὶ φευκτά, καὶ πᾶσι παρααινῶ μηδ' ὄλως τούτοις προσέχειν τὸν νοῦν. τούτου γὰρ χάριν αὐτὰ συνέγραψα, ἵνα μὴ δόξω τι παραλιμπιάνειν τῶν τοῖς ἀρχαίοις εἰρημένων.

Dies ist von den Alten gesagt. Ich aber halte einiges von dem Gesagten für ganz unziemlich und verwerflich und mahne alle, gar nicht darauf zu achten. Deswegen nämlich habe ich dies zusammengestellt, dass es nicht scheint, als ob ich etwas von dem, was die Alten berichtet, ausgelassen habe.

Dieser Abschnitt kann als Beweis dafür dienen, dass obige Vorschriften wirklich aus der Antike stammen. Allerdings stimmt die Angabe des Kompilators, er lasse sich nicht gerne nachsagen, dass er etwas ausgelassen habe und nur deshalb seien so verwerfliche Geschichten von ihm vorgebracht worden, nicht zu dem, was er zu Beginn des 13. Buches (XIII 1, 1) sagt: „Vieles ist von den Alten über die Abwehr der Heuschrecken berichtet. Ich schreibe nur das Leichtere in Auswahl.“⁷³⁾ Es werden also wol andere Gründe gewesen sein, die ihn veranlasst haben, alle, auch

⁷⁰⁾ Boll, Sphaera 266.

⁷¹⁾ Eratosthenis catasterismorum reliquiae rec. C. Robert (1878) 138 ff.

⁷²⁾ Boll, Sphaera 35. Vgl. ebenda 113 ff. 153. 155 f. 293. 378 f.

⁷³⁾ Πολλὰ μὲν τοῖς ἀρχαίοις εἴρηται πρὸς ἀποδίωξιν ἀκρίδων. ἐγὼ δὲ τὰ εὐχερέστερα ἐπιλεξάμενος γράφω.

die nach seiner Ansicht verwerflichen Vorschriften anzuführen. Eugen Oder hat gewiss recht⁷⁴⁾: „Wir können auf Grund der Einleitungsworte des Sympathietraktates annehmen, dass der Sammler jene (d. i. die abergläubischen Manipulationen) mit innerlichem Schmunzeln aus seinen heidnischen Vorlagen herübernahm. Aber alles hat seine Grenzen, zumal für einen Byzantiner. Wenn er in den von ihm zusammengestellten praktischen Anweisungen für Landwirte allzu arges Teufelszeug mitteilte oder gar empfahl, konnte er leicht in den Verdacht kommen, selbst heidnischer Magie zu fröhnen, und das konnte ihm trotz der gesetzgeberischen Konnivenz den Hals kosten.⁷⁵⁾ Um sich nun in den Augen gläubiger Leser pflichtschuldig zu sichern, hat er an zwei besonders saftigen Stellen seiner scheinbar aufrichtigen Entrüstung über den verwerflichen Inhalt des Mitgeteilten in persönlichen Zusätzen einen kräftigen Ausdruck gegeben.“⁷⁶⁾

12

Καὶ ἵππου ποταμίου τῆς δοραῖς ἀποτμήματα, καθ' ἑκάστου τῶν τερμίωνων τεθέντα, τὴν τῆς χαλάζης ἰστησὼν ἀπειλήν.

Auch Riemen von der Haut eines Flusspferdes, an jedes Ende hingelegt, bringen die Drohung des Hagels zum stehen.

Plinius N. h. 28, 121 berichtet allerlei Aberglauben, der mit dem Flusspferd in Verbindung gebracht wird. In Aegypten schrieb man dem Tiere schlimme Untaten zu. Von dort wird wohl der Glaube an seine dämonische Macht zu den Griechen gekommen sein.⁷⁷⁾

Dass dieser Abschnitt so vereinzelt nach dem Schluss zu den anderen Vorschriften steht, darf bei der oberflächlichen Sammelarbeit, wo vielfach Zusammengehörendes getrennt ist, nicht befremden.⁷⁸⁾

Wenn heute auch Hagelversicherungen und Gelehrte die Ursachen und die Verbreitung des Hagelwetters auf naturwissenschaftlichem Wege zu erforschen suchen, so glaubt der Bauer doch vielfach noch, dass übernatürliche Mächte hier mit im Spiele seien. Zaubersprüche und -handlungen sind bei unserem Landvolk noch sehr verbreitet.

⁷⁴⁾ Rhein. Museum für Philologie 48 (1893) 13 f.

⁷⁵⁾ Rhein. Museum für Philologie 45, 96 f.

⁷⁶⁾ Eine dieser Stellen ist die eben behandelte, die andere ist XIII, 5, 6: *Τοῦτό μοι γέγραπται διὰ τὸ μὴ δοκεῖν τι παραλιμπάνειν. οὐδέχομαι δὲ πάντα τὰ τοιαῦτα, μὴ γένοιτο· καὶ πᾶσι τὰ αὐτὰ συμβουλεύω, ὥστε μὴ προσσχέειν μηδενὶ τούτων γέλωτος ἀξίω.*

⁷⁷⁾ Keller, Tiere des klass. Altertums 202 ff.; Derselbe, Die antike Tierwelt 406 f.; Boll, Sphaera 215. 222 f. 237. Vgl. oben S. 16.

⁷⁸⁾ Oder a. a. O. 17 f.

Viele davon gehen auf antike Vorschriften zurück,⁷⁹⁾ neue haben sich in analoger Weise gebildet. Statt der bösen Dämonen treffen wir jetzt den Teufel mit seinen Gesellen und die Hexen. Oder der liebe Gott und Petrus machen das Wetter. Man kann auch sie durch Bitten gewinnen. Als letztes Jahr ein mir bekannter Bauer des badischen Oberlandes in die Hagelversicherung eintrat, machte ihm sein gottesfürchtiger Nachbar den Vorwurf: „Hesch (Hast) du so wenig Gottvertraue und gosch (gehst) in d' Hagelversicherung!“

⁷⁹⁾ Sogar die christliche Gesetzgebung hat noch lange Zeit, als sie schon mit schweren Strafen gegen die heidnischen Magier vorging, nützliche magische Mittel, wie Hagelzauber erlaubt. Oder, Rhein. Museum 45 (1890) 96 f. — G. Hellmann hat in seiner Ausgabe und Erklärung der „Bauern-Praktik“ vom Jahre 1508 (Neudrucke von Schriften und Karten über Meteorologie und Erdmagnetismus Nr. 5, 1896) S. 54 ff. gezeigt, daß viel von unserem Wetteraberglauben auf die Antike zurückgeht.

Badische Sagen

aus A. Birlingers Nachlass mitgeteilt von **Fridrich Pfaff**.

10.

Vom Brudergarten (Bruderberg) bei Münchweier, B. A. Ettenheim, nebst dem Hexenstein auf dem Berg Heubach und dessen Umgebung.

Erzählung eines redlichen aufrichtigen Mannes namens August K. im
Alter von 68 Jahren von Münchweier.

Mein Urgroßvater, Benedikt mit Namen, der als Jäger diente, erzählte meinem Großvater und Vater folgende Geschichte, die er selbst erlebte. Er kannte die drei Brüder auf dem Klösterle im Brudergarten¹⁾, besonders den B. Valentin, den man nur den Frommen nannte. Eines Tages fand er im Walde den B. Valentin in heißen Tränen auf den Knien liegend, wie er die Worte ausstieß:

„Vielgeliebte Theodora, dich musste ich verlassen, ja man hat dich mir entrissen, auch mein teures Vaterland, von dir musste ich scheiden, und meine auch einzige Stütze, ja mein Letztes, was ich noch besass, das gute Tier, nebst Allem, hast du grausames Schicksal mir genommen; fürchterlich haustest du, mein Verfolger Hagondo. Wodurch habe ich verdient, dass du mir meinen Wohnsitz diese Nacht abbranntest, und mich gewaltsam hierher ins Gebirge an diesen Abgrund geschleudert hast? Haben dich früher meine Brüder beleidigt?“ —

Nun unterbrach mein Urgroßvater den Bruder Valentin. Der Zufall wollte es, dass er diesen Morgen gerade in den Bruderberg auf die Jagd ging und gleich beim Fuß des Bergs den Steinesel vom Klösterle aus dem Brudergarten fand, welcher weidete. Er wollte ihn gerade wieder ins Klösterle treiben, sah aber gleich, als er in den Wald hineinkam, den B. Valentin, wie er so kniete und jammerte.

„He, holla, guter B. Valentin, was hat man euch Leides zugefügt, dass ihr so jammert? Seid ihr vielleicht misshandelt worden, oder ist euch gar euer Esel gestohlen worden?“ schrie ihm der Urgroßvater zu. B. Valentin fuhr zusammen, er sah sich indes sogleich gegen den Jäger um, stand auf, ging zu ihm und sprach: „Gott zum Gruß, Herr Jäger“, und wischte sich dabei die Tränen aus den Augen. „Nur nicht

¹⁾ Berg nordöstlich von Münchweier gegen Wallburg zu.

so traurig, Herr B. Valentin, seht dort hin an den Baum, worauf der Weidmann mit seinem Finger deutete, dann wird es euch gewiss wieder besser werden.“ B. Valentin richtete sogleich seine Augen auf den Baum, und er rief voll Freude: „Ach mein gutes Tier, unsere Liese, es lebt noch. Habe Dank, Hagondo, du hast mir doch noch etwas gelassen, jetzt bin ich wieder reich genug, wenn ich gleich kein Obdach mehr habe.“

Jetzt unterbrach abermals der Jäger den B. Valentin und sprach: „Was wollt ihr mit diesen Worten sagen, nämlich vom Hagondo und Obdach? Hat man denn euch vom Brudergarten verstoßen oder hat der Zauberer oder Hexenmeister Hagondo selbst oder seine ruchlose Mutter die Hexe Allfada oder deren höllischer Anhang euch und den Brüdern Zölestin und Klaudian etwas zu leide getan? Ist denn der Bube nebst seiner verruchten Mutter, die schon so manchen Unfug getrieben und Menschen und das liebe Vieh oft so schrecklich geneckt und geplagt haben, noch nicht zur Hölle gefahren? Ich habe wenigstens geglaubt, sie wären schon längst, wo sie hingehören.“ B. Valentin schüttelte aber bedenklich den Kopf, schlug seine Augen nieder und sprach ganz bekümmert und leise zum alten Jäger: „Es wäre gut, wenn Hagondo und seine Mutter Allfada nicht mehr wären, allein —“. „Nun so redet doch weiter, denn mit dem allein ist mir noch nicht geholfen, denn wenn man a sagt, so muss man auch b sagen, sonst gebe ich für das alles nichts, und wenn ihr hier auf dem Platze nicht reden wollt, so wollen wir in den Brudergarten, oder wenn es euch besser dünkt und lieber ist, in meine Wohnung, die auch nicht weit von da entfernt ist, gehen, dies stelle ich euch frei, lieber B. Valentin, und so wird es gewiss recht sein“. B. Valentin aber sprach: „Guter Jäger, wir wollen zuerst auf den Berg hinauf, um zu sehen, was darauf abgebrannt ist, oder könnte auch vielleicht jetzt noch etwas zu retten und noch übrig geblieben sein, und ist dies nicht der Fall, so will ich mit euch, guter Jäger, in eure Behausung gehen.“

Nun gingen sie beide den Weg hinauf bis zum Brudergarten, und zu ihrem Erstaunen lag die Kapelle samt der kleinen Wohnung der drei Brüder in Asche. B. Valentin fiel auf seine Knie beim Anblick der Brandstätte, faltete seine Hände und schrie mit mächtiger Stimme: „Hagondo, Hagondo! nun fahre zur Hölle!“ So, dass es meinem Urgroßvater, der sonst nicht leicht, wie ihr euch denken könnt, als Jäger sich erschrecken ließ, doch ganz bang und ängstlich zu Mut ward. Aber nun entstand ein heftiger

Wind und der Klösterleplatz fing von neuem an zu rauchen und zu dampfen, ja eine Flamme stieg aus dem Boden heraus, und ungefähr 100 Schritte von der Brandstätte entfernt war der Kohlplatz, worauf ein Kohlenhaufen im Augenblick dampfte, und ein Köhler ging auf demselben und stieß mit einer langen Stange in die Luftlöcher des Kohlenhaufens. Dem Jäger, der doch alle Köhler in der Gegend kannte, kam der Köhler ganz fremd und auffallend vor. B. Valentin sah aber nicht auf den Köhler, sondern auf den Boden. Aber den Jäger stach doch die Neugierde, er zupfte B. Valentin an seinem Gewand und sprach: „Was ist dort drüben für ein Kohlenbrenner und wie heißt er mit Namen?“ Aber B. Valentin wollte dem alten Jäger nicht antworten, worauf der Urgroßvater zornig wurde und seine Frage an B. Valentin wiederholte. Nun holte B. Valentin einen tiefen Seufzer und sprach: „Der Köhler, Herr Jäger, heißt Rudolf und brennt hier im Brudergarten die Kohlen für sich. Nun kommt und lasset uns hinweggehen.“ „Warum aber so schnell?“ fiel der Urgroßvater ein. „Nun, weil ich es mit euch gut meine“, erwiderte B. Valentin, „deshalb wollen wir von hier gehen, und wann wir in eurer Behausung sind, Herr Jäger, dann will ich euch alles haarklein erzählen, warum meine Brüder, nämlich Zölestin und Klaudian samt dem Klösterle verbrannten. Kommt nun schnell, Herr Jäger, denn wir haben jetzt Zeit.“ Er nahm den Jäger an der Hand, der aber zuerst immer wissen wollte, warum er so eilen wollte; aber B. Valentin gab ihm keine Antwort mehr und zog ihn mit sich den Berg hinunter. Der kleine Steinesel folgte ihnen nach.

Während sie den Berg abwärts gingen, entstand ein starkes Hagelwetter und verfolgte sie bis an die Türe vom Jägerhaus, das nur einige 100 Schritte vom Bruderberg stand. Wie der Urgroßvater nun die Tür öffnete, sprang B. Valentin, der Urgroßvater nebst dem Esel alle zur Tür in die Stube hinein, denn Schloßen fielen wie Taubeneier vom Himmel herunter. Dem B. Valentin haben die Schloßen, indem er keine Kappe auf dem Kopf und noch dazu einen Kahlkopf hatte, einige Löcher in die Glatze geschlagen, so dass ihm das Blut über die Stirne hinab floss. Auch dem alten Jäger ist alles Fragen und Plaudern vergangen, indem auch ihn die Schloßen getroffen und zugleich ein schrecklicher Wind ihm den Hut vom Kopf gejagt hatte. B. Valentin und der Urgroßvater setzten sich, als sie in die Stube kamen, gleich auf die Ofenbank, denn sie waren halb ohnmächtig. Die Urgroßmutter brachte gleich einen Erholungstrunk und tat den Esel in den Stall. Aber mein Großvater, der damals

noch ein Bube von ungefähr 15 Jahren war und Peter hieß, sprang ganz eilends zur Türe herein und schrie, was er aus vollem Halse konnte: „Kommt alle heraus und seht, wie in der Mitte des Waldes ein Feuer brennt!“ Auf dieses Rufen Peters fiel B. Valentin auf seine Kniee, bekreuzte sich über Stirn und Brust und sagte ganz bedenklich: „Der Allerhöchste beschütze und sei bei uns und wende doch in dieser jetzt so schrecklichen Stunde alles Unglück von uns ab!“ Als er diese Worte gesprochen hatte, so bat er den Jäger, die alte Mutter nebst dem 15jährigen unerschrockenen Peter, welcher beinahe schon alle Tage mit dem Vater auf die Jagd ging und auch gerade vom Berg Heubach²⁾ kam, auf welchem der Hexenstein heute zu Tag noch liegt, sie möchten tun wie er, was sie gleich alle drei befolgten. B. Valentin betete jetzt auf den Knieen mit den dreien, dann ging er an die Haustüre und betete auch im Stillen. Kaum war er mit Beten fertig, wurde das Firmament immer dunkler. Es wurde dem alten Jäger und den Seinigen ganz heiß und bang, sodass sie vor Angst schwitzten, denn der Sturmwind nahm immer mehr und mehr zu, das Wild sprang auf Haufen zusammen, der Blitz durchkreuzte und erleuchtete die Dunkelheit. B. Valentin ging ans Fenster und sagte: „Kommt nur alle drei her zu mir und fürchtet euch nicht, denn der Allmächtige lässt der höllischen Zauberin Allfada nicht zu, dass sie uns schaden kann; auch ihr ruchloser Sohn Hagondo hat keine Macht über dieses Haus“. Auf dieses Zureden gingen mit bangem Herzen der Jäger und die Jägerin ans Fenster. Vom Jägerhaus konnte man überall in der ganzen Gegend umherschauen. B. Valentin machte, wie die beiden beim Fenster waren, dasselbe auf. Peter aber wollte noch nicht recht ans Fenster und sagte: „Ich will für meinen Teil am Ofen stehen bleiben, denn ich traue dem Wetter doch nicht, denn seht nur auf den Berg Heubach recht, was dort droben ist und wo ich noch vor einer halben Stunde den Reißaus am Hexenstein nahm, dort geht es — Gott sei bei uns — nicht mit rechten Dingen zu.“ B. Valentin aber sagte: „Komm nur, Peter, zu mir her, es geschieht dir nichts und sieh jetzt auf den Heubach hinauf, wie es dort zugeht.“ Endlich ließ Peter sich überreden, ging auch ans Fenster, stellte sich ganz nahe neben B. Valentin und sagte zu ihm: „Könnt ihr aber denn auch gewiss gut dafür sein, dass uns das Wetter nichts schadet?“ „Ja, lieber Peter, für das habe ich schon unter der Haustüre gesorgt, denn dieses

²⁾ Heubachbühl östlich von Ettenheimmünster gegen Streitberg und Schweighausen zu.

Wetter kommt nicht von Gott, sondern die Hexe Allfada kocht es dort droben in ihrem Zauberkessel“, wobei B. Valentin mit dem Finger auf den Heubach deutete. „Auch ihr beide“, zum Jäger und seiner Frau sich wendend, „seht dort hinauf, liebe Leute und bemerkt ihr auch den Hagondo, wie er neben dem Kessel auf dem Hexenstein steht. Glaubt nun mir, wenn das höllische Gesindel Macht über uns hätte, so wäre eben so wenig noch etwas von uns da, als vom Brudergarten, denn nur Hagondo und seine höllische Mutter Allfada haben den Brudergarten nebst meinen Brüdern Zölestin und Klaudian vernichtet.“

Als B. Valentin die Worte kaum ausgesprochen hatte, so schlug die alte Jägerin die Hände zusammen und sprach, indem ihr das Wasser in den Augen stand: „Großer Gott, ist denn der schöne Brudergarten ganz zerstört, und wie ihr sagt, B. Valentin, das durch den Hexenmeister und die alte Zigeuner-Hexe? Warum hat aber der liebe Gott dies dem Höllengesindel zugelassen, die Brüder Zölestin und Klaudian waren ja doch so fromm und man hat ja so wenig als von euch guter B. Valentin etwas unrechtes gehört. Doch bin ich froh, dass ihr noch am Leben seid und ihr werdet gewiss auch wissen, warum dies alles so geschehen ist.“ Die alte Jägerin wurde gestört, indem ein gewaltiger Donnerschlag das ganze Haus erschütterte und Blitzstrahlen fielen zugleich am Fenster herunter, ja es fiel Schlag auf Schlag, sodass ihnen das Gucken zum Fenster hinaus verging, sie bebten und zitterten ganz schrecklich vor Angst. Aber B. Valentin, dem die Sache ganz genau bekannt war, zitterte nicht, sondern sprach: „Fürchtet euch nicht so entsetzlich, denn seht nur geschwind an den Hexenstein hinauf, wie jetzt Hagondo sein höllisches Ross besteigt, und seine alte Zaubermutter hört nun auf mit der Rute in den Kessel zu schlagen“. „Aber, B. Valentin“, sagte Peter, „was ist denn das für ein Ungeheuer, welches hinter dem Hexenmeister steht?“ „Auf diesem sitzt die alte Allfada, wenn sie ihr böses Werk verrichtet hat“, sagte B. Valentin, „und wer weiß, welcher Gegend das Wetter einen großen Schaden verursachte, vielleicht hat es noch gar Schiffe auf dem Meere zu Grunde gerichtet.“ Nun bestieg auch Allfada ihr Ungeheuer, das ihr ein schwarzer kleiner Kerl wie ein Zwerg vorführte. Das Gewitter ließ nach, und das Feuer samt dem Kessel verschwand. Aber Hagondo nebst vielen Begleitern in verschiedenen Gestalten nahm den Weg gegen den Brudergarten zu. Ja es schien, als wäre die sämtliche gräßliche Gesellschaft beschäftigt, den Hexenstein mit sich fort zu schleppen. Bald war nichts mehr vom Gefolge zu sehen,

nur noch Hagondo und seine Mutter waren wegen ihres feurigen Ungeheuers, worauf beide sassen, sichtbar. Als beide auf dem Kohlplatze beim Brudergarten ankamen, blieben sie halten und mit einem entsetzlichen Donnerschlag verschwanden die beiden Gestalten. „Nun ist, Gott sei Dank, wieder ein Tag vorüber, wo Hagondo und seine Mutter auf der Oberwelt zu hausen hatten, nur ihre Anhänger bleiben noch zurück; meine Brüder aber samt dem Brudergarten mussten ihren Untergang dabei finden“, sagte B. Valentin und holte bei diesen letzten Worten einen recht tiefen Seufzer, machte das Fenster zu und setzte sich dann auf die Ofenbank nieder. Der Urgroßvater aber ging der Stubenuhr zu und bemerkte jetzt erst zu seinem großen Erstaunen, dass es 1/211 Uhr nachts war, denn der Tag ging während des Gewitters ganz vorüber.

„Margret“, sagte der Jäger zur Frau, „ei, es ist schon 1/211 Uhr, gehe doch geschwind und richte etwas zu essen, und du, Peter, geh in den Keller und hole Wein, denn die Geschichte hat uns alle gehindert; doch ist alles, wie es B. Valentin voraus sagte, gut gegangen“. Wie befohlen, taten Mutter und Sohn.

„Nur vergiss doch den Esel nicht zu füttern, Peter“, sagte der Jäger, was Peter auch gleich besorgte. Als man mit Essen fertig war, so ersuchten sämtliche den B. Valentin zu erzählen, wie er in Brudergarten kam und seine Brüder Zölestin und Klaudian nebst dem, was er vom Hexenmeister und von seiner Mutter weiß, was der B. Valentin auch sogleich einwilligte, indem ihm der alte Jäger einen Platz im Hause für sein ganzes Leben anbot.

B. Valentin fing folgendermaßen zu erzählen an: „Ich will nun euch, Freunde, alles haarklein erzählen, wie ich nebst meinen verbrannten Brüdern in den Brudergarten kam und von wo der Name Brudergarten auch her stammt, denn vor unserm Hiersein hieß man es den Kohlplatz auf Bruderberg. Doch müsst ihr mir alle drei die Hände darauf geben, dass ihr vor meinem Ableben nie einer menschlichen Seele etwas erzählen wollt von dem, was ich euch nun offenbaren werde.“

Nun gaben alle drei dem B. Valentin die Hände und schwuren zugleich beim Allmächtigen, nie eine Silbe vor seinem Tode einem Menschen von dem zu erzählen, was er ihnen nun mitteilen werde. Das freute B. Valentin recht sehr. Deshalb begann er: „Was meine Geburt betrifft, bin ich vom Adelstamm, auch waren es meine verstorbenen Brüder. Ich bin aus freiem Antriebe nach Palästina gegen die Ungläubigen zu Felde gezogen, nebst meinem getreuen Knappen Konrad, den ich aber beim ersten Treffen verlor.

Ich verlor dadurch den Mut, ich glaubte, das Glück hasste mich, zog mich als Pilgersmann an, nahm den Stab in die Hand und ging so als ein Bettler gleich zurück in meine Heimat nach Sachsen. Als ich da ankam, war die Burg meines verstorbenen Vaters durch Raubritter verbrannt und zerstört worden, die Güter waren verkauft und mich wollte niemand mehr kennen, indem ich 7 Jahre von der Heimat entfernt war. Wie ich also sah, dass ich von niemanden mehr als Erbe des Schlosses anerkannt wurde, so wanderte ich von Kloster zu Kloster, aber keines wollte mich aufnehmen und so kam ich denn endlich bis zum Kloster Münstertal.³⁾ Auch dort hat man mich hart behandelt, man gab mir zwar zu essen und einen Trunk Wein. Es war mittags 11 Uhr. Nach diesem sagte mir ein Klosterbruder, es sei ihm befohlen, mich in den Brudergarten zu führen, da gebe es noch Platz. Ich dankte dafür, und der Klosterbruder führte mich bis in das Klösterle Brudergarten. Als wir dort ankamen, stand gerade der verstorbene Bruder Zölestin unter der Gartentüre; er kam uns gleich entgegen und fragte nach unserm Begehren. Der Klosterbruder gab ihm zur Antwort: „Gott grüße euch! und hier schickt euch der Herr aus unserem Kloster diesen fremden Pilger und ihr sollt ihn aufnehmen und wenn euch etwas mangelt, so sollt ihr nur ins Kloster schicken“.

Dann ging der Knecht fort, B. Zölestin aber nahm mich gleich zum B. Klaudian in die Wohnung, welcher mich auch freundlich willkommen hieß. Man wies mir eine Zelle an und Klaudian brachte mir zu trinken. Aber beide wollten mir nicht recht gefallen, trotz der Kutten, die sie beide trugen. Sie fragten gleich, aus welchem Lande ich wäre und wie ich daher käme. Dies erzählte ich ihnen alles, wie schon erwähnt, aber bei dem Wort, dass ich ein Sachse wäre, da kamen sie in Verlegenheit und sahen einander wechselweise an. Klaudian nahm das Wort und sprach: „Bist du nicht aus dem Schloss P.?“ „Ja, das bin ich“, entgegnete ich. „Nun ganz recht, ich habe dich doch —“ Jetzt musste ich schwören, nichts zu verraten, was auch vorging, und stellten sie mir frei: Anteil mit ihnen zu nehmen oder mit dem Esel von Kloster oder von Haus zu Haus zu gehen und für Nahrung zu sorgen. Letzterer Antrag war mir der liebste und ich besorgte auch meinen Auftrag bis gestern, wo ich vom Kloster M. kam und der Zauberer Hagondo alles verbrannt und den ganzen Brudergarten verdorben hatte. Ich bedauere nur die

³⁾ Alter und noch heute volkstümlicher Name der Benediktinerabtei Ettenheimmünster.

kleine Kapelle, worin ich jeden Tag betete. Auch kein Wanderer ging vorbei, ohne sein Gebet darin zu verrichten. Aber freilich, meine Brüder wussten nichts vom Beten, sondern gaben sich nur mit Hagondo und seiner schwarzen Kunst ab, wovon ich nichts wissen wollte.

Am dritten Tage nach meiner Ankunft ging ich durch den Garten auf den Kohlplatz, da stand ein langer rothaariger Kerl ganz mit Ruß bedeckt am Kohlenhaufen, der mit einer Schürstange in die Luftlöcher stieß. Ich wünschte ihm einen guten Morgen, aber er dankte mir kaum, sondern sagte zu mir: „Du Erdensohn, warum willst du dich mir nicht unterwerfen?“ „Was ich soll mich einem Kohlenbrenner unterwerfen“, erwiderte ich ihm nicht ganz freundlich, „was denkst du Bursche!“ „Ho! ho! Herr Rittersmann, nur nicht so stolz, sonst —“ Nun kam auch B. Klaudian zu diesem Streit. Ich beklagte mich bei demselben über das grobe Benehmen des Kohlenbrenners Rudolf und sagte noch die Worte: „Ja du Bursche würdest mir schon Gehorsam leisten, wenn ich nur noch in meinem alten Stande wäre, nun bin ich aber ein Einsiedlerbruder, werde mich jedoch nicht einem Kohlenbrennerburschen unterwerfen, nicht wahr, B. Klaudian?“ Aber Klaudian zuckte die Achsel und sprach: „Wisse nur, dieser Kohlenbrenner hat mir und dem B. Zölestin aus der Not geholfen, so wie auch seine Mutter Allfada, denn sie haben uns zum Garten und Klösterle einen Schatz gegeben, und aus diesem haben wir alles, was du hier siehst erbaut und angeschafft. Zölestin und ich sind auch Ritter aus edlem Stamme gewesen, nur mussten wir wegen Raub und sonstigen anderen Sachen unsere Heimat verlassen, auch deinen Vater kannten wir gut — wir kamen dann endlich, als wir aus dem Lande gejagt wurden, da her, wo uns der gute Kohlenbrenner Rudolf hier, als wir am Kohlenhaufen vorbeigingen, den er gerade vor 30 Jahren hier brannte, zurief und uns anhielt, und nachdem wir ihm unser Schicksal erzählt hatten, seinen Schutz und Beistand unter gewissen Bedingungen — anbot — was wir sogleich annahmen. Mithin kommt alles, was wir haben, von Rudolf her und du befindest dich in seinem Eigentum, so bist du ihm auch Gehorsam schuldig.“ B. Zölestin, der hinter dem Kohlenhaufen stand, kam auch zum Vorschein und sagte zu mir: „Es ist auch meine Meinung, dass du dich dem Rudolf hier unterwirfst, denn nur er ist Herr über uns“. Während diesen Reden kam aus dem Walde eine alte Zigeunerin, die so wüst wie die Nacht war, ihre Augen funkelten wie Feuer, sie trug einen schwarzen Knotenstock in der rechten Hand und ging mit verzerrem schwarzbraunem Gesicht, mit den Zähnen knirschend auf

mich zu, hob ihren Stock gegen mich auf, stampfte mit den Füßen auf den Boden und sprach ganz zornig: „Der Herr ist nun hier auf unserm Gebiet, deswegen muss er meinem Sohne folgen, denn nur aus unserer Hilfe ist das alles, was du siehst, da, denn du musst vorher wissen, wer mit dir spricht“. Ich erwiderte ihr: „Eine alte Zigeunerin und sonst niemand“. Jetzt fing sie an zu brummen, endlich zu lachen, sodass der Wald davon tönte, ja es donnerte und krachte von allen Seiten des Gebirges her, der Köhler Rudolf verschwand. Nun schrie die alte Zigeunerin: „Hagondo, Hagondo, mein Sohn, komm und zeige dich in deiner wirklichen Gestalt dem Frevler, damit er seine Gebieter kennen lernt“. Plötzlich stieg ein schwarzer Nebel am Hexenstein auf und aus demselben kam ein ungemein großer Mann, der hielt in seiner rechten Hand einen Keil, seine Haare waren so rot wie Feuer, das Gesicht abscheulich, ein langer roter Bart hing ihm bis auf den Bauch herab, er kam auf uns zu und blieb dann neben der alten Hexe stehen, welche aber gleich mir zuschrie: „Siehst du, stolzer Rittersmann, nun deinen Gebieter vor dir; nur einen Wink von ihm, meinem Sohn, so bist du verloren, denn wisse, diese beiden hier, der Klaudian und Zölestin, gehören in unsern Bund; auch du wirst noch uns gewiss werden, über kurz oder lang“. Mit Ende dieser Worten verschwanden im Nebel Hagondo und seine Mutter, und vom Kohlenhaufen war auch nichts mehr zu sehen, nur Zölestin und Klaudian blieben bei mir.

Ich wusste freilich nicht, was ich denken sollte. Aber Zölestin, der noch besser war als Klaudian, sagte zu mir: „Fürchte dich nicht vor Hagondo und seiner Mutter und bleib auf deinem Glauben, dann können sie dir nichts schaden“. Wenn mir Klaudian nicht so zugesprochen hätte, so wäre ich auch in der Hölle Klauen. Nun komm, ich will dir es kurz erzählen, wie wir zu Hagondo seinem Geld kamen.“ Er zog mich auf die Seite unter einen Baum. Klaudian aber ging ganz verdrießlich in die Wohnung hinein. Nun fing Zölestin an:

„Bleibe, wie ich dir gesagt, fromm und gut, dann wird dir niemand schaden, denn wisse, wie wir vor mehreren Jahren von unserer Reise dort hinten ins Kloster kamen, nahm man uns wie dich auch nicht auf. Wir kamen auf unserem Wege endlich auf den Kohlplatz, den du hier siehst, da war auch gerade Hagondo wie heute mit Kohlenbrennen beschäftigt. Wir boten ihm einen guten Tag, den er uns auch erwiderte. Nun baten wir ihn um Auskunft des Weges und um eine Nachtherberge. Er besann sich darüber und

sagte endlich: „Was die Herberge betrifft, so könnt ihr Rittersmänner bei mir und meiner Mutter Allfada heute Nacht, und wenn wir einig werden, auch für immer bei uns bleiben.“ Wir besannen uns nicht lange und sagten zu, dann steckte er seine Stange in den Boden und ging mit uns zur Hütte, die dort drüben an dem Hexenstein stand. Die alte Hexe kam uns entgegen, grüßte uns und nannte unsere Namen, darob wir uns sehr verwunderten, sodass wir einander verlegen ansahen. Sie führte uns in die Hütte, hieß uns sitzen, brachte Wein und Brot herbei, auch der Köhler blieb bei uns sitzen, bot uns seinen Dienst an und sagte: „Wenn ihr wollt, so könnt ihr hier bleiben, auch an Geld soll es euch nicht fehlen“. Dies war uns gleich recht, denn für Geld taten wir vieles in der Welt. Nachdem wir satt gegessen und getrunken hatten, so mussten wir mit ihm nebst seiner Mutter zum Kohlenhaufen. Es war soeben Nacht, als wir dort ankamen, nun nahm der Köhler seine Stange wieder zu sich, machte damit einen Kreis auf den Boden. Seine Mutter und wir beide nebst ihm gingen in die Mitte desselben. Ich will es kurz machen. Nun fing er und die alte Hexe an zu beten, was, verstanden wir nicht. Jetzt ging der Boden mit uns unter, und ehe wir uns versahen, standen wir in einem Gewölbe, da lag eine große silberne Platte, die mussten wir beide vom Boden aufheben und im Halten der Platte mussten wir in den Bund der Hölle schwören. Dann ging es wieder auf die Erde mit der Silberplatte, die so groß wie ein Wasserkübelboden und 7 Zoll dick war. Nun nahm Zauberer Hagondo die Platte uns aus den Händen, warf sie auf den Boden und sieh, da lag statt der Platte ein Haufen Silbermünzen, was uns denn gleich recht gefiel. Aus diesem Geld erbauten wir die Kapelle und das Klösterle; gingen bald als Ritter, bald als Brüder in der Gegend umher und halfen Hagondo und seiner Mutter die Leute verführen und verübten nicht viel Gutes.

Endlich haben wir uns bekehren wollen, aber es war zu spät, und in 7 Jahren und Tagen will Hagondo, seine Mutter und Hexengesindel das Kloster samt den Talbewohnern verbrennen und verderben, vielleicht auch uns, nämlich Zölestin und mich, deswegen merke dir die Zeit, denn entlaufen kannst du uns nicht, indem Hagondo zu mächtig ist. Nun wisst ihr alles.“ Darauf weinte er bitterlich. Ich wollte ihn trösten, er verstummte, schlug sich auf die Brust und ging in den Garten.

Nun, lieber alter Jäger, habt ihr alles gehört. Auch muss ich euch sagen, dass gestern gerade 7 Jahre waren, seit mir

B. Zölestin dies alles erzählte, und vorgestern ist das Verbrennen des Brudergartens gewesen und wahrscheinlich gestern die Hinrichtung der Hexen und Hexenmeister, die zu Ettenheim verbrannt worden sind. Denn vor drei Wochen war auch eine Zusammenkunft am Hexenstein, wo das Kloster sollte verbrannt werden. Allein, die Kraft ist Hagondo und seiner Mutter erloschen, und alle zwölf Geschworenen samt dem Hexenmeister sind eingefangen.“

Jetzt klopfte ein Mann an das Fenster des Jägers und störte B. Valentin, der Jäger fragte sogleich: „Was bringt ihr Neues von Ettenheim mit?“ „Ich will euch nur sagen, dass gestern um 10 Uhr morgens die zwölf Hexen und der Hexenmeister von Ringsheim und seine Frau beim fürchterlichsten Donnerwetter und Regen auf dem Hänlesfeld sind verbrannt worden, der alte Vogt, der Hexenmeister, hat noch auf dem Scheiterhaufen gesagt: Holt auch den Zauberer Hagondo und seine Mutter Allfada, die alte Zigeunerin, und die zwei Herren Brüder Zölestin und Klaudian, die haben das Verbrennen so notwendig als wir; nur lasst den B. Valentin ungeschoren, denn er gehört nicht zur Gesellschaft vom Hexenstein“. Als er dieses gesagt hatte, da donnerte es ganz entsetzlich und Schloßen fielen auf die Zuschauer wie Taubeneier so groß, dass sie manchem Löcher in den Kopf schlugen. „Nun gute Leute, jetzt habt ihr gehört, dass ich die Wahrheit gesprochen habe“, fiel jetzt B. Valentin wieder ein. „Nun dürfen wir Hagondo und seine Mutter nicht mehr fürchten, denn diese sind samt ihrem bösen Anhang zur Hölle gefahren.“ —

Von da an lebte B. Valentin noch 11 Jahre im Hause des alten Urgroßvater und Hagondo und seine Mutter stören bis heute keinen Menschen mehr. Bloß am Hexenstein auf dem Berg Heubach ist noch das Lotteisen⁴⁾ zu sehen, an welches die Hexen sollten von der Mutter Allfada gespannt werden, ebenso sind im Walde die Ruinen des Klösterles noch sichtbar.⁵⁾

⁴⁾ Lotteisen zu lotte, Grimm VI, 1209?

⁵⁾ Nach Pfarrer A. Kürzel, Benediktiner-Abtei Ettenheimmünster (Lahr 1870), S. 3, 4 u. 18 soll eine Einsiedler- oder Waldbrüderwohnung auf dem Brudergarten bei Münchweier der Anfang der später ins Tal verpflanzten Abtei gewesen sein. Franziskaner, die sich später im Brudergarten angesiedelt hatten, wurden 1726 von Abt Johann Baptist vertrieben. 1741 zerstörten die Ettenheimer die zwei dort befindlichen Häuser. Vgl. auch A. Kürzel, Die Stadt Ettenheim (Lahr 1883), S. 36. — Sehr merkwürdig ist, was A. Kürzel in der Zeitschrift der Freiburger Gesellschaft für Geschichtskunde II (1870), S. 143, 144 erzählt. Am 29. Juni und 14. Juli 1625 ward die Gegend von Ettenheimmünster durch Hagelschlag und Wolkenbruch verheert. „Lange Zeit gingen die Reli-

11.

Der Hirtenknabe Joseph oder die weiße Taube
an der Schutter bei S.¹⁾

Erzählung eines Bürgers von S., bei welchem Joseph in Diensten war.

Ich habe den Joseph im Jahre 1809 in meinen Dienst genommen, er war gerade 15 Jahre alt, seine Eltern waren beide schon tot. Er war fleißig und fromm, ja er war mir so lieb wie meine Kinder. Er musste das Vieh hüten, worauf er sehr gut obacht gab. Es verschlich so ein Jahr, als er so morgens um $\frac{1}{45}$ Uhr am 29. September 1810 mit den Schafen und dem andern Vieh an den Blindesgraben auf die Weide fuhr, es war St. Michaelstag.

Als er da ankam, ließ er das Vieh weiden und setzte sich auf einen Stein, der am Fuße des Hilbertsbergs lag, woran der Schutterbach vorbei fließt, nahm seine Angelgeräte wie gewöhnlich und fischte in dem Bach. Es war des Wirts Namenstag, wozu er Forellen fangen sollte. Er hatte auch wirklich diesen Morgen Glück: mein Joseph zog eine Forelle nach der andern aus dem Wasser. Jetzt habe ich genug, dachte er bei sich, nahm die Fische zusammen in sein Garn, hing es ins Wasser und wollte dann zu seiner Herde. Allein zu seinem Erstaunen brannte in der Mitte des Weid-

giosen voll banger Erwartung, sie möchten wieder von gleichem Unglück betroffen werden, umher. Alle diese verheerenden Wetter waren in ihren Augen nur die Folgen von Nachstellungen benachbarter böser Leute, die durch Mithilfe des Teufels solches anzurichten vermochten. Denn das hatten selbst einige zu Kenzingen der Zauberei und Hexerei wegen hingerichtete Manns- und Weibspersonen bekannt, dass sie die zwei großen Wetter und Gewitter angerichtet, die Kirchentürme mit 300 Katzen niedergerissen und das Gotteshaus ganz und gar hinwegzuflößen sich unterstanden, welches, wenn Gott es nicht mit seiner Allmacht und die Schutzheiligen mit der Fürbitte sonderbarlich abgewendet hätten, gewiss geschehen wäre. Noch steht in nicht allzuweiter Ferne an Waldesstelle [im Nienwald nordöstlich von Ettenheimmünster, darin zwischen Kochelbach und Rechgräble: Hohstein] „der hohe Stein“, den die klosterfeindlichen Hexen umsonst zu heben versuchten, um ihn von der Höhe des Berges auf das Kloster hinabzustürzen und so unter seiner Last zu zertrümmern.“ Um diesen Dingen zu begegnen, ward 1627 auf den Rat des Fr. Schellhammer aus Freiburg die Erzbruderschaft des hl. Rosenkranzes eingeführt. Die oben mitgeteilte Erzählung mit der Zerstörung des Brudergartens, dem Unwetter und dem Abenteuer am Hexenstein ist offenbar sagenhafter Niederschlag dieser geschichtlichen Vorgänge.

¹⁾ Schweighausen am Hünersedel im oberen Schuttertal. Der oben vorkommende Hilbertsberg ist wol die auf der Höhenschichtenkarte Bl. Schweighausen, südlich von S. mit dem Namen „Hippert“ eingezeichnete Vorhöhe des Hühnersedels bei der Kniesteinkapelle. „In der Gumm“ (oben Felsenmühle i. d. G.) heißt ein vom Föhrenbühl zum rechten Ufer der Schutter herabziehendes Tälchen.

platzes ein ungemein großes Feuer, er blieb stehen, sah es an und dachte: dieses Feuer haben gewiss unsere Buben angezündet, nämlich der Anton und der Xaver; wartet, ich will euch auch wieder einen Spuk spielen! Er ging so mit den Gedanken auf das Feuer zu, um es auseinander zu machen, aber als er auf den Platz kam, flog eine weiße Taube aus der Mitte des Feuers gegen den Bach, und das Feuer verschwand vor seinen Augen mit starkem Geräusch, sodass die ganze Herde nach dem Zähnlehof sprang.

Joseph eilte nach, um sie aufzuhalten, allein alles Schreien und Rufen half nichts mehr: das Vieh drängte sich in die Stallungen. Mein Weib, die Kinder und ich selbst sprangen aus dem Hause, denn das Vieh brüllte entsetzlich, wir konnten nicht begreifen, was vorgefallen sein müsste. Endlich kam auch Joseph in vollem Atem gelaufen und erzählte uns, was vorging; allein ich glaubte es nicht.

Den andern Morgen musste Joseph wieder mit dem Vieh auf die Weide, aber nach Verlauf von einer Stunde kam das Vieh wieder in vollem Lauf nach Haus, endlich auch Joseph, welcher bitterlich weinte und sprach: „Es ist mir heute ebenso gegangen wie gestern“. „Nun will ich morgen selbst das Vieh hüten, und ist es nicht so, dann sieh zu, wie es dir geht“, sprach ich.

Ich ging wirklich den andern Morgen nebst meinen beiden Söhnen mit dem Vieh auf die Weide, und wir blieben so von 1/25 Uhr bis Mittag 11 Uhr auf demselben Platze wo Josef hütete; aber wir sahen weder Feuer, noch eine weiße Taube. Nur ein Rabe, der flog von 10—11 Uhr dreimal über den Weidplatz und machte ein furchtbares Geschrei, sodass uns auch bald die Herde fortrennen wollte. Das hat uns auch kurios gedünkt, ja wir glaubten, der Rabe sei der Gott-sei-bei-uns, der böse Feind, dann als er das dritte Mal über den Blindesgraben flog (so heißt der Weidplatz), da kam er mir vor, als wäre er so groß wie eine Gans.

Meine Buben, der Anton und Xaver, die fielen auf ihre Kniee, bekreuzten sich und klammerten sich fest an mich an. Anton sagte: „Vater, umsonst ist der Joseph nicht entlaufen mit dem Vieh, denn das war der böse Feind. Ich gehe nicht mehr auf den Platz“. Ich sagte dann: „Steht jetzt auf!“ Da läutete man 11 Uhr und wir trieben unsere Herde nach Haus. Ich verbot aber meinen Buben, dem Joseph von der Sache etwas zu sagen, sonst musste ich befürchten, er ging mir aus dem Dienste. Auch durften sie es niemand anders erzählen, indem die Sache schon längere Zeit im Gebirge umgeht, dass alle sieben Jahre auf dem Blindesgraben ein großes Feuer zu sehen sei und neben

dem Feuer ein großer Schatz, der in einer eisernen Kiste aufbewahrt werde und zu erheben sei. Aber nur der 77te Gutsbesitzer vom Zähnlehof habe das Glück, denselben zu erheben; deshalb verbot ich meinen Buben, etwas von dem Vorfalle zu erzählen, um nicht von den Gebirgsbewohnern ausgelacht zu werden, denn sie hätten gesagt: Ha, ha, der Andreas hat geglaubt, er sei der 77te!

Allein Joseph musste doch den andern Tag das Vieh wieder auf den Blindlesgraben treiben.

Als er kaum eine Stunde da war, so schlug auf einmal die Flamme plötzlich abermals in der Mitte des Weidplatzes auf, die weiße Taube flog gleichfalls aus der Flamme gegen den Schutterbach und setzte sich auf einen Strauch an dem Wasser. Das Feuer erlosch allmählich. Es stieg ein starker Nebel aus der Erde, sodass Joseph sein Vieh nicht mehr sah, aber die Taube hüpfte ganz munter auf dem Strauch am Bach. Joseph ging auf sie zu und kam ihr so nahe, dass er sie mit der Hand zu erreichen glaubte. Allein sie hüpfte pfeilschnell von Strauch zu Strauch. Joseph verfolgte sie und dachte nicht mehr an seine Herde; dann schien es ihm, als ginge es den Bach abwärts, wie es auch wirklich war, die Taube flog aufwärts und es wurde auf einmal ganz hell, der Nebel verlor sich, die Taube sass jetzt auf einem Holunderstrauch, der vor einer kleinen Mühle stand; der Strauch reichte bis an den zweiten Stock.

Joseph dachte bei sich selbst, das ist ja die kleine Felsenmühle in der Gumm. Wie komme ich hierher? Es ist ja eine Stunde von meinem Weidplatz. „Da bist du Schuld daran!“ rief er sich gegen die Taube gewendet aus. Hierauf erscholl ihm ein Gelächter ins Ohr vom Strauch herab: „So, du kannst lachen?“ rief Joseph ergrimmt der Taube entgegen. „Ja, ja“, schallte es vom Strauch herab. „O, du verdammte Hexe!“ rief er jetzt aus und setzte sich auf den Steg, der von der Straße über den Schutterbach an die Mühle geht. „O, ich bin betrogen, nein verblendet!“ und jammerte „o meine arme Herde! Was wird mein Meister Andreas sagen! Am Ende hat mir die Hexe mein Vieh wieder nach Haus getrieben, ja, ja, so ist es gewiss!“ und Joseph weinte bitterlich.

„Ha, ha, Joseph“, rief jetzt auf einmal eine Stimme in der Höhe, „komm herauf!“ Aber Joseph hörte und sah nicht auf das Rufen, sondern sagte ganz zornig: „Willst du mich nochmal betrügen?“ „Nein, nein“, wurde ihm erwidert, „sieh nur aufwärts, es wird dir keinen Schaden bringen“. Joseph blickte gegen die Mühle am Felsen, und zu seinem Erstaunen glänzte die Mühle wie Silber und Gold und vom zweiten

Stockwerke herab sah eine Dame in rotem Gewand in der Mitte zu einem Fenster heraus; die Taube sass ihr auf der rechten Schulter, dann hüpfte sie ihr auf die linke. Nun sprach die Dame: „Joseph, komm herauf, es wird dich gewiss nicht gereuen“. Hierauf fasste er Mut, ging gegen die Mühle zu, in die er schon oft die Frucht hingeführt, kehrte sich gegen die Tür und wollte hinein, allein zu seiner Verwunderung war der Eingang auf jeder Seite mit zwei schwarzen Kerls besetzt, die auf dem Boden lagen und mit einer Kette am Fuße am Türpfosten angeschmiedet waren. So glaubte Joseph wenigstens. Sie waren schwarz wie die Neger und wollten Joseph nicht zur Türe hineinlassen; allein die Dame befahl ihnen, Joseph passieren zu lassen.

Sie kam Joseph entgegen, nahm ihn bei der Hand und führte ihn die Treppe hinauf in ein Zimmer hinein, welches ganz mit Bücherschränken bestellt war. In der Mitte stand ein langer Tisch, worauf viele Schriften lagen. Daran sass ein Herr mit blassem Angesicht, in einen schwarzen Mantel gehüllt und hatte lange weiße Haare und Bart, derselbe durchblätterte die Papiere, die vor ihm auf dem Tische lagen. Die Dame wies Joseph alsdann einen Platz unten an dem Tische an, sie hingegen nahm oben Platz, die weiße Taube sass auf der Lehne eines Armsessels, der beim Ofen stand. Die Dame winkte nun dem Herrn und deutete auf die Wand, der Herr stand auf und ging auf den von ihr bezeichneten Ort. Da sprangen zwei Türen auf. In dem Behälter waren, so viel man erkennen konnte, nichts als Schriften. Er nahm eine Pergamentrolle aus dem Behälter und legte sie der Dame vor. Sie durchlas das Pergament sah Joseph fest ins Gesicht, dann betrachtete sie die Taube, holte einen tiefen Seufzer und sprach folgende Worte: „O wie schrecklich ist mein und meiner Tochter (auf die Taube sehend) qualvolles Verhängnis, du Sterblicher hier! O wie glücklich bist Du! Ist es dir möglich, so komme in 7 Jahren, Tag und Stund, auf die Brücke wieder, vielleicht kannst du lösen unsern Bund. Dann Jüngling ist für dich ein besseres Los beschieden, und wir hier erhalten dann den Frieden und kommen in das ewige Reich und werden dann den Engeln gleich. In 7 Jahren, Tag und Stund, wird dir die Art unserer Erlösung kund, dann komme wieder an diesen Ort; kommst du aber nicht, so dauert es leider bis zu unserer Erlösung noch 700 Jahre fort.“

Nach geendigter Rede übergab sie dem alten Herrn das Pergament, er stand auf und verbeugte sich vor ihr, legte es wiederum in den Behälter, welcher sich dann wieder von selbst schloss.

Dann fragte die Dame Joseph: „Fürchtest du dich nicht?“ „Nein“, erwiderte er, „aber die zwei schwarzen Männer, die an den Ketten vor der Türe liegen, diese fürchte ich.“ „Du darfst sie nicht fürchten, Joseph, sie können dir auch nichts schaden, nur wir sind in ihrer Gewalt. Und kommst du in 7 Jahren wieder auf den Platz, so wird sich alles entscheiden, unser und der Schwarzen Schicksal, sowie auch das mit dem Feuer auf Blindesgraben. Jetzt ziehe hin in Frieden, lebe fromm und gut!“ Er ging dann unter Begleitung der Dame zum Hause hinaus; die Schwarzen an den Ketten knirschten mit den Zähnen, streckten die Arme gegen ihn aus und schrieen entsetzlich: „Erzähle keinem Sterblichen vor 7 Jahren, Tag und Stund, was du hier gesehen hast, sonst fühle unsern Zorn!“ Worauf ihn die Dame ganz kläglich ansah und verschwand.

Er ging dann über den Steg auf die Straße, um ihn her war wieder ein dicker Nebel und die Taube hüpfte wieder vor ihm her bis auf den Weidplatz, dann verschwand sie. Es wurde ganz hell um ihn her, aber von einer Herde war nichts zu sehen. Er ging betrübt nach Haus.

Der Meister sass vor seiner Haustüre, schlug die Hände zusammen als er ihn sah und sprach: „Wo bist du denn gewesen, Joseph, dass du schon drei Tage fehlst und deine Herde verließest?“ Joseph sah mich an und sprach kein Wort, ja er glaubte, er sei erst zwei oder drei Stunden weggewesen.

Ich wollte ihn schelten, aber er bat mich um Schonung und um seinen Lohn und weinte bitterlich. Ich gab ihm seinen Lohn und dachte gleich, es müsste etwas auf der Weide vorgefallen sein.

Joseph nahm seine Kleider und ging, gab aber jedem von den Unserigen die Hand, seufzte sehr und sprach kein Wort und ging nach der Stadt Z., nahm Dienst in einem Wirtshaus, und nach Verlauf eines Jahres wurde er Diener bei einer Holländischen Herrschaft, kam dann mit derselben nach Amsterdam, schrieb von Zeit zu Zeit an mich, wurde wurde aber in letztem halben Jahr, wo sich die Zeit herannahte, in die Mühle zu gehen, schwer krank, sodass er den Weg weder zu Wagen, noch zu Fuß machen konnte. Ja der Tag der Entscheidung kam an, er bekam das Fieber so stark, dass er ganz außer sich war, ja in der Hitze rief er immer: „Ich komme, ich komme!“ so erzählte seine Hausfrau, die ihm abwartete.

Als er wieder hergestellt war, reiste er sogleich nach nach Haus; aber 17 Wochen nach der bestimmten Zeit ist er bei mir eingetroffen, sieben Morgen ist er zur Mühle

gewandelt, aber vergebens, er sah und hörte nichts mehr, dann wurde er kränklich, ja er seufzte immer, ich drang in ihn und bat ihn, mir doch seinen Kummer zu offenbaren, was er dann endlich nach vielen Bitten tat und erzählte mir erwähntes seltsames ihm zugestoßenes Abenteuer.

Darauf starb mein guter Joseph nach Ende der siebenten Woche seines Hierseins zu S.

12.

Der Feldmesser oder schwarze Geist beim Jagdhaus unweit Baden.

Erzählung des Hieronymus Huber von Beuern, B. A. Baden.

Es mag ungefähr 70 bis 80 Jahre sein, so ist mein verstorbener Vater, Gott hab ihn selig, eines Tags, es war im Monat August, den Tag aber kann ich nicht mehr so genau angeben, auf den Abend auf das Jagdhaus¹⁾ gegangen. Nämlich es wohnte ein Mann unweit dem Jagdhaus im angrenzenden Walde, der ein Korb- und Wannenmacher war, zu diesem ging mein Vater. Man hieß den Korbmacher nur den alten Isidor Wellmann, und sonst soll er ein braver Mann gewesen sein. Mein Vater hatte viele Reben und Felder, er wollte dem alten Isidor einen Ruckkorb abkaufen und bis der Handel fertig war, wurde es Nacht. Der alte Isidor wollte meinen verstorbenen Vater bereden, bei ihm zu übernachten, allein mein Vater nahm sein Anerbieten nicht an, sondern sagte: „Freund Isidor, das kann nicht sein, indem ich viel Arbeit im Feld habe, so muss ich nach Hause“. „Aber der Schwarze in der Steingrube, lieber Huber!“ „Nun diesen fürchte ich nicht, denn ich habe ihn auch schon gesehen“, erwiderte mein Vater, nahm den Ruckkorb auf seinen Buckel und wollte so zur Türe hinaus. Isidor wollte ihn wider nicht gehen lassen, sondern sagte: „Bleibt doch bei mir übernacht, denn ich fürchte, es könnte euch gehen, wie es zwei Herren und einer Dame das letzte Jahr hier im Walde ging. Die drei Leutchen sind auch so gegen Abend zu mir an mein Häuschen gekommen und fragten mich nach dem Weg nach Baden; ich sagte ihnen auch wie euch, dass sie bei mir übernachten sollen, aber sie folgten meinem guten Rate auch nicht, sondern ich musste wider meinen Willen ihnen den Weg zeigen. Aber der verruchte schwarze Feldmesser, der jede Gestalt annehmen kann und hier im Walde, wie in der ganzen Gegend sein

¹⁾ Westlich von Baden, vom Westrand gegen Winden zu.

böses Wesen treibt, vor dem uns Gott behüte — und bei diesen Worten machte er das Kreuz über Stirn und Mund — bekam sie richtig in seine Gewalt, denn wie ich von Ihnen fort war, so kam er in Gestalt eines Hirten zu ihnen. Die guten Leute waren natürlich froh, wie sie den jungen, großen starken Hirtenbub sahen, und sie baten ihn, dass er ihnen doch den Weg zeigen solle, und zwar bis nach Baden. Er besann sich eine Weile, doch endlich sagte er ja und ging voraus. Nun wurde es immer finsterer, endlich kamen sie bis an das Silberbächlein²⁾, da blieb der vermeinte Hirtenbub stehen. Nun konnten sie nicht über das Bächlein, denn es schien ihnen, als wäre es 10 bis 12 Schuh breit. Da sagte die Dame: „Ich kann doch nicht durch das Wasser waten, was soll ich anfangen?“ Da sagte der boshafte Geist, er wolle alle hinübertragen, was ihnen recht war. So nahm er dann zuerst das Frauenzimmer und trug es hinüber, duckte sich aber so, dass sie bis an die Kniee ins Wasser kam, dann holte er beide Herren auf einmal, nämlich auf jeden Arm nahm er einen, duckte sich auch, dass sie nass wurden. Nun führte der boshafte Bub sie wieder weiter und immer weiter fort, ja es ging Berg auf und ab, da wurden sie endlich so müde und besonders die Dame konnte beinahe nicht mehr gehen und fragte endlich, ob doch kein Haus in der Nähe wäre. Da sagte der Bub ganz lächelnd: „Ja freilich, wir kommen gleich zu dem meinigen“ und es ging nur eine kleine Weile, so stand ein Haus vor ihnen da. Da führte sie der Bub hinein, stellte ihnen Stühle an den Ofen, worauf sie sich setzten, er aber setzte sich an den Tisch, der in der Mitte der Stube stand, nahm ein Reißbrett zur Hand und zeichnete, was es war, konnten sie in der Entfernung nicht sehen. Dann stand er auf, ging in eine Ecke der Stube, nahm einen ledernen Sack und zog aus demselben eine Messkette heraus, überdies erlöschte das Oellämpchen, das auf dem Tisch stand, und auf einmal öffnete sich die Stubentüre, und es trat ein langer hagerer Mann, der ein schwarzes langes Gewand anhatte, herein, ging bis an den Tisch und stellte das Licht, welches er in seiner rechten Hand hielt, auf den Tisch und besah bedenklich die Zeichnung, die auf dem Reißbrett war. Aber den Buben sahen sie nicht mehr in der Stube. Nun ergriff sie keine kleine Angst, wie man sich denken kann. Endlich nahm der schwarze Mann die Messkette in seine Hand und ging ganz bedenklich damit zur Türe

²⁾ Zieht vom Kälbelberg, einer nördlichen Vorhöhe des Fremersbergs nördlich und mündet bei Oosscheuern in die Oos.

hinaus, und kaum war er draußen, so erlosch das Licht auf dem Tisch. Die Fremden aber wussten nicht, was dieses alles sein sollte, auch hatten sie kein Herz, dass sie nur von den Stühlen aufstanden. Endlich fielen sie in einen tiefen Schlaf, der wie an sie geblasen war, und beim Erwachen rieben sie sich die Augen, und wo glaubst, dass sie waren lieber Huber! sagte mein Vater: Sie sassen dort droben in der Steingrube um einen Grabstein und zwar auf den Stühlen der Steinhauer, welche den Tag über an dem Grabstein schafften. Sie gingen aus den Gruben heraus und kamen dann wieder zu mir herauf und erzählten mir diese Geschichte. Dann musste ich beim hellen Tag mit ihnen nach Baden gehen. Deswegen, lieber Huber, bleibe bei mir übernachten, sonst könnte der schwarze Feldmesser auch Gewalt über dich bekommen. Allein mein Vater tat es nicht und sagte dem Isidor gute Nacht und fügte noch hinzu: „Wer den schwarzen Feldmesser und Betrüger fürchten will, der kann es; ich fürchte ihn nicht, denn ich hab ein gutes Gewissen.“ Nun ging er so mit seinem Ruckkorbe auf dem Buckel den Berg abwärts bis so 50 Schritte vor dem Steinbruch, da sprang von der Seite aus dem Wald heraus ein Hirsch über den Weg, den ein Hund verfolgte, dann flog ihm eine Kugel an der Nase vorbei. Nun blieb er stehen, um doch zu sehen, wer da noch so spät jagen würde; es kam aber niemand aus dem Wald heraus. Nun ging er bis zur Steingrube, da sprang aus der Grube ein kleiner schwarzer Hund auf ihn zu und wollte ihn gar nicht gehen lassen. Er nahm seinen Dornstock und schlug nach dem Hund, aber kaum hatte er gegen ihn geschlagen, so sprang der Hund hinter ihn und endlich auf den Ruckkorb. Er wollte ihn herunterschütteln, aber alles Schütteln half nichts, denn der Hund schlug seine vorderen Tatzen ihm um den Hals, sodass ihm bald der Atem ausging. Nun ging mein Vater mit seiner Last den Berg hinunter bis an das Silberbächlein, da musste er stehen bleiben, denn er glaubte, das Bächlein sei wenigstens 6 Schuhe breit. Nun dachte er: ich muss über den Bach und gehe es wie es will, schritt nun mitten ins Wasser hinein und wollte seinen Gast hineinschütteln; allein das ging nicht, sondern er musste wenigstens eine Stunde im Bach zubringen, ehe er weiter konnte. Endlich konnte er wieder weiter und kam dann endlich unter Keuchen und Schwitzen nach Beuern an seiner Haustüre an. Er machte auf und der Hund ließ ihn am Halse los, gab aber dem Ruckkorb einen Stoß, dass mein Vater samt dem Ruckkorb zur Türe hineinfiel. Der Geist patschte in die Hände, lachte hellauf und rief: „Gedenke an Isidors Ermahnungen!“

Die Gründung der Probstei Bürgeln.

Von † Adolf Schmidt-Clever.
Mit einem Nachwort von Fridrich Pfaff.

1.

Quellen.

Es bestand eine Chronik von Bürgeln, das sogenannte Chronicon Bürglense, das im Jahre 1755 von Rustanus Heer, Kapitular des Benediktinerklosters St. Blasien als Anhang zu dem Anonymus Murensis ediert wurde. Ein altes sankt-blasisches Repertorium setzt hinter Chronicon Bürglense: Conradi Monachi Saeculo XII. Diese Zeitangabe stimmt mit den Angaben der Chronik selbst. Der Verfasser war ein Zeitgenosse des jüngeren Wernher von Kaltenbach; doch waren der ältern Wernher von Kaltenbach und seine beiden Söhne zur Zeit der Abfassung der Chronik bereits gestorben. Wen wir nun den in oben erwähntem Repertorium als Verfasser des Chronicon Bürglense genannten Conradus Monachus als solchen gelten lassen – und wir haben keinen Grund, das nicht zu tun – dann wäre der Verfasser nach den Angaben Heers im Jahre 1154 von dem Kloster St. Blasien nach dem Kloster Muri im Kanton Aargau beordert worden und von dort im Jahre 1166 nach St. Blasien zurückgekehrt und 1188 gestorben. Da in der Chronik urkundliches Material benützt ist, das er nur in St. Blasien, nicht aber in Muri zur Verfügung hatte, 1155 aber die beiden Söhne Wernhers noch am Leben waren, ist wol anzunehmen, dass die Chronik nicht vor dem Jahre 1166 geschrieben wurde. Immerhin steht sie, da wir die Gründung der Zelle Bürgeln wol in das Jahr 1126 zu setzen haben, den geschilderten Ereignissen noch ziemlich nahe. Dazu kommt, dass der Verfasser Wernher den jüngeren persönlich gekannt haben und bei ihm gewesen sein muss, wenn vielleicht auch nur vorübergehend, und so gewiss manches von dem, was er berichtet, auf eigener Wahrnehmung und auf mündlichen Angaben Wernhers beruht. Außerdem ist das vorhandene Urkundenmaterial benutzt, wenn auch nicht immer mit der Gewissenhaftigkeit eines heutigen Historikers. Auf die mehrfach zu erwähnende Attestatio Uodalrici Ep. v. 8. Februar 1130 ist direkt hingewiesen. Wir haben also an dem Chronicon Bürglense eine Geschichtsquelle, wie wir sie uns besser für die damalige Zeit nicht wünschen können. Nun ist uns

allerdings das Original nicht mehr erhalten. Ignaz Gump, Probst zu Bürgeln in den Jahren 1747—49, der eine Historie der Probstei Bürgeln und des Gotteshauses zu Sitzenkirch geschrieben hat (Generallandesarchiv Handschrift 140) und darin auch eine Abschrift des Chronicon Bürglense gibt, hatte zu dieser Abschrift noch das Autographon, eine Copia autographi und eine Copia copiae zur Verfügung. Das Original, das schon zu Gumpfs Zeiten in schlechtem Zustand war, ist seitdem verschwunden. Möglicherweise ist es nach der Säkularisation St. Blasians 1806 mit den nach St. Paul in Kärnten auswandernden Benediktinern dorthin gekommen. Im Jahre 1494 hat Ulrich Buck, Pfarrer in Holzen und zugleich pontificii caesareique iuris baccalaureus et sacra imperiali autoritate notarius publicus, eine heute noch im Generallandesarchiv in Karlsruhe vorhandene Abschrift des Originals gefertigt (Handschrift 139) und auch eine deutsche Uebersetzung davon geliefert, in der allerdings die Kap. 13—15 und 16 fehlen, die auch noch vorhanden und in derselben Handschrift des Generallandesarchivs sich findet wie obige Abschrift. Am Schlusse der lateinischen Abschrift beschreibt Buck das Original. Die einzelnen eine Hand breiten Blätter waren mit einem Pergamentstreifen zusammengeheftet, so dass die ganze Handschrift eine Länge von ungefähr 7 Ellen hatte und aufgerollt von einer Mannesfaust kaum umschlossen werden konnte. Heer hat zu seiner Ausgabe auch noch das Original benutzt, das aber bedeutende Lücken aufwies und dann die obengenannte Abschrift Bucks.

Wir haben aber noch älteres Quellenmaterial als das Chronicon Bürglense und unbedingt zuverlässiges. Wir sind nämlich in der glücklichen Lage, heute noch die Urkunde der Einweihung der Kirche in Bürgeln und die Attestatio Uodalrici Const. Ep. super eccl. in Bürgeln im Original zu besitzen, und zwar finden sich beide im Generallandesarchiv, Selekt ältester Urkunden. Das urkundliche Material aus späterer Zeit ist nicht von großem Wert. Im Jahre 1322 ist die Bibliothek in St. Blasien abgebrannt, wodurch viele ältere Urkunden vernichtet wurden. Es bestand ein Liber constructionis monast. ad S. Blasium, dessen Urschrift beim Klosterbrand 1768 zugrund gegangen ist. Abschriften sind erhalten zu St. Paul in Kärnten und in Einsiedeln¹⁾. Ferner vom Abt Kaspar I. Molitoris ein Liber originum monast. S. Blasii, vom Jahr nach dem Klosterbrand 1323 laufend²⁾. Gump hat das erstere Werk noch benutzt. Nach den Aus-

1) Vgl. Mones Quellensammlung IV, 76.

2) Vgl. Mones Quellensammlung I, (74); II, 56.

zügen, die wir bei Eiselin, *Silva Nigra* (Handschrift der Hof- und Landesbibl. Karlsruhe) und Gumpff finden, bedeutet das für unsere Kenntnis der Geschichte der Gründung der Zelle Bürgeln keinen Verlust. Was es dem uns aus dem *Chronicon Bürglense* Bekannten hinzufügt, unterliegt hinsichtlich seiner historischen Glaubwürdigkeit starken Zweifeln. Nicht wertvoller für uns ist der schon erwähnte *Liber originum* des Kaspar Molitoris (1541 zum Abt von St. Blasien gewählt, † 1571), ebenfalls eine Geschichte St. Blasiens und seiner Probsteien, da es für die frühere Zeit sich an den *Liber constructionis* anschließt. Die oben erwähnte Historie von Bürgeln von Gumpff ist eine wertvolle Sammlung urkundlichen Materials und zugleich der erste Versuch einer kritischen Bearbeitung der Geschichte Bürgelns. Eine Sammlung von Notizen zur Geschichte Bürgelns gibt J. Vetter, die aus seinem Nachlass in den Besitz des Generalandesarchivs übergegangen ist (Handschrift 1064). Außerdem ist die Geschichte Bürgelns behandelt worden in *Baders Badenia III* (1844), 125—136, dann wiederholt in der Zeitschrift *Schauinsland*, Band 3, 4, 13, 15, 25, zuletzt von Gerwig in Band 30; auch in den Monatsblättern des Schwarzwaldvereins IV, 49—60.

Zum Schlusse bedarf das Wort „Zelle“, das ich für Bürgeln gebrauche, noch einer Rechtfertigung; ich gebrauche es an Stelle des uns geläufigern, auch im Titel verwendeten „Probstei“, da Bürgeln erst später in eine Probstei verwandelt wurde und das in den Urkunden des 12. Jahrhunderts meistens für die Ordensniederlassung in Bürgeln gebrauchte *cella* in der Verdeutschung „Zelle“ ja bereits Eingang gefunden hat in die deutsche historische Literatur.

2.

Bürgeln und das Geschlecht Wernhers von Kaltenbach.

Seit dem Übergang an St. Blasien findet Bürgeln seine erste urkundliche Erwähnung. Doch können wir seine Geschichte mit ziemlicher Sicherheit weiter zurück verfolgen.

Sehen wir zunächst, ob nicht der Name selbst uns einige Auskunft gibt? In dem *Chronicon Bürglense* lautet der Name *Burglen*, in der *Attest. Uodal. Ep. Burgelun*, in der Urkunde über die Weihe der neuen Kirche in Bürgeln *Burgala*, in der Urkunde über die Inkorporation der Kirche von Kaltenbach *Burglun*. Da der Archipresbyter Diemo und der Prior Adalbero, auf deren Bericht hin die *Attest. Uodal. Ep.* zustande kam, längere Zeit in Liel und Eggenen zu tun gehabt hatten und bei den dort gepflogenen Unterhandlungen

Alemannia 3. F. 4, 1/2.

gewiss von Bürgeln öfter die Rede war, dürfte wol Burgelun oder abgekürzt Burglun die damals bei den Leuten der Umgebung gebräuchliche Bezeichnung gewesen sein. Schulze, die Gaugrafschaften des alemannischen Badens, deutet burgilun als kleine Burg, indem er es zu dem Nominativ burgila stellte, doch könne es auch Dativ Singular von burgila sein und bedeutete dann eine Ansiedelung um eine kleine Burg. Das i in burgilun konnte ja leicht in e übergehen. Nun stehen wir ja allerdings im 12. Jahrhundert erst im Beginn der Zeit des Burgenbaus im Südwesten Deutschlands. Wir finden aber trotzdem bereits im Jahre 762 ein Burcheim im A. Breisach erwähnt, ein Burgilun bei Weilheim (Waldshut) 1111—1124, ein Burgberg A. Überlingen im Jahre 1116. Wir dürfen also bei den Zusammensetzungen mit burg nicht immer an das denken, was wir heute unter diesem Wort verstehen; burg ist vielmehr ursprünglich jeder durch Wallgraben und Mauer befestigte Platz. Nun ist bekannt, dass am Westabhang des Blauen eine Reihe von Ringwällen sich finden (s. Kunstdenkmäler V, 90 und Näher, Bonner Jahrbücher 76, 2), am deutlichsten noch erkennbar am Stockberg, dann aber auch auf dem nach dem Klemmbachtal abfallenden Burgberg östlich von Vogelbach (ein Gewann dort heißt: Beim alten Schloss) und bei Obereggenen auf den zwei vorspringenden Bergköpfen, der Grüneck und „Am brennten Buck“. Es wäre auffallend, wenn diese Ringwälle, mögen sie nun in vorrömischer Zeit entstanden sein oder erst, was mir wahrscheinlicher dünkt, in der Zeit der Kämpfe der Alemannen gegen die andringenden Römer, da sie doch offenbar einen Schutzwall bilden sollten gegen den aus der Ebene andringenden Feind, am brennten Buck ihr Ende gefunden und nicht bis Bürgeln weitergeführt worden wären, das, man möchte fast sagen, als natürlicher Abschluss der Befestigungsanlagen am Blauen sich darbot. Wir hätten dann eine einfache Erklärung des Namens burgilun; die Befestigungen am Blauen hätten dann ebenso Bürgeln den Namen gegeben wie dem Burgberg (auf verschiedenen Karten findet sich der Name Burberg, der aber offenbar nur aus Burgberg zu erklären ist), auf dem nie eine Burg gestanden ist. Vielleicht dass gerade die Gründung der Kirche dem bis dahin unbenannten Ort den Namen gab, also ecclesia Burgelun dann gleich Kirche bei den Befestigungen. Es ist höchst wahrscheinlich, dass diese Ringwälle zugleich Stätten kultischer Feiern waren. Vielleicht war gerade in Bürgeln eine solche Kultstätte. Dann wäre es erklärlich, warum man das Gotteshaus gerade an dem Orte

errichtete, was doch insofern merkwürdig ist, als höchst wahrscheinlich die Kolonisation zur Zeit der Erbauung der Kirche soweit doch noch nicht in den Wald hinauf gedrungen war, dass damit die Lage des Gotteshauses begründet werden könnte, zumal, wie wir später sehen werden, der Pfarrsprengel der Kirche sich bis hinaus an den Rhein erstreckte. Aber wer war der Stifter des Gotteshauses und wann etwa wurde es erbaut? Um diese Fragen beantworten zu können, müssen wir zunächst einen Blick werfen auf die Geschichte der Besiedelung unserer Gegend.

Von der Frage nach der Besiedelung unserer Gegend in vorrömischer Zeit sehen wir ab, da wir hierfür zu wenig Anhaltspunkte haben. Dass das Rheintal besiedelt war, bevor die Alemannen in dasselbe eindrangen, ist gar keine Frage. An verschiedenen Orten fanden sich Spuren einer römischen Besiedelung, in Badenweiler das 1774 wieder aufgedeckte Badgebäude und Spuren von Villen gegen Oberweiler, im Münstertal Spuren römischen Bergbaus, in Staufen eine römische Wasserleitung und Tonröhren, in der Kaltenherberge Mauerreste, bei Blansingen zahlreiche Gefäße und Scherben von terra sigillata nebst Tonformen zu solchen. Ferner wurden auch in Kirchen römische Baureste aufgedeckt und römische Ziegel und römische Töpfe gefunden. Nicht zum mindesten zeugt der Rebbau für die Kulturtätigkeit der am Oberrhein ansässigen Römer. Aber wie stark diese Besiedelung und welchen Umfang sie hatte, darüber lässt sich kaum etwas Bestimmtes sagen. Als nun die Alemannen, die zum ersten Male im Jahre 213 erwähnt werden, wo sie am Rhein auftraten, gegen Süden vordrangen und Südwestdeutschland besetzten, da nahmen sie begreiflicher Weise zunächst das von den Römern bereits kultivierte Land in Besitz und setzten hier sich fest. Lange Zeit herrschte unbestritten die Anschauung, dass die Orte auf ingen auf eine alemannische, die auf heim auf eine fränkische Ansiedelung hinwiesen. Man hat das in neuerer Zeit bestritten. Allein auffallend bleibt doch, wie in den von Franken bewohnten Gegenden, nehmen wir nur die Pfalz, die Ortsendung heim ebenso häufig ist als in den von Alemannen besetzten Gegenden — es sei besonders an Schwaben und die Schweiz erinnert — die Ortsendung ingen. Die Endung ingen bedeutet die Zugehörigkeit zu der im Stammmamen angeführten Person; so bedeutet z. B. Ekkingen (heute Ober- und Untereggingen A. Waldshut) bei den Angehörigen des Ekko und deutet demnach auf eine Zeit der Ansiedlung hin in der diese noch in geschlossenen Sippen erfolgte. Wir werden also doch die Orte auf ingen, solange

das Gegenteil für einzelne Orte nicht bewiesen ist, der ersten Periode der alemannischen Ansiedlung zuweisen müssen. Dabei bleibt freilich zu berücksichtigen, dass nicht bei allen Ortsnamen, die heute auf *ingen* endigen, diese Endung die ursprüngliche ist; z. B. ist Brizingen und Zizingen entstanden aus Brizzinchovin und Cicinchovin. Auffallend ist, wie bei uns im Breisgau die Orte auf *ingen* auf drei allerdings ineinander übergehende Gruppen sich verteilen, die erste um Basel herum, die zweite hat ungefähr Badenweiler als Mittelpunkt, die dritte zieht sich von Breisach über den Kaiserstuhl hin, mit andern Worten sie gruppieren sich um die alten römischen Niederlassungen Augusta Rauracorum, Badenweiler und Brisiacum. Das weist doch auch darauf hin, dass die alemannische Besiedelung von dem römischen Kulturland aus erfolgt ist. Die Ansiedlung erfolgte in Markgenossenschaften. Der anbaufähige Boden wurde an die Dorfgenossen gleichmäßig verteilt, blieb aber Gemeindeseigentum. Wald und Weide blieben ungeteilt. Solange der überschüssige Teil der Bevölkerung in der Lage war, jenseits der Stammesgrenzen sich neue Ansiedlungsgebiete zu erobern — und es wird uns von immer erneuten Raubzügen der Alemannen erzählt — die sie am häufigsten nach Gallien, aber auch nach der Schweiz, ja sogar nach Italien führten, reichte der in der Ebene und auf den anliegenden Anhöhen in Kultur genommene Boden auch aus; als aber mit dem Jahre 536 auch der Süden des alemannischen Stammgebietes unter die Herrschaft der Franken gekommen war, war die bisherige Abschiebung des Geburtenüberschusses ein Ding der Unmöglichkeit geworden. Es beginnt damit eine neue Periode der Besiedelung. Bis dahin nicht der Kultur dienender Boden wird urbar gemacht. Man rückt das Tal weiter hinauf, besetzt auch das dem Gebirge zuliegende Land, beginnt den Wald zu roden, macht Sumpfboden urbar. Der Verband der Sippe hat sich gelöst. Einzelne treten bei der Neukolonisierung als Leiter und Führer hervor. Sie gaben in vielen Fällen den neugegründeten Orten ihren Namen. In diese Periode dürften die meisten Orte mit der Endung *heim*, *burg*, *hausen*, fallen. Auch die neue Gründung erhält genossenschaftliche Form, allein diese vermag sich jetzt auf die Dauer nicht mehr zu halten. Der genossenschaftliche Besitz wird Privatbesitz; nur Wald und Waide bleiben als Almende gemeinsamer Besitz. Zur Zeit Karls des Großen hat sich diese Wandlung bereits überall vollzogen. Aber der anbaufähige Boden reicht auch jetzt bei zunehmender Bevölkerung nicht aus. Die Kultur steigt weiter das Gebirg hinauf. Wir sind in der dritten Periode der

Besiedelung. Die Neugründungen erhalten ihren Namen meist nach bereits benannten Bächen, Quellen, Matten, Bergen; nach Bächen bzw. von ihnen durchflossenen Tälern, z. B. Vogelbach, Kaltenbach, Gütschenbach, Wambach; nach Quellen: Haubronn, Kühlenbronn; nach größeren Waideflächen z. B. Stockmatt, Weitenau, Tegernau. Auch die Orte mit der Endung berg gehören zum größten Teil hierher z. B. Feldberg, Demberg, nicht aber Betberg, da die alte Form Bettebura lautet zu ahd. betabûr = Bethaus, was im Gegenteil darauf hindeutet, dass wenigstens die dortige Kirche eine der ältesten der Gegend ist. Ferner gehören hierher die Orte, die direkt auf eine Rodung hinweisen so z. B. Schwand, Elbenschwand. Diese drei Perioden lassen sich natürlich nicht scharf gegeneinander abgrenzen, noch lässt sich bei jedem Orte immer genau bestimmen, welcher der drei Perioden er angehört. Doch ergibt sich diese Einteilung, wenn man anderweitig gemachte analoge Beobachtungen zu Rate zieht, bei einem Blick auf die Worte von selbst. Für vollständig verkehrt halte ich es, wenn W. Schulze, die Gaugrafschaften des alemannischen Badens Seite 31, sagt, dem ersten Anbau des Stammlandes gehörten vorwiegend die Ortsnamen an, die ebensowol Bäche, Berge, Felder, Wälder als Orte bezeichnen (aha, ach, bach, brunn, au, berg, buk, wangen, felden, stetten), denen reihten sich die Termini technici, die ausschließlich ihrer Bedeutung gemäß für Ansiedelungen dienen (beuren, hausen, hofen, heim, weiler, dorf), zuletzt erschienen dann die Patronymika auf ingen. Das heißt die Sache geradezu auf den Kopf stellen. Dann wäre die Besiedelung bei uns vom Gebirge her erfolgt, was ebenso naturwidrig wäre als es feststehenden geschichtlichen Tatsachen widerspricht.

Nach diesen mehr allgemeinen Bemerkungen, die aber zum Verständnis des Folgenden notwendig sind, kommen wir nun zu der Frage der Besiedelung des Eggener Tals und des östlich angrenzenden Waldgebietes. Fraglos ist die Besiedelung vom Rheintal her erfolgt und Niedereggenen die frühere Gründung. Doch scheint sich die Scheidung in Nieder- und Obereggenen erst später vollzogen zu haben. Der Codex Laureshamensis redet 773 nur von Eckenheim, das St. Gallener Urkundenbuch im Jahre 820 nur von Echinaim. Jedenfalls war aber zur Zeit der Abfassung des Chronicon Bürglense die Scheidung bereits eingetreten. Hier wird nämlich der bannus, qui pertinet ad inferius Ekkyenheim als Grenze des Besitztums der Zelle Bürgeln bezeichnet. Der Name selbst bedeutet Ansiedlung des Ekko, ein Name, der offenbar häufiger war; denn wir haben in Baden außer Ober- und Niedereggenen noch ein Eggingen im Amt Waldshut

und ein Obereggingen im Amt Bonndorf; dann gibt es ein Egisheim im Elsaß, ein Eggenburg in Österreich unter der Enns, ein Eggenfelden in Niederbayern.

Auch nach der Trennung in Ober- und Niedereggenen bleibt Wald und Weide Gemeindebesitz. Noch lange nach Übergang Bürgelns an St. Blasien haben die Bürger Eggenens Rechte auf Bürgeln gehörigen Wald und Bürgeln gehörige Grasweide und nie wird da unterschieden zwischen Ober- und Niedereggenen. Am 18. Tag vor Weihnachten 1349 kommen die Bürgerschaft und das Gotteshaus überein, dass die Häuser von Eckenheim und Gorgendorf (also offenbar doch alle Häuser und nicht bloß die, deren Besitzer zins- und fallbare Güter Bürgelns im Bau Obereggenens im Besitz hatten) für die Benützung der Grasweide und Eichelweide — in damaliger Zeit eine Hauptausnutzung der Wälder — dem Gotteshaus alle Jahr $\frac{1}{2}$ Fuder oder alle 2 Jahre 1 Fuder Mist liefern sollen.

Als der früher in Kultur genommene Boden nicht mehr ausreichte, fing man auch in Eggenen an, durch Rodungen weiteren Kulturboden zu gewinnen. Jeder Gemeindegensosse hatte das Recht, in dem anstoßenden Waldland, wie man sagte, einzufangen. Dieser Neubruch, Beifang, novale wurde dann Eigentum des Unternehmers. Noch heute findet sich in Vogelbach ein Gewann, das den Namen Bifange trägt. Dass man freilich gerade an dem Orte, der heute diesen Namen trägt, die Rodung begonnen, erscheint sehr wenig wahrscheinlich. Es liegt das Gewann an der gegen Vogelbach abfallenden Seite des Höhenzuges, der das Kander- und Vogelbachtal trennt, und zwar an dem Weg, der von Vogelbach nach Kaltenbach hinüberführt. Wahrscheinlich gilt der Name ursprünglich einem früheren Teile der Senkung, in der heute Vogelbach liegt, bis sie dann später, als auch andere Bifangen entstanden, diesen Namen erhielt. Doch will ich damit natürlich nicht sagen, dass aller in dieser Senkung heute in Kultur genommene Boden sich bereits damals in Kultur befand. Übrigens gab es schon in der Karolingerzeit ganze Bifanghufen von 30 Morgen zusammenhängender Fläche. Dass in Vogelbach das Wort, Bifang zum Eigennamen wurde, das deutet doch wol darauf hin, dass der Bifang in Vogelbach lange der einzige war in dem Waldgebiete hinter Sitzenkirch und Obereggenen, wir also in Vogelbach die der Zeit nach älteste Rodung zu suchen hätten, eine Rodung, die mithin jedenfalls vor die Zeit fiel, in der das Geschlecht Wernhers von Kaltenbach in Kaltenbach sich ansiedelte. Ziehen wir nun in Betracht, dass in den Jahren zwischen 1103 und 1105 bereits eine Kirche in Kaltenbach ge-

weht wird, also doch wol anzunehmen ist, dass damals das Geschlecht Wernhers zum mindesten seit Jahrzenten dort ansäßig war, so werden wir die Kulturbarmachung Vogelbachs spätestens an das Ende des 10. Jahrhunderts zu verlegen haben, wahrscheinlich ist sie aber schon früher erfolgt. Ob dies denn aber von Eggenen aus geschehen ist? Es liege doch näher zu vermuten, dass diese Kolonisation dem Flusslauf folgend von Kandern her erfolgt wäre, zumal feststeht, dass Kandern eine sehr alte Gründung ist, wahrscheinlich sogar auf keltischen Ursprung zurückgeht. Der Gedanke ist ja naheliegend. Allein in den uns zugänglichen Urkunden ist nie die Rede von irgend welchen Beziehungen des in Betracht kommenden Waldgebietes zu Kandern, dagegen weist alles nach Obereggenen hin. Schon bei der Schenkung an St. Blasien erscheinen Sitzenkirch, Obereggenen, und Kaltenbach als ein zusammengehöriges Gebiet. Fast die ganze Gemarkung Obereggenen ist im Besitze des Geschlechts Wernhers von Kaltenbach, dort ist der Schwerpunkt seines Besitztums. Auch nach Übergang an St. Blasien hat der Vogt seinen Sitz in Obereggenen und dort ist auch die Dingstätte. Noch im Jahre 1566 erschienen neben Leuten aus Obereggenen, Schalsingen, Sitzenkirch, Feuerbach, Niederegggenen, Feldberg, dem Lippersbacher Hof 28 Leute aus Kaltenbach zum Dinggericht in Obereggenen. Bei der Zähigkeit, mit der das Landvolk von jeher, und früher noch mehr wie jetzt, an alten Sitten und Gewohnheiten festhielt, ist es nicht wol anzunehmen, dass St. Blasien die alte Dingstätte sollte verlegt haben. Nehmen wir dazu, dass das Dinggericht im Frohnhof in Obereggenen stattfindet, und der 1346 auf Veranlassung des Abtes von St. Blasien niedergeschriebene Dingrodel darüber sagt: „Der Hof ist ein echter, freier Hof mit Asylrecht“, so wird es dadurch erst recht wahrscheinlich, dass wir es hier mit einer alten Dingstätte zu tun haben im Hofe des Gutsherrn, der, wie es auch anderwärts der Fall war, die Rechtsprechung über seine Eigenleute, soweit sie nicht dem Grafen vorbehalten war, an sich gezogen hatte. Wir hätten dann in dem Frohnhof in Obereggenen den alten Frohn- oder Herrenhof des Geschlechts Wernhers von Kaltenbach zu sehen. Aber wir dürfen nicht glauben, die Herren von Kaltenbach (wir wollen sie der Einfachheit halber so nennen, obwol es irrig ist, sie als ein Freiherrengeschlecht zu betrachten, das de hinter Wernherus bedeutet nichts anderes als seine Herkunft und seinen Wohnsitz, wie es in dem Sinne hundertfach in Urkunden gebraucht ist) hätten die ganze Waldgegend hinter Obereggenen und Sitzenkirch bis hinüber nach Kaltenbach in Besitz genommen.

Es ist im Chronicon Bürglense die Rede von einem Ruodolphus de Madelberg (Malsburg?), der ein Gut, das er in Sitzenkirch besass und dann weiter unum rus in monte ebendasselbst auf 350 Morgen geschätzt, an die Zelle Bürgeln schenkte, dann von einem Ruodolphus de Atinbach (Edenbach; Gumpff korrigiert Atinbach fälschlich in Azinbach), der ein Gut im selben Ort an Bürgeln schenkt und später mit seinem Bruder Iso alle seine Rechte daselbst auf Bürgeln überträgt, von einem Ruodolphus de Luitsindibach (Lütschenbach), der alle seine Güter im selben Orte schenkte, einem Zeizo de Martiniscello, der all sein Besitztum an Land, Wäldern und Berghalden bei Marticellinsperc an Bürgeln schenkte. Merkwürdig, dass alle in der späteren Vogtei Kaltenbach ansässigen hier genannten Leute den Namen Rudolf tragen. Sollte es sich vielleicht dabei um ein und dasselbe Geschlecht handeln? Es ist ja bekannt, wie in den Herrscherhäusern besonders Schwabens und Frankens, solange sich dieselben nicht nach ihren Burgen benannten, bestimmte Taufnamen, offenbar in der Absicht, sich dadurch von andern Geschlechtern zu unterscheiden, stehend wiederkehren. Aber wie dem auch sei, jedenfalls geht aus den oben erwähnten Schenkungen hervor, dass das Kaltenbachsche Besitztum nicht die ganze spätere Vogtei Kaltenbach umfasste.

Aber mögen auch andere mit in dem Waldgebiet östlich von Sitzenkirch und Obereggenen koloniasatorisch tätig gewesen sein, die Kirche in Bürgeln ist doch offenbar eine Gründung des Geschlechts Wernhers von Kaltenbach. An und für sich liegt schon deshalb diese Vermutung nahe, weil sehr häufig die Grundherren die Gründer der Kirchen ihres Gutsbezirkes waren. Dazu kommt, dass uns im Chronicon Bürglense erzählt wird, dass in Bürgeln schon längst eine Kirche gestanden, dass sie alt gewesen, und dass, wie immer, wenn einer des Geschlechts gestorben oder in der Schlacht gefallen war, sein Leichnam in dieser Kirche beigesetzt worden sei. Sie war also Erbbegräbnis. Dass die Kirche gerade auf Bürgeln und nicht bei oder in dem Dorfe erbaut wurde, mag seinen Grund darin haben, dass, wie wir oben schon sagten, bei Bürgeln vielleicht einst eine heidnische Kultstätte war, vielleicht wollte man aber auch, dass die Kirche weithin sichtbar wäre. Und wann sie erbaut ist, da sind wir auf Vermutungen angewiesen. Da nach der Attest. Uodal. Const. Ep. die alte Kirche in Bürgeln Güter hatte in Sitzenkirch, Feldberg, Hartingen, Bamlach und den Zehnten in Rheinweiler (und das ist nur der Teil der Güter, der Bürgeln verblieb; über das, was von einst der alten Kirche gehörenden Gütern an die neue Kirche in Obereggenen ab-

gegeben wurde, hören wir weiter nichts), darf man wol annehmen, dass sie weithin der Umgegend als Gotteshaus diente. Bezeichnend ist besonders, dass Rheinweiler den Zehnten an die Kirche zu geben hatte. Da der Ertrag des Zehnten, der 799 als allgemeine Kirchensteuer durch Karl den Großen von Staatswegen eingeführt worden war, ausschließlich für die öffentlichen Taufkirchen bestimmt war, darf man daraus doch wol schließen, dass auch Rheinweiler bei der Taufkirche in Bürgeln eingepfarrt war. Dann wäre die Kirche in Bürgeln eine der ältesten Kirchen der Umgegend. Da nun nach dem Pactus Alamannorum, einer Gesetzesammlung, dessen Entstehung mit Wahrscheinlichkeit in die erste Hälfte des 7. Jahrhunderts gesetzt werden kann, das Christentum damals trotz mancherlei heidnischen Brauchs bei den Alemannen feste Wurzeln gefasst und seit der Mitte des 8. Jahrhundert die reichen Schenkungen an St. Gallen beginnen (von 700—740 sind 6 Schenkungsurkunden aus St. Gallen erhalten, von 740—780 nicht weniger als 74), die erste Schenkung aus der Gemeinde Eggenen an St. Gallen aus dem Jahre 820 datiert, ja wir sogar bereits 773 eine Schenkung aus Eggenen an das Kloster Lorsch finden, dürfen wir die Gründung der Kirche in Bürgeln erst spätestens in den Anfang des 9. Jahrhunderts verlegen.

Warum das Geschlecht Wernhers von Kaltenbach dann seinen Herrensitz nach Kaltenbach verlegt, ist schwer zu sagen. Vielleicht, dass die Unruhe der Zeit dabei bestimmend mitgewirkt, vielleicht aber auch, dass die Herren selbst die Leitung der Rodungsarbeiten in dem neu in Angriff genommenen Gebiet in die Hand nehmen wollten. Die Deutung des Namens Kaltenbach (Chaltenbach) ergibt sich aus der Lage des Orts hoch über dem Kandertal am Westabhang des Wildsberges von selbst. Was nun das angebliche Schloss Wernhers von Kaltenbach betrifft, so dürfte das höchst wahrscheinlich nur in der Phantasie des Volkes bestanden haben. Kaspar Molitoris berichtet im Liber originum, nach Abgang des Schlosses sei eine Pfarrkirche daraus gebaut worden (wir kommen darauf später zurück), und Buck, der Übersetzer des Chronicon Bürglense übersetzt die Worte des Originals: *infra muros domus suae* mit „innerhalb den zynnen irs hus“, auch er scheint also an ein Schloss gedacht zu haben. Er konnte sich im 15. Jahrhundert einen Grundherrn ohne Schloss nicht denken. Allein schon das Wort *domus* ist auffallend, für Burg wird sonst das Wort *castrum* gebraucht; auffallend ist auch, dass gar nirgends in den Bürgler Urkunden dieses Schlosses auch nur mit einem Wort Erwähnung getan wird, dass nicht

einmal in der Urkunde über die Inkorporation der Kirche in Kaltenbach vom Jahre 1155 von ihm die Rede ist. Dazu kommt, dass der Burgenbau noch in seinen ersten Anfängen ist. Wir werden deshalb wol das sogenannte Schloss Wernher von Kaltenbach uns zu denken haben als ein großes Bauernhaus, aus Holz gebaut und mit Stroh gedeckt, das dann nach Übergang des Besitztums an St. Blasien von einem Prior der Zelle Bürgeln bezogen wurde. Der einst damit verbundene Hof ist offenbar derselbe, der uns später als St. Blasisches Erblehen begegnet und der dann nach der Säkularisation Bürgelns durch Kauf in den Besitz der Familie Obwald überging, die bereits seit 1613 ihn als Erblehen besass (Generallandesarchiv, Kaltenbach'sches Erblehen). Nach Lage dieses Hofes dürfte die Tradition recht haben, wenn sie den Wohnsitz Wernhers von Kaltenbach auf die südliche Abdachung eines vom Wildsberg dem Kandertal zuziehenden Bergrückens verlegt. Was den im Chronicon Bürglense gebrauchten Ausdruck *infra muros* betrifft, so weist das keineswegs auf Befestigungswerke, wir werden dabei vielmehr an einen einfachen Steinwall zu denken haben, der das Besitztum abgrenzte und — es gab damals nach dem Chronicon Bürglense ja noch Bären in dem Wald bei Kaltenbach — schützte. Der Steinbau ist in jenen Zeiten noch etwas sehr Seltenes.

III.

Wernher von Kaltenbach und seine Zeit.

Das Chronicon Bürglense erzählt, dass sowol Wernher als seine Gemahlin Ita einem vornehmen Geschlechte entstammten, reiche Güter und viel Gesinde beiderlei Geschlechts besessen hätten. Sie hätten in früher Jugend geheiratet und und ihre Hochzeit unter großer Beteiligung gefeiert, hätten dann sehr gut zusammen gelebt, seien ein Herz und eine Seele gewesen, hätten der Armen sich angenommen, nie einen Wanderer von ihrer Türe gewiesen und ehe noch 6 Jahre herum gewesen wären, hätte Gott ihnen eine Nachkommenschaft von 3 Söhnen und 2 Töchtern geschenkt. Dann wird ihnen besonders noch nachgerühmt, dass sie das Patronatsrecht, das ihnen an einigen Kirchen zustand, nie missbraucht, nie der Simonie sich schuldig gemacht, immer nur tüchtigen Pfarrern die Seelsorge ihrer Gemeinden anvertraut; niemals hätten sie die Priester geschädigt oder in ihren Rechten verkürzt, oft seien Priester bei ihnen zu Gast gewesen; sie hätten nie, wenn sich irgend Gelegenheit dazu bot, ohne priesterlichen Segen gegessen, eine besondere Vorliebe hätten sie aber allezeit für die Brüder St. Blasians

gehabt. Wernher sei öfters in den umliegenden Wäldern, in denen es eine große Menge Bären, Hirsche und Wildschweine gegeben habe, auf die Jagd gegangen, und wenn er dann im Walde oder auf einer Wiese sich zum Essen niedergesetzt, habe er stets die Armen herbeigerufen und Speise und Trank mit ihnen geteilt. Inwieweit wir diesem Bericht historische Glaubwürdigkeit zumessen dürfen, ist natürlich schwer zu sagen. Ich sagte schon einmal, unsere mittelalterlichen Schriftsteller sind keine modernen Historiker. Der Anfang mutet fast wie ein Märchen an. Dichtung und Wahrheit mögen auch hier ineinergeflossen sein. Ganz so idyllisch, wie der Verfasser des *Chronicon Bürglense* es schildert, wird doch das Leben im Kaltenbachschen Hause kaum verlaufen sein. Wol lag ja Kaltenbach in einem entlegenen Schwarzwaldviertel, allein so entlegen es war, die Wellen jener sturmbewegten Zeit schlugen auch an den Herrnsitz in Kaltenbach. Der Kampf Heinrichs IV. mit dem Papste erschütterte die Welt. Deutschland war in zwei feindliche Lager geteilt und auf beiden Seiten standen Fürsten und Kleriker. In Süddeutschland hatte der Kaiser einen seiner Hauptgegner an Bertold I. von Zähringen, Grafen im Breisgau. Er hatte sich vom Kaiser zurückgezogen, noch ehe der Papst den Bann über ihn ausgesprochen, und während der Kaiser in Italien war, eifrig die Wahl Rudolfs von Rheinfelden betrieben. Nach der Rückkehr des Kaisers wurde er wie Rudolf von Rheinfelden und Welf von Bayern auf dem Fürstentage zu Wien des Todes schuldig erkannt und aller seiner Würden und Lehen entkleidet. Die Grafschaft im Breisgau wurde am 1. Juli 1077 dem Bischof Wernher von Straßburg übertragen. Während nun Bertold I. und Welf von Bayern in Franken einfielen, um sich mit Rudolf zu vereinigen, unternahm Heinrich einen Feldzug in Schwaben, durch den die Länder der Zähringer in so furchtbarer Weise heimgesucht wurden, dass Herzog Bertold darüber in Irrsinn verfiel und auf seiner Burg zu Lintperg am 6. November 1078 starb. Persönlich beteiligt scheint Wernher von Kaltenbach an diesen Kämpfen nicht gewesen zu sein, aber die Unsicherheit der Zeiten hat doch gewiss manchmal auch auf ihm schwer gelastet wie auf manchem andern. Es ist gewiss nicht Zufall, wenn in jenen Jahren so manche den schützenden Frieden des Klosters aufsuchten und andere ihr Hab und Gut der Kirche vergaben. Mit einem der Söhne Bertolds trat Wernher von Kaltenbach in persönliche Beziehungen, nämlich mit Gebhard, der wol schon als Kind für den geistlichen Stand bestimmt, in das Kloster Hirschau, das damals unter der Leitung des Abtes Wilhelm sich eines außer-

ordentlichen Rufes erfreute, eingetreten war und dann später auf der Synode in Konstanz zum Bischof von Konstanz gewählt wurde. Schon vom Vater hatte Gebhard eine gewisse Abneigung gegen den Kaiser ererbt, unter dem Einfluss des Abtes Wilhelm war sie in Hirschau noch größer geworden, und nachdem er Bischof von Konstanz geworden, war er zeitenweise die Seele des Widerstands gegen den Kaiser in Süddeutschland. Er beharrte auch dann in seinem Widerstande gegen ihn, als sich 1095 sein Bruder Berthold und Welf von Bayern von der Sache des Papstes zurückgezogen und mit dem Kaiser sich versöhnten. Allein, von den weltlichen Fürsten nun nicht mehr genügend unterstützt, wurde er im Jahre 1103 aus Konstanz verjagt und Arnold von Heiligenberg von den Anhängern des Kaisers als Bischof in Konstanz eingesetzt. Gebhard übte aber immer noch, wie die Petershauser Chronik berichtet, überall im Reiche die Stellvertretung des päpstlichen Stuhles aus. Wir hören allerdings sehr wenig über die Tätigkeit Gebhards in der Zeit bis zu seiner im Jahre 1105 erfolgten Rückkehr nach Konstanz. Längere Zeit scheint er sich in St. Blasien aufgehalten zu haben, auch von einem Aufenthalt bei seinem Bruder im Breisgau redet Heer unter Berufung auf *Gallia christiana* V, 909, eine Quelle, die ich nicht nachsehen konnte³). Jedenfalls würde das nicht ganz stimmen mit dem, was die Petershauser Chronik sagt. Es heißt dort: „Sowol sein Bruder Herzog Bertold als alle übrigen sind durch Geschenke bestochen, ihm (d. h. Gebhard) untreu geworden und niemand war, der ihm etwas Gutes tat außer allein Abt Dietrich, der in allen Stücken ihm treu blieb“. In diese Zeit seiner Verdrängung aus Konstanz fallen offenbar auch seine Besuche bei Wernher von Kaltenbach. Es heißt im *Chronicon Bürglense*: „in suis tribulationibus“ und das ist nicht wol anders zu verstehen. Das *Chronicon Bürglense* nennt allerdings den Bischof von Konstanz Gilbertus, Buck in seiner deutschen Uebersetzung: Gisilbertus, aber der Zeit nach unterliegt es gar keinem Zweifel, dass kein anderer gemeint sein kann als Gebhard III. Ob ein Versehen des Verfassers oder des Abschreibers vorliegt, ist schwer zu sagen; denn dass Gilbertus dasselbe sei wie Gebhardus, wie Heer meint, will mir nicht recht einleuchten. Gebhard scheint auf die Familie Wernhers von Kaltenbach großen Einfluß geübt zu haben. Wer will sagen, ob nicht die spätere Schenkung an St. Blasien eine Nachwirkung seiner Besuche

³) Aus dem Gebhard III. gewidmeten Abschnitt der *Gallia Christiana* V, 909—911 geht dies nicht mit Sicherheit hervor.

in Kaltenbach war? Jedenfalls wurde Wernher durch sie in seiner Vorliebe für St. Blasien neu bestärkt. Besonders scheint Gebhard bei seinen Besuchen in Kaltenbach sein Augenmerk auf die Söhne Wernhers gerichtet zu haben. Das Chronicon Bürglense erzählt, er habe Wernher und Wipert beehrt mit dem bischöflichen Segen und Gott gebeten, dass er sie zu seinen Kindern annehme, und bemerkt dazu, welchen Wert dieses Gebet für sie gehabt habe, das hätte später wieder ihre Bekehrung (*conversio*, gemeint ist ihr Eintritt ins Kloster) gezeigt. Bei einem seiner Aufenthalte in Kaltenbach weiht Gebhard auf Bitten Wernhers und seiner Familie eine von ihnen *infra muros domus suae* erbaute Kirche zu Ehren des Erzengels Michael, der gerade in Deutschland häufig als Schutzpatron uns begegnet und auf den viele Züge des alten Wuotankultus übergangen. Der Turm der heutigen Kaltenbacher Kirche ist höchst wahrscheinlich noch der Turm der alten Michaelskirche⁴). Gumppe erzählt in seiner Historie Bürgelns, er habe als Probst von Bürgeln oben im Turm der Kaltenbacher Kirche noch, allerdings verstümmelte Heiligenbilder gefunden und sie mitgenommen. Das wiese also jedenfalls auf eine Zeit der Erbauung vor der Reformation. Nun wurde die Kirche in Kaltenbach 1155 von Bürgeln inkorporiert und von da an von den Mönchen in Bürgeln pastoriert und ist es sehr wenig wahrscheinlich, dass Bürgeln auf seine Kosten einen Turm, wie der der heutigen Kaltenbacher Kirche es ist, hätte erstellen lassen, aus der Gemeinde aber hätte dazu niemand die Mittel gehabt. Auch die ganze Bauart des Turms mit seinen rundbogigen gekuppelten Fenstern spricht für unsere Annahme. Kaspar Molitoris redet ja allerdings im *Liber originum* davon, dass nach Abgang des Schlosses eine Pfarrkirche in Kaltenbach gebaut worden sei, er denkt dabei offenbar an eine Vergrößerung der ursprünglichen Kirche und die Umwandlung aus einer Filialkirche in eine Pfarrkirche. Allein, wir haben in diesen Worten nur den Versuch einer Erklärung dafür zu sehen, dass von den Spuren eines Schlosses auch nicht das Geringste mehr zu sehen war. Dass die Kirche in Kaltenbach von Anfang an Pfarrkirche gewesen und nicht erst später zu einer solchen umgebaut wurde, geht deutlich aus der Urkunde über die Inkorporation der Kirche vom Jahre 1155 hervor. Es wird dort ausdrücklich gesagt: *ecclesia in Kaltenbach ab omni aliarum ecclesiarum subjectione libera et absoluta cognoscitur*, d. h. sie war nicht Filial- sondern Pfarrkirche. Aber von da an hörte sie auf,

⁴) Kunstdenkmäler v. Baden V, 113.

Pfarrkirche zu sein. Es ist also gerade umgekehrt wie Molitoris oder sein Gewährsmann vermutet. Die Kirche in Kaltenbach wurde, wie das Chronicon Bürglense sagt, mit Zehnten und Renten von Wernher geziemend dotiert; geziemend (decenter), ein Wort, das bei der sonstigen Überschwenglichkeit in den Ausdrücken besonders auffällt. Buck übersetzt: die sy mit zehenden, renten und gülten von iren eygenen guottern zymlichen und hoch begabten. Das ist aber offenbar nicht der Sinn des decenter. Wir verstehen die in dem Ausdruck liegende Zurückhaltung des Verfassers, wenn wir erfahren, dass 1155 die Inkorporierung der Kirche in Kaltenbach gerade damit begründet wird, dass die dortige Pfründe nicht ausreicht, einen Kleriker zu ernähren und zu kleiden.

4.

Die Familie Wernhers von Kaltenbach.

Das Chronicon Bürglense redet von drei Söhnen und zwei Töchtern. Was zunächst die Söhne betrifft, so werden im Chronicon Bürglense nur zwei mit Namen genannt, Wernher und Wipert, wovon Wernher, da er den Namen des Vaters führt, er auch, wo von den beiden geredet ist, immer zuerst genannt wird, jedenfalls der ältere war. Schon der Liber constructionis nennt den dritten Sohn Konrad, nach ihm auch der Liber originum, der an seinen Namen noch die Bemerkung knüpft, er müsse früh gestorben sein, da man nichts weiter von ihm höre. Ob er Konrad geheißen, lassen wir dahingestellt; aber dass er frühzeitig gestorben, dürfte Tatsache sein. Die Töchter werden im Chronicon Bürglense nicht mit Namen genannt. Es wird nur einmal gesagt, alle Güter Wernhers von Kaltenbach seien an St. Blasien gefallen mit Ausnahme derjenigen, die seiner Tochter H. als Mitgift zugefallen waren. Heer bemerkt zu dem H. „num Himmeltruda an Hedwigavel Hedwigis legendum, non satis constat“. Der Liber constructionis redet von zwei Töchtern, die ins Kloster gingen und nennt die eine Himmeltrud, die andere Ida; Ida sei in Berau ins Kloster eingetreten, Himmeltrud mit ihrer Mutter nach Sitzenkirch gegangen, wo sie auf ihre Kosten ein Kloster gebaut. Der Liber originum wiederholt diese letztere Angabe und fügt dem bei, der Ort habe gerade daher seinen Namen, dass der alte Wernher zu seiner Gättin gesagt: sitz in d’Kilche⁵⁾, eine Namenerklärung, über

⁵⁾ Waibel und Flamm, Bad. Sagenbuch, Freiburg und Breisgau, Seite 211.

die man kein Wort zu verlieren braucht. Der Liber originum weiß dann noch von der dritten Tochter zu berichten, dass sie Hedwig geheißten und sich mit einem Herrn aus altadeligem Geschlecht verheiratet habe. Eiselin, Silva nigra, weiß, dass es ein Nobilis aus Alsatia war, den sie geheiratet. Was hier auf Vermutungen, was auf urkundlichen Nachweisen beruht, ist schwer zu sagen, aber bei der uns bekannten Art des Liber originum werden wir von vornherein ihren Aussagen nicht allzu großes Gewicht beilegen. Unsere Bedenken werden bestärkt, wenn wir die Behauptung, die Mutter Ida sei mit ihrer Tochter Himmeltrud in das Kloster in Sitzenkirch eingetreten, einer näheren Prüfung unterziehen. Es ist schon auffallend, dass das Chronicon Bürglense, dessen Verfasser doch Wernher dem jüngeren nahestand und sich nichts entgehen ließ, was zur Verherrlichung der Familie dienen konnte, zwar von Schenkungen von Gütern in Sitzenkirch redet, aber auch nicht mit einer Silbe der Gründung eines Klosters in Sitzenkirch Erwähnung tut, überhaupt nichts sagt von einem Aufenthalt Idas von Kaltenbach in Sitzenkirch, während doch erzählt wird, dass sie in Berau und Sulzburg gewesen sei. Eine Urkunde des Abtes Gunther von St. Blasien vom 13. November 1151, die wir aus einer Abschrift Gumpfs, der das Original in Händen gehabt, kennen, macht uns dann aber vollends gewiss, dass wir die Gründung des Klosters Sitzenkirch durch Himmeltrud und Ida in das Reich der Legende zu verweisen haben. Abt Gunther nimmt Schwestern, die sich zur Zeit des Abts Rustanus, seines am 19. September 1125 verstorbenen Vorgängers, neben der Kirche niedergelassen haben, sub oboedientiam et subiectionem des Klosters auf. Auch der Ort selbst (locum ipsum), gemeint ist offenbar der Besitz der Schwestern an Grund und Boden und Gebäulichkeiten, soll mit allen jetzigen und zukünftigen Rechten und Besitztümern ihm und seinen Nachfolgern für alle Zeit untertan sein. Die Schwestern sollten Gott dienen nach der Regel des heiligen Benedikt und der in Berau (1110 gegründet, war das erste Frauenkloster, das St. Blasien sich angegliedert) eingeführten Ordnung. Die Kirche in Sitzenkirch, von der gesagt wird, dass einst Wernher von Kaltenbach mit seinen Söhnen Wernher und Wipert sie St. Blasien geschenkt, wird ihnen zur Verfügung gestellt. Ein Grundstück, das einst Rudolf von Madelberch (Malsburg) Bürgeln geschenkt und das Bürgeln gegen Zahlung von 20 Talern in Breisgauer Münze den Schwestern zur Nutznießung überlassen, sollte ihnen weiter zur Nutznießung belassen werden. In der ganzen Urkunde ist von einem Coenobium oder einer Cella nirgends

die Rede. Dass etwas derart damals überhaupt noch nicht vorhanden, beweist der unbestimmte Ausdruck *locus*, der für das Besitztum der Schwestern gebraucht wird. Aber könnten die Schwestern, von denen hier die Rede ist, nicht Ida und Himmeltrud sein und so doch wenigstens die ersten Anfänge der Klostergründung in Sitzenkirch auf sie zurückgehen? An sich ist es schon wenig wahrscheinlich, dass, wo Wernher mit seinen Söhnen ausdrücklich als die genannt werden, die die Kirche Sitzenkirchs an Bürgeln vergabt haben, nicht auch seine Gattin und seine Tochter, wenn sie wirklich mit jenen *sorores* gemeint wären, mit Namen genannt worden wären. Nun teilt aber Gumppe auch noch eine andere Urkunde mit, bei der leider das Datum fehlt, die aber auch so von Bedeutung für uns ist. Es ist die Bestätigung einer unter Abt Rustanus († 1125) gemachten Schenkung. Heribord, dessen Schwester Friderun mit ihrer Tochter Agnes, Reginlint und Engela schenken St. Blasien *praedium quoddam Sizenkirchen vocatum*, das sie selbst von Rudolf von Madelberg (Malsburg) und Ulrich von Messun gekauft haben, behalten sich aber für Lebzeiten die Nutznießung vor; nach ihrem Tode sollte das Gut dann freier Besitz St. Blasiens werden. Die oben genannten Frauen werden *devotae Deo mulieres* genannt und sind offenbar die *Sorores*, von denen die oben besprochene Urkunde Gunthers redet. Sie haben sich bei der Kirche in Sitzenkirch ein größeres Besitztum erworben, der Rechtssicherheit wegen es an St. Blasien geschenkt und es von da als lebenslangliches Lehen zurückerhalten, eine Art der Schenkung, die uns häufig begegnet. Später erwies sich dieses Besitztum als zu klein zum Unterhalt der Schwestern, allein der umliegende Grund und Boden war in fester Hand; es gehörte alles der Zelle Bürgeln. Aber Bürgeln kam den Schwestern in der Weise entgegen, dass es gegen Zahlung von 20 Talern der Breisgauer Münze ihnen ein vermutlich an ihr Eigentum angrenzendes Gut überließ, das Rudolf von Madelberg an Bürgeln geschenkt hatte. Möglicherweise wurde ihnen dann von Bürgeln her der Gedanke nahegelegt, sich doch in ähnlicher Weise wie Berau und Sulzburg an das Benediktinerkloster in St. Blasien anzuschließen. Jedenfalls haben sich die Schwestern, wie aus der Urkunde Gunthers hervorgeht, mit einer dahin gehenden Bitte an St. Blasien gewendet, und St. Blasien stets offene Arme haben sich auch da nicht verschlossen. Die Schwestern nahmen die Regel des heil. Benedikt an und die Ordnungen, wie sie im Kloster Berau eingeführt waren. So hätten wir also nicht Ida und Himmeltrud, sondern Friderun, Agnes, Reginlint und Engela als die

Gründerinnen des Klosters anzusehen. Ob Heribort, der Bruder der Friderun, identisch ist mit dem damaligen Priester Heribort in Bürgeln, wie Gumppe vermutet, lässt sich nicht erweisen, ist aber nicht unmöglich. Was bleibt nun von den Angaben über die Töchter Wernhers von Kaltenbach? Mir will fast scheinen nichts, als dass eine der Töchter, deren Name mit H. begann, sich verheiratet hat. Dass die andere Tochter mit ihrer Mutter in Berau eingetreten sei oder sonstwo den Schleier genommen, will mir sehr wenig wahrscheinlich erscheinen, da es kaum denkbar ist, dass das Chronicon Bürglense das nicht erwähnt haben sollte; viel eher glaube ich, dass auch sie vor der Schenkung Wernhers gestorben ist. Es ist sehr leicht möglich, dass die Namen Hedwig und Himmeltrud nur Kombinationen sind, hervorgerufen durch das H. des Chronicon Bürglense, und auch der Name Ida nur auf einer Vermutung beruht. Wenn der eine der Söhne den Namen des Vaters trug, warum sollte da nicht auch eine der Töchter den Namen der Mutter tragen? Man hatte nun drei Namen und aus den drei Namen sind schließlich drei Töchter geworden, während das Chronicon Bürglense nur von zwei zu berichten weiß und wir wohl annehmen können, dass der Verfasser des Chronicon Bürglense darüber gut unterrichtet war. Die Angabe bei Eiselin, *Silva Nigra*, bezüglich der Verheiratung der einen Tochter stammt aus so später Zeit, dass wir ihr einen geschichtlichen Wert nicht beilegen können.

5.

Wernhers von Kaltenbach Schenkung an St. Blasien.

Das Chronicon Bürglense berichtet uns, Wernher sei von einem Augenleiden befallen worden, die Chronik redet von *oculorum obnubilatio* (vielleicht grauer Star). „Weil er aber, so fährt die Chronik fort, gesunden Sinnes war und, dass ich so sage, als ein Geheilte darnach verlangte von den Nichtgeheilten sich zu trennen“, reiste er nach St. Blasien, besprach sich dort mit dem Abt Rustanus und legte auf dessen Rat das *Cingulum militiae* ab. Seine Gattin scheint von dem Entschlusse ihres Mannes zuerst nicht gerade sonderlich erfreut gewesen zu sein, wenigstens berichtet die Chronik, dass Wernher sie mit vielen Bitten und Tränen angefleht habe, aber sie gibt schließlich doch ihre Zustimmung und tritt selbst in das Kloster in Berau ein. Zwar wird uns das im Chronicon Bürglense nicht ausdrücklich gesagt, dass sie gleich in Berau eingetreten sei. Es wird uns nur gelegentlich berichtet, sie sei von dem Abt von St. Blasien von Berau nach Sulzburg geschickt worden. Da aber aus-

drücklich gesagt wird Deo et sancto Blasio in sanctimoniae castitate servitutam obtulit und damals nur die beiden Nonnenklöster in Berau und Sulzburg sich an St. Blasien angegliedert hatten, so unterliegt es keinem Zweifel, dass sie gleich nach dem Eintritt ihres Mannes in das Kloster von St. Blasien in Berau eingetreten. Berau besteht heute noch, auch von den Klostergebäulichkeiten scheinen noch Überreste vorhanden zu sein, wenigstens findet sich auf der Schwarzwaldvereinskarte bei einer Häusergruppe unterhalb Beraus die Bezeichnung „ehemaliges Kloster“. Es liegt in der Nähe der Einmündung der Schwarza in die Schlucht und gehört heute zum Amt Bonndorf⁶⁾.

Der älteste Sohn Wernhers war offenbar schon vorher ins Kloster eingetreten. Nur so ist es erklärlich, dass nach dem Weggang des Vaters nach St. Blasien der zweite Sohn Wipert die Verwaltung der väterlichen Güter übernimmt. Aber auch Wipert geht einige Jahre später ins Kloster und das Chronicon Bürglense erzählt, er habe nun das ganze Besitztum seines Hauses mit alleiniger Ausnahme dessen, was einst seine Schwester H. als Mitgift bekommen soll, unter Zustimmung der Eltern und des Bruders St. Blasien übergeben. Daneben erscheinen aber doch auch wieder, und zwar im selben Kapitel unmittelbar vorher, die Eltern als die, welche die Schenkung gemacht. Es herrscht darüber auch sonst in den Quellen eine gewisse Unklarheit. In der Bestätigungsurkunde Papst Innozenz II. vom Jahre 1132 werden Wernher und Wipert, die beiden Söhne, als Priester genannt, in der oben erwähnten Urkunde Abt Gunthers wird von einer Schenkung der Kirche in Sitzenkirch durch Wernher von Kaltenbach und seine Söhne berichtet. Mir will scheinen, die Schenkung rühre von den Eltern her, da es sonst nicht begreiflich wäre, dass sie immer unter den Fundatores S. Bl. erscheinen und auch im Martyrol. S. Bl. verzeichnet sind. Und vor allem: Das ganze Chronicon Bürglense spricht dafür. Der Verfasser hätte doch kaum mit solcher Ausführlichkeit von Wernher von Kaltenbach und seiner Frau geredet, wenn er sie nicht für die eigentlichen Gründer gehalten und er, der Wernher den jüngern gekannt, musste doch wissen, wer eigentlich der Stifter war. Bei der Schenkung ist außer von Besitzungen Wernhers im Breisgau auch die Rede von solchen in Burgund und Kurrätien. Aber näheres wissen wir darüber nicht, wir wissen nicht einmal, ob Wernher noch andere Güter im Breisgau besessen

⁶⁾ Kunstdenkmäler von Baden III, 5: „Die Gebäude der alten Propstei in dem heutigen Pfarrhaus sind noch erhalten“

als die, was nach dem Wortlaut des Chronicon Bürglense nicht ausgeschlossen ist, die an Bürgeln gekommen sind.

Nach der Schenkung äußert Wernher der ältere dem Abt Rustanus gegenüber den Wunsch, er möge Bürgeln nach dem Tode des derzeitigen Priesters Heribort mit Benediktinern aus St. Blasien besetzen. Es war begreiflich, dass man diesem Wunsch eines Mannes, dem St. Blasien so reiche Schenkungen verdankte, Rechnung trug. Rustanus sagte zu und traf auch Vorkehrungen zur Errichtung der Zelle, allein während der Vorbereitungen ist Rustanus am 19. September 1125 gestorben. Sein Nachfolger Berhtolf greift die Sache wieder auf und nachdem inzwischen Heribort gestorben war, schickte er Wernher den jüngern als Praepositus, Probst, mit zwei andern Brüdern nach Bürgeln mit dem Auftrag, dort eine neue Pflanzstätte der Regel des h. Benedikt zu errichten. Dotiert wurde Bürgeln auf Wunsch Wernhers und unter Zustimmung des Herzogs Konrad von Zähringen, des damaligen Schutzherrns St. Blasiens mit Ekinheim cum omni iure, Caltinbach, Sicinchilcha, Eimuntal. Was ist wol unter Eimuntal zu verstehen? In der deutschen Uebersetzung Bucks heißt es: Emmetal. Nun findet sich auf einer Karte der Gemarkung Obereggenen von 1767 hart an der Grenze des Obereggener Banns gegen Badenweiler (gemeint ist die alte Vogtei Badenweiler, zu der auch Lipburg gehörte) östlich der Hexmatt und offenbar zum Bergeln Bann (so die Bezeichnung der Karte) gehörig, ein Gewann, das den Namen Emmerain trägt. Diese Gewannbezeichnung hat sich bis heute erhalten. Höchst wahrscheinlich haben wir hier das Eimuntal des Chronicon Bürglense zu suchen. Wenn unter den Gütern, die an Bürgeln fallen, genannt wird Ekinheim cum omni iure, so haben wir hier bei Ekinheim blos an Obereggenen zu denken, wie das aus einem Grenzbeschrieb des Chronicon Bürglense ersichtig ist. Es heißt: „So sei es denn allen in Zukunft und Gegenwart bekannt, dass in dem Bann von Obereggenen niemand ein Recht oder Macht hat, denn allein das Kloster Bürgeln; die Grenze führt vorbei an den steilen Felsen der Grüneck, genannt im Hochblauen Widen, und dann geht sie über den Kamm der Berge, bis man zum Bann von Niedereggenen kommt, überschreitet Sitzenkirch der Breite nach, geht dann über den Berg, der Lendrich (der Name besteht heute noch) genannt wird, zu jenem Flüsschen, das von den Bergen herabkommend den Weg überschreitet, der in das Dorf führt (gemeint ist Kandern) und darüber hinaus bis zum Elbraut im Endenburger Bann“. Merkwürdig ist, dass hier bloß die Westgrenze des Besitztums angegeben wird. Ob wir es mit einem Fragment zu tun haben?

oder vielleicht auch nur die Westgrenze urkundlich festgelegt wurde, weil sie strittig war? Noch eine Bemerkung zu dem obigen Grenzbescrieb. Als Endpunkt der Westgrenze wird angegeben Elbraut im Endenburger Bann. In der Uebersetzung Bucks heißt es „unz uff Elb und den Räten“. Noch heute heißt ein Gewinn nördlich der Straße von Kandern nach Steinen Ellbacher Buck und der Ellbacher Graben bildet ein gutes Stück weit rechts und links der Straße die Grenze zwischen Kandern und Endenburg. Ebenso findet sich noch heute rechts der Straße von Kandern nach Steinen unterhalb der Glashütte die Bezeichnung Rotrain; dann zwischen der Straße und dem Kandertal die Bezeichnung „Langenrot“ und weiter hinauf Roter Graben. Das Langenrot begegnet uns in einer Urkunde vom Jahr 1346 zur Bezeichnung der Südwestgrenze des Besitztums der Zelle Bürgeln. Uebrigens ist das Wort Elbraut auch sprachgeschichtlich interessant; es zeigt uns, wie alt die Aussprache des o wie au ist⁷⁾. Dass die Schenkung an St. Blasien nicht den ganzen Sitzenkircher Bann umfasst, geht aus obiger Grenzbeschreibung deutlich hervor. Die Grenze geht ja mitten durch das Dorf. Außerdem wissen wir, dass Rudolf von Malsburg erst späterhin einen 350 Morgen umfassenden Hof in Sitzenkirch und die Hälfte des Kirchensatzes an Bürgeln geschenkt hat. Auch ist es von vornherein auffallend, dass das cum omni iure bloß bei Ekinheim steht, nicht aber auch bei Caltinbach, Eimuntal und Sicinchilcha. Wir werden darnach wol auch anzunehmen haben, dass weder Kaltenbach noch der Hof im Emmetal mit allen Rechten und Besitztümern Eigentum Wernhers von Kaltenbach waren; immerhin wird jedenfalls der größte Teil von Kaltenbach und Sitzenkirch ihm zu eigen gehört haben⁸⁾.

Aber der Uebergang Bürgelns an St. Blasien erregte den Unwillen der benachbarten Weltgeistlichen, die nichts weniger als erfreut waren über das stetige Vordringen St. Blasiens

⁷⁾ Au steht für altes â und deutet nur die Trübung des a nach o hin an. Ein eigentlicher Diphthong ist dies au nicht wie z. B. fränkisch au für ô: braut = brot, raut = rot usw.

⁸⁾ Auch das Ekinheim cum omni iure entspricht nicht dem Tatbestand. Im letzten Kapitel des Chronicon Bürglense, das wie das vorletzte Aufzeichnungen über Neuerwerbungen Bürgelns enthält, ist wiederholt die Rede von der käuflichen Erwerbung von Gütern, die im Eggener Bann lagen, auch wird uns mitgeteilt, dass der Besitz eines Gutes, Aclaspel genannt (der Name findet sich heute noch als Gewannname in der Gemarkung Obereggenen), ja der mons Burgilon selbst und etliche dazugehörige angrenzende Wälder der Zelle Bürgeln durch Geroldus de Serzingen et ipsius familia in Ekkinheim streitig gemacht wurden, später dann aber allerdings eine Vereinbarung zu stande kam, indem Geroldus de Serzingen auf Bitten seiner Gemahlin Uoticha und

und sich an den Bischof Ulrich von Konstanz wandten mit der Bitte, doch dafür Sorge zu tragen, dass der frühere Zustand hergestellt werde. Der Abt Berhtolf scheint davon gehört zu haben und, besorgt, Ulrich könnte dem Wunsche der Weltgeistlichen willfahren, schickt er seinen Prior Adelbero, den späteren Bischof von Basel, nach Rom, um Papst Honorius II. für die Sache St. Blasians zu gewinnen. Das Chronicon Bürglense lässt Adelbero zu Innozenz II. gehen, was aber ein Irrtum ist, da am 8. Februar 1130 Ulrich von Konstanz seine Zustimmung gibt zur Erledigung der jedenfalls doch durch mehrere Jahre sich hinziehenden Verhandlungen, Innozenz II. aber erst am 14. Februar 1130 gewählt wurde. Der von dem Nachfolger Ulrichs, auch einem Ulrich (Uodalricus de Castellis) an den Papst Innozenz wegen der Bestätigung der Sache St. Blasians auf Bürgeln geschriebene Brief mag zu diesem Irrtum Anlass gegeben haben. Honorius geht aber nicht sofort auf die Wünsche St. Blasians ein, sondern überträgt die Erledigung dieser Angelegenheit, vermutlich weil er die einschlägigen Verhältnisse zu wenig kennt, dem Erzbischof von Mainz. Er wünscht zwar, dass die Zelle in Bürgeln bestehen bleibe, aber man andererseits auch den Wünschen der Weltgeistlichen tunlichst entgegenkomme. Der Erzbischof von Mainz beauftragt daraufhin den Bischof Ulrich von Konstanz, in dessen Diözese St. Blasien und Bürgeln lagen, die streitenden Parteien zusammenzuberufen und nach der Weisung des Papstes Honorius zu verfahren. Ulrich nahm sich dann auch der Sache sofort an, verhandelte mit den beiden Parteien, aber keine war, wie es scheint, bereit nachzugeben. Immer wieder von neuem versuchte es Ulrich, einen Weg zu finden, der beide befriedigte, allein er stirbt, ehe die Unterhandlungen zu einer Zusammenkunft geführt hatten, nach der einen Angabe im Jahre 1127, nach einer andern im Jahre 1128. Sein Nachfolger ist Uodalricus de Castellis. Gleich nach dem Tode des Bischofs scheint sich die Weltgeistlichkeit

mit Rücksicht auf sein Seelenheil auf alle seine Rechte zu Gunsten der Zelle Bürgeln verzichtete (*fecit abdicationem in omne illud quicquid sui iuris esse posset et tradidit super reliquias sancti Johannis*). Daraus geht doch deutlich hervor, dass die Schenkung Wernhers von Kaltenbach jedenfalls nicht den ganzen Bann Eggenen umfasst haben kann, nicht Ekkinheim cum omni iure. Zur Zeit der Abfassung des Chronicon Bürglense mag Eggenen mit all seinen Rechten der Zelle Bürgeln gehört haben, das ist recht wol möglich. Wernher und Wipert waren offenbar bemüht, das Gebiet abzurunden und den ganzen Bann Eggenen in den Besitz Bürgelns zu bringen. Das mag dann den Verfasser des Chronicon Bürglense, der offenbar keine Ahnung von dem hatte, was wir heute in dem 16. Kapitel seiner Chronik lesen, zu seinem Irrtum verführt haben.

mit erneuter Bitte an den Erzbischof von Mainz gewendet zu haben, während St. Blasien den neuen Bischof Ulrich an die Weisung des Papstes und die an seinen Vorgänger ergangene Aufforderung des Erzbischofs von Mainz erinnert. Immer von neuem wird Bischof Ulrich von beiden Parteien gedrängt, die Sache doch nun einmal zu Ende zu führen. Kein Konvent der Weltgeistlichkeit der Kapitel Wiesental und Neuenburg vergeht, ohne dass die Angelegenheit zur Sprache gekommen und ein entsprechendes Schreiben an den Bischof abgegangen wäre. So gibt denn Ulrich dem Archipresbyter Diemo, der als Domdekan damals an der Spitze der an der Kathedrale in Konstanz angestellten Geistlichkeit stand, und dem Dekan des Kapitels Neuenburg, Pfarrer Hermann in Müllheim, den Auftrag, persönlich die Sache zu erledigen. Diese berufen die streitenden Parteien zu einer Zusammenkunft nach Liel. Als Vertreter der Weltgeistlichkeit erscheinen die Dekane der beiden Kapitel Neuenburg und Wiesental, Hermann von Müllheim und Volmarus, dann folgende Pfarrer aus dem Kapitel Neuenburg: Rusteinus de Chilichovin (Kirchhofen A. Staufen), Constans de Brizzinchovin (Britzingen), Burchardus de Liela (Liel), Otto de Badin (Badenweiler) aus dem Kapitel Wiesental und Eberhardus de Scopfheim. Das Chronicon Bürglense lässt Eberhardus aus Betibur (Betberg) sein, doch sind hier jedenfalls die Angaben der Att. Uodalrici, die unmittelbar nach Beilegung der Streitigkeiten auf den Bericht Diemos und Adalberos niedergeschrieben wurde, geschichtlich zuverlässiger als die des Chronicon Bürglense. Noch ein Wort über den oben genannten Dekan Volmarus. Volmarus wird in der Att. Uodalrici einfach Decanus genannt; dass er Dekan des alten Wiesentäler, später Röttler Kapitels gewesen sei, ist lediglich eine Vermutung Gumpfs, der aber auch ich mich anschließe; denn es hätte ja doch keinen Sinn gehabt, jemand zu diesen Beratungen zuzuziehen, der den Verhältnissen vollständig fern stand. Wenn das Chronicon Bürglense dann unter den Pfarrern, die in Liel anwesend gewesen, noch einen Johannes de Ovcheym und Ludevicus de Ekkinheim nennt, so ist das ein Irrtum; die beiden waren nicht Pfarrer, sondern Grundherrn, waren auch nicht bei den Verhandlungen in Liel, sondern nur bei den späteren bei Eggenen zugegen. Und nun die anwesenden Vertreter St. Blasiens: da war zunächst der früher schon genannte Adelbero, der einst Bürgelns wegen in Rom gewesen war, dann natürlich Wernher und Wipert, dann wird noch ein Ulrich und ein Wernher genannt (nicht etwa der Vater Wernher, der war bereits tot). Man kam nun in Liel überein, dass, was die alte Kirche

auf Bürgeln an Gütern in Bicinum (ein noch 1346 genannter Hof, nordwestlich von Obereggenen, an den heute noch der Flurnamen Bizingraben erinnert), Sitzenkirch, Feldberg, Hertingen, Bamlach besessen, außerdem der Zehnte in monte Bicinum und der Zehnte in Rheinweiler ihr verbleiben solle. Alles Uebrige, was der alten Kirche zugehörte, sollte der neu zu erbauenden Kirche in Eggenen zufallen, und zwar sollte die Kirche erbaut werden auf einem St. Blasischen Grundstück, das früher nicht zur alten Kirche gehörte. Der neue Pfarrer in Eggenen sollte dem Bischof gegenüber dieselben pekuniären Verpflichtungen übernehmen, wie der frühere Geistliche in Bürgeln sie zu leisten hatte. Merkwürdigerweise ist davon zuerst die Rede. Dann soll er die Seelsorge der Pfarrkinder übernehmen, bei der übrigens das Taufen und Beerdigen die Hauptsache zu sein schien. Es heißt in der Attest. Uodalrici parochianis eandem curam quam et prior impenderet in baptizando, in sepeliendo et in caeteris omnibus, quae iuste exigebantur a priore. Für das, was der alten Kirche an Gütern verbleibe, solle St. Blasien von bisher nicht zu der alten Kirche gehörenden Gütern soviel der neuen Kirche als Entschädigung überweisen, als Diemo richtig erschiene, der zu den hierwegen zu pflegenden Unterhandlungen andere hinzuziehen könne. Die entgeltige Regelung dieser Entschädigung kommt zu stande bei Eggenen in Anwesenheit und unter Zustimmung verschiedener Grundbesitzer der Umgegend, des Gerung von Blansingen, des Ludwig von Eggenen, des Johannes von Auggen, des Anselm von Buggingen, verschiedener Brüder von St. Blasien, es werden genannt: Wernher, Gerung, Hugo und Wipert, sowie fast der gesamten Diözesangeistlichkeit. In Vertretung des Herzogs Konrad von Zähringen, des damaligen Schirmvogts von St. Blasien, war ein Rudolphus de Badin zugegen. Das ist aber nicht ein Markgraf von Baden. Heer denkt wol mit Recht an einen Angehörigen des bis an den Anfang des vorigen Jahrhunderts in Liel wohnenden Geschlechts von Baden. Welche Güter damals der neu zu erbauenden Kirche in Eggenen zugewiesen wurden, davon hören wir weder etwas im Chronicon Bürglense, das übrigens die Verhandlungen in Liel und die bei Eggenen ineinander mengt, noch in der Attest. Uodalrici. Der Bischof Ulrich war damals gerade aus Anlass des Besuchs Kaiser Lothars in Basel. Diemo und der Prior Adelbero reisten deshalb sofort nach Abschluss der Verhandlungen bei Eggenen dahin und erwirkten von dem Bischof unter dem 8. Februar 1130 die Bestätigung der in Liel und bei Eggenen getroffenen Abmachungen. Die hierüber ausgestellte Urkunde, von mir

als Attest. Uodalrici wiederholt zitiert, ist noch im Original vorhanden und findet sich im Generallandesarchiv in Karlsruhe im Selett ältester Urkunden. Bischof Ulrich, froh, die jahrelangen Streitigkeiten nun beigelegt zu sehen, bemüht sich, nun auch die päpstliche Bestätigung zu erwirken. Im März 1131 ist er in Lüttich, wohin Innozenz II. gekommen war, um Kaiser Lothar um seine Unterstützung gegen den Gegenpapst Anaklet II. zu bitten, und verwendet sich offenbar wiederholt deswegen bei dem Papst; doch ist dieser so sehr anderweitig in Anspruch genommen, dass es zu einer Bestätigung nicht kommt. Unerreichter Sache verlässt Bischof Ulrich Lüttich. Zurückgekehrt, wendet er sich schriftlich an den Papst mit einem Brief, der uns in einer Abschrift Gumpfs erhalten ist. Er erinnert ihn darin an die ihm in Lüttich vorgetragene Wünsche und bittet von neuem um Bestätigung der Abmachungen in Liel und bei Eggenen. Diese erfolgte dann auch und zwar am 4. November 1132 von Placentia (Piacenza) aus. In dieser Bestätigungsurkunde Innozenz II. ist bereits die Rede von einer Ecclesia in pede montis aedificata. Es scheint also, dass man sofort nach Erledigung der Zwistigkeiten mit dem Bau der Kirche in Eggenen begonnen und sie auf den Namen des Johannes geweiht habe. In pede montis, darnach kann es sich nur um eine Kirche in Obereggenen handeln. Die jetzige Kirche von Obereggenen scheint das nicht gewesen zu sein. Gumpff fand über der Türe der Kirche, die auf den Friedhof hinausführt, die Jahreszahl 1475 und zuhinterst in dem großen Turm ob dem „Beinhüble“ und an der Türe über einem kleinen Fenster Bürgeln zu die Jahreszahl 1472. Wie Pfarrer Staudenmeyer in Obereggenen mir mitteilt, findet sich noch heute über der Kirchentüre oder vielmehr auf dem Türbogen die Zahl 1475 in erhabener Schrift in den Stein gemeiselt, während von den beiden anderen Jahreszahlen nichts mehr zu finden ist. Dass aber doch schon vor dieser Zeit eine Kirche in Obereggenen bestanden hat, geht daraus hervor, dass, wie Gumpff berichtet, ein Instrumentum incorporationis ecclesiae in superiori Eggenheimb vom Jahre 1398 vorhanden ist, oder wenigstens zu Gumpfs Zeiten vorhanden war.

Auch in Bürgeln selbst beließ man es nicht bei der alten Kirche. Mit dem Kloster wurde auch die Kirche neu gebaut oder zum mindesten umgebaut. Der päpstliche Legat Theodewin, im Chronicon Bürglense Dietwin genannt, beurkundet unter dem 15. Juni 1136, dass er von dem Abt Berhtolf aufgefordert wurde, bei der Zelle, Bürgeln genannt, eine Kirche zu weihen, diesem Wunsche nachgekommen sei,

und sie auf den Namen Johannes des Täufers und des Evangelisten geweiht habe, nachdem er sich überzeugt habe, dass ihre Rechte durch ein päpstliches Privileg (gemeint ist offenbar die Bestätigungsurkunde Innozenz II.) verbrieft seien. Am 12. Juli 1157 erneuert Hadrian IV. die Bestätigung Innozenz II. und am 6. März 1178 Alexander III.

6.

Letzte Schicksale der Familie Wernhers von Kaltenbach.

Bei zunehmendem Alter litt Wernher viel an Fieber. Kurz vor seinem Tode reist er noch nach Sulzburg, um dort seine frühere Gemahlin zu besuchen, die von dem Abt von St. Blasien dahin geschickt worden war. Todesahnungen mögen ihm den Wunsch nahegelegt haben, sie noch einmal zu sehen. Er kommt nicht mehr zurück. Das Fieber tritt stärker auf und er stirbt in Sulzburg. Wipert war sofort auf die Nachricht von der schweren Erkrankung seines Vaters nach Sulzburg geeilt, traf den Vater aber nicht mehr am Leben. Schon war der Ort für sein Grab bestimmt. Aber Wipert wehrt sich mit aller Entschiedenheit dagegen, dass sein Vater in Sulzburg beigesetzt werde, er würde nie und nimmer dulden, dass sein Vater des Begräbnisses der Brüder St. Blasiens verlustig gehe. So nimmt er denn den Leichnam mit nach St. Blasien und dort wird er in die *sancto dedicationis* (gemeint ist jedenfalls der Tag der Weihung des Klosters) unter großer Beteiligung beigesetzt. Seine Gattin folgte ihm bald im Tode nach. Nach 5 Monaten erkrankte sie und am 12. März 1126 ist sie in Sulzburg gestorben. Wipert besuchte noch die totkranke Mutter, und auf die Frage, wie es ihr gehe, habe sie, so erzählt das *Chronicon Bürglense*, geantwortet: „Neige, o Gott, mein Herz zu deinen Zeugnissen, nicht zur Habsucht“. Als dann Wipert sie nach der Bedeutung dieser Worte gefragt habe, hätte sie ihn auf den damaligen Prior des Klosters Weirn verwiesen und ihn ermahnt, nie von diesem Worte zu weichen. Weirn, von Wipert um Aufklärung gebeten über die Worte seiner Mutter, habe geantwortet: „jene sei freudig aus den Aengsten dieser Welt geschieden“. Man hat den Eindruck, dass es sich da um Dinge handelt, die Weirn in der Beichte anvertraut wurden und über die er deshalb nicht reden will.

Und nun die beiden Söhne. Von Wernher erzählt das *Chronicon Bürglense*, dass er sich großer Beliebtheit bei den Brüdern erfreut, in allen ihren Nöten wären sie immer zu ihm gekommen. Sein Name sei weit über die Grenzen St. Blasiens hinaus bekannt und geehrt gewesen, Grafen

und Fürsten, Priester und Bischöfe, ja selbst Kaiser hätten bei ihm sich Rats erholt. Das Dörfchen Kaltenbach, nach dem er sich genannt, ein geringes und verachtetes Dörfchen, rings von steilen Felsen und Berghalden umgeben, sei durch ihn selbst Rom, der Herrscherin der Welt, bekannt geworden. Der Verfasser der Chronik berichtet dann von einem Erlebnis, das uns die Mildtätigkeit und Opferfreudigkeit Wernhers in schönstem Lichte zeigt. Er erzählt, er habe selbst gesehen, wie Wernher, als er an einem außergewöhnlich kalten Wintertag einem halbnackten, durch Alter, Krankheit, Hunger und Kälte geschwächten Menschen begegnete, der kaum mit zwei Stöcken sich aufrecht erhalten konnte, sich von seinem Gefährten trennte, unter einem Baum sein Unterkleid ausgezogen, es dem Armen gegeben und noch 3 Geldstücke dazu. In seinen letzten Lebensjahren habe er an verschiedenen Krankheiten gelitten, habe zeitweise weder stehen noch liegen können und sei dann am 23. Januar 1159 gestorben. Der Verfasser schließt das Kapitel über Wernher mit folgenden Distichen⁷⁾:

Consumptus senio languore gravique labore
 Suspirat patriam scandere coelicolam.
 Mortem bisquini februi tulit ipse kalendis,
 Quem deus omnipotens pie cuncta regens
 Exemptum terris concedat vivere coelis
 Luminis atque sui det splendore frui.

Möglicherweise sind diese Distichen eine Grabinschrift, vielleicht aber auch bloß ein Abschnitt eines das ganze Kaltenbachsche Geschlecht verherrlichenden Gedichtes. Schon im 2. Kapitel des Chronicon Bürglense findet sich mitten im Text der Hexameter:

At nondum sexti percurreunt climata lustris.
 Ueber Wipert berichtet das Chronicon Bürglense, dass er durch nichts sich habe abhalten lassen, zu den Horen zu erscheinen, mit großem Eifer dem Gebet und geistlichen Uebungen obgelegen, sich heftig gezeiselt habe und dann versehen mit den Sterbesakramenten (pura confessione et sacri olei munitus unctione) gestorben sei. Eine Jahreszahl ist nicht angegeben. Auch hier bilden den Abschluss zwei Distichen:

Martis in undenis defungitur ipse kalendis,
 Cuius sis miserans, te rogo, cuncta creans,
 A poenis solvas, peccati vincula tollas,
 Ut tecum maneat teque Deum videat.

⁷⁾ Es sind leoninische Hexameter ebenso wie die für Wipert.

7.

Chronologisches zur Geschichte der Gründung
der Zelle Bürgeln.

Wir dürfen unsere Abhandlung doch nicht abschließen, ohne uns die Frage vorgelegt zu haben, wann denn nun eigentlich Bürgeln an St. Blasien gekommen und wann die ersten Benediktiner in Bürgeln aufgezogen? Mit aller Bestimmtheit lassen sich diese Fragen nicht beantworten; denn im ursprünglichen Text des Chronicon Bürglense selbst finden wir gar keine chronologischen Angaben. Auch sonst wird in den Urkunden, in denen von der Schenkung die Rede ist, nirgends die Zeit angegeben, in der diese erfolgt ist. Wir sind also auf Vermutungen angewiesen. Man gewinnt aus dem Chronicon Bürglense den Eindruck, dass sehr bald nach dem Tode des Abtes Rustanus auch der Presbyter Heribort auf Bürgeln gestorben und Abt Berhtolf dann gleich Wernher mit zwei andern Mönchen nach Bürgeln geschickt habe. Nun ist Rustanus am 19. September 1125 gestorben. Wir werden also nicht irre gehen, wenn wir die Besitzergreifung Bürgelns in den Anfang des Jahres 1126 verlegen. In dieselbe Zeit kommen wir, wenn wir uns erinnern, dass Bischof Uodalricus de Dillingen 1127 oder 1128 gestorben ist. Die Ereignisse, die wir oben geschildert, von der Ankunft Wernhers in Bürgeln bis zum Tode Ulrichs können wol $1\frac{1}{2}$ —2 Jahre in Anspruch genommen haben. Und wann erfolgte die Schenkung? Jedenfalls zu Lebzeiten des Abtes Rustanus, darüber ist kein Zweifel, d. h. also jedenfalls vor dem 19. September 1125. Dürfen wir den Angaben des Chronicon Bürglense, dass Wernher der ältere am 31. August 1125 gestorben sei, Glauben schenken, dann könnten wir auch sagen, da Wernher vor seinem Tode nach Sulzburg gereist und dort doch immerhin noch einige Tage gelebt, vor Mitte August 1125. Nun rühren freilich die Angaben des Todesjahrs Wernhers des älteren, Idas und Wernhers des jüngeren, die einzigen Zahlenangaben die sich im Chronicon Bürglense finden, wie Heer bemerkt, nicht von dem Schreiber der Chronik, sondern von einer zweiten Hand her, von der jedoch nicht zu bezweifeln sei, dass sie alt sei. Das Chronicon Bürglense selbst gibt uns jedenfalls keinen Grund, die Richtigkeit dieser Zeitangabe zu bezweifeln. Ueber den Aufenthalt Wernhers des älteren im Kloster wird ziemlich kurz hinweggegangen, während sehr ausführlich berichtet wird über die Tätigkeit, die die beiden Söhne im Kloster entfaltet haben. Das dürfte ja wol darauf hindeuten, dass sein Aufenthalt im Kloster gerade

kein allzulanger gewesen und seine Tätigkeit daher wenige Spuren in der Erinnerung zurückgelassen hat. Vielleicht dürfen wir daraus, dass, wo von der Dotierung Bürgelns mit Gütern aus der Kaltenbachschen Schenkung die Rede ist, gesagt wird *prout ipse (Wernherus) rogaverat et disposuerat*, schließen, dass der ältere Wernher damals nicht mehr am Leben war, wenn sich das Plusquamperfekt hier natürlich auch anders deuten ließe. Jedenfalls spricht nichts, auch in den andern uns zur Verfügung stehenden Quellen, gegen den 31. August 1125 als Todestag Wernhers. Die Schenkung hätte dann also jedenfalls vor Mitte August 1125 stattgefunden, aber auch nicht viel früher; denn in der Chronik wird uns erzählt, Rustanus habe Vorkehrungen getroffen, um dem Wunsche Wernhers nachkommen zu können, sei aber plötzlich durch den Tod abgerufen worden, und Wernher ist offenbar gleich nach der Schenkung mit seinem Wunsch an Rustanus herangetreten. Darnach dürfen wir wol die Schenkung in den Sommer oder das Frühjahr 1125 setzen. Die Schenkung wird jedenfalls gleich nach dem Eintritt Wiperts ins Kloster erfolgt sein, so dass dieser also wol auch Anfang des Jahres 1125 stattgefunden haben dürfte. Und der des Vaters? Das *Chronicon Bürglense* sagt, die Schenkung sei nicht gleich beim Eintritt Wernhers des älteren ins Kloster geschehen, sondern *aliquantis interpositis annis*. Daraus werden wir wol schließen dürfen, dass der Eintritt Wernhers des älteren ungefähr in den Jahren 1120 oder 1121 erfolgt sei. Die Zeit des Eintritts des jüngeren Wernher lässt sich gar nicht bestimmen. Nur soviel ist sicher, dass er vor dem Vater in St. Blasien eintrat und jedenfalls nach dem Jahre 1102, dem Jahr der Vertreibung Bischofs Gebhard III. aus Konstanz.

Auch gegen das Jahr 1159 als Todesjahr des jüngeren Wernher lassen sich begründete Zweifel nicht erheben. Jedenfalls waren 1151 noch beide Söhne am Leben. Auf ihre Bitten überlässt Abt Günther 1151 den Schwestern in Sitzenkirch das s. Z. von ihnen von Rudolf von Malsburg gekaufte Besitztum zu weiterer Nutznießung. Von Wernher heißt es ebenda, er sei *Praepositus* in St. Blasien, von Wipert, er sei *Procurator* in Bürgeln gewesen. Auch 1155 sind sie noch am Leben. In der Urkunde über die Einverleibung Kaltenbachs mit Bürgeln vom 25. Januar 1155 heißt es, Wernher und Wipert hätten zusammen mit Abt Gunther um diese Einverleibung gebeten. Bei Wipert fehlt im *Chronicon Bürglense* jegliche Angabe des Todesjahrs. Auffallend ist, dass der Schreiber des *Chronicon Bürglense* beim Tod der Eltern wie der Söhne Tag und Monat des Todes

genau angibt, aber nicht das Jahr⁹⁾. Bei den Söhnen hatte er das Datum in den vorgefundenen Distichen, bei den Eltern kannte er es jedenfalls aus dem Martyrologium St. Blasianum.

Hauptsächliche Quellen.

- Rustenius Heer. Anonymus Murensis denudatus. Freiburg 1755.
 M. Gerbert. Historiae Nigrae Silvae S. Blasii 1783—88.
 M. Herrgott. Genealogia diplomatica augustae gentis Habsburgicae. Viennae 1737.
 T. Neugart. Codex diplomaticus Alemanniae et Burgundiae. S. Blasii 1791—95.
 T. Neugart. Episcopatus Constantiensis. S. Blasii 1803, Frib. 1862.
 C. G. Dümgé. Regesta Badensia. Karlsruhe 1836.
 Schauinsland. Blätter für Geschichte des Breisgaus. Freiburg 1873 ff.
 Freiburger Diözesanarchiv. Organ des kirchl. historischen Vereins zu Freiburg 1865 ff.
 Zeitschrift für die Geschichte des Oberrheins 1850 ff.
 Mone. Quellensammlung der bad. Landesgeschichte. Karlsruhe 1848—67.
 Die Kunstdenkmäler des Großh. Baden. V. Tübingen u. Leipzig 1901.
 H. Brunner. Deutsche Rechtsgeschichte I. 1906, II. 1892.
 R. Schröder. Lehrbuch der deutschen Rechtsgeschichte 4. Auflage. Leipzig 1902.
 W. Schultze. Die Gaugrafschaften des alamannischen Badens. Stuttgart 1896.
 J. Cramer. Die Geschichte der Alamannen als Gaugeschichte. Breslau 1899.
 C. Henking. Gebhard III. Stuttgart 1880.
 A. Krieger. Topographisches Wörterbuch des Großherzogtums Baden. 2. Auflage. Heidelberg 1904—5.
 Hauck. Kirchengeschichte Deutschlands 3. u. 4. Aufl. I. Leipzig 1904.
 Sodann folgende Urkunden und Handschriften des Generallandesarchivs in Karlsruhe:
 Selekt ältester Urkunden C 16 u. 19.
 Handschrift 140. Historie der Propstei zu Bürgeln durch P. F. Ignaz Gump, Probst zu Bürgeln.
 Handschrift 139. Chronicon Bürglense. Abschrift von Buck.
 Handschrift 490. Liber originum des Kaspar Molitoris.
 Kopialbuch 685: Dingrodel und Copienbuch der Probstei Bürgeln von Joh. Baumgarten a. 1573.
 Berein 1476 Dingrodel v. a. 1346.
 Berein 1475 Dingrodel und Verzeichnis der Güter Bürgelns.
 Und aus der Hof- und Landesbibliothek in Karlsruhe:
 Handschrift Eiselin. Silva nigra. S. Bl. 1685.

Nachwort von Fridrich Pfaff.

Die vorstehende, ziemlich umfangreiche Abhandlung hat längere Zeit liegen müssen, bis sich Raum für ihren Abdruck fand. Am 21. Dezember 1909 hat mir der Verfasser diese „seine erste Arbeit auf lokalgeschichtlichem Gebiete“ übersandt, indem er dabei „ein gewisses Gefühl der Unsicherheit“ aussprach, mir überließ, damit zu machen was ich wolle, sie ganz oder nur teilweise abzdrukken und den Zeitpunkt des Erscheinens ganz in mein Belieben stellte. Ich hatte die Absicht, noch über so manche Einzelheit mit dem Verfasser zu verhandeln, da meine

⁹⁾ Der Tag wird wie gewöhnlich in einem Jahrzeitbuch gestanden haben.

Anschauungen sich nicht überall mit den seinen deckten und ich es als Pflicht ansah, ihn in dieser Sache zu unterstützen, wenn auch die eigentliche Verantwortung ihm selbst zufiel. Wie ich denn überhaupt der Ansicht bin, dass die Tätigkeit der wissenschaftlich angeregten, nicht an der Quelle der Wissenschaft sitzenden Mitarbeiter auf alle Weise gefördert werden muss. Leider hat eine schwere, langwierige Krankheit den Verfasser am 14. Mai 1910 dahingerafft.

Nachdem ich mich von der Gründlichkeit der Arbeit überzeugt und mit Vergnügen meine Uebereinstimmung in einigen mir wesentlichen Punkten festgestellt hatte, zögerte ich nicht mehr, sie zum Abdruck vorzubereiten, zumal mir die Witwe des Verfassers mitgeteilt hatte, es sei eine der letzten Freuden des Dahingeshiedenen gewesen, zu erfahren, dass ich die Abhandlung aufnehme. Wollte ich nun nicht das Ganze umarbeiten, sondern wie billig ihm den vom Verfasser gegebenen Inhalt neben der äußeren Gestalt lassen, so musste ich mich darauf beschränken, nur Einzelheiten zu bessern, die angezogenen Stellen nachzuprüfen, ganz sparsam einige Anmerkungen hinzuzufügen und dann noch hier im Nachwort ebenfalls so kurz wie immer möglich die Aufmerksamkeit der Leser auf einige vom Verfasser nicht ganz erledigte im Stoffe liegende Aufgaben zu lenken. Die Lesung der Orts- und Personennamen, die nach der bei Geschichtsforschern bisher üblichen Art für die Ligatur *uo* gewöhnlich irrig *ou* vorschrieb, ist zugunsten der sprachgeschichtlichen Richtigkeit geändert worden.

Bei Gelegenheit eines Vereinsausflugs von Badenweiler über Bürgeln und Sausenburg nach Kandern, am 8. Oktober 1911, habe ich im bildergeschmückten, aussichtsreichen Saal von Schloss Bürgeln vor zahlreicher Zuhörerschaft die Gründungsgeschichte der sanktblasischen Probstei Bürgeln besprochen. Ein Auszug aus meinen Ausführungen, der freilich der näheren Begründung wie der Berichtigung bedarf, ist in unserer Zeitschrift „Badische Heimat“ 1911, S. 20 abgedruckt.

Drei Hauptfragen, fand ich, liegen im Stoff zur Urgeschichte Bürgelns. Die erste richtet an uns der Name Bürgeln. Noch vor zehn Jahren hatte ich sie so zu beantworten zu müssen geglaubt, dass Name und Lage für das ehemalige Vorhandensein einer eigentlichen „Burg“ sprächen¹⁰⁾. Aber in den Quellen fand ich keine Spur einer solchen, und wie oben S. 50 Adolf Schmidt-Clever kam ich zu dem Schlusse, dass der Berg seinen Namen von einer vorgeschichtlichen Befestigung, einem Ringwall erhalten habe. Diese Ringwälle pflegt man auch Burg (vgl. Rödelsburg, Feimlisburg) zu nennen, insbesondere wurden für solche abgegangene Wehrbauten Verkleinerungsformen, wie Schlössle, Bürgle, Häusle angewandt (vgl. Bürgle bei Emmendingen), hier also im Sinne der Herabsetzung. So ist denn auch *Burgila* nur als Verkleinerungsform von *Burg* und die *n*-Endung als Beugungsform zu deuten. Wenn in den alten Quellen stets nur vom „Ort“ und vom „Berg“ Bürgeln gesprochen wird, also nicht etwa vom Burgstall oder dergl., so muss die Zeit der alten Befestigung sehr weit, wahrscheinlich in der Vorgeschichte, zurückliegen und die ursprüngliche, vor dem Kloster vorhandene Kirche sehr alt sein.

Ich kann getrost darauf verzichten, mich ernstlich mit E. Martini auseinanderzusetzen, der in einer mit viel Fleiß aber unzureichenden Mitteln verfassten Geschichte der Diözese Müllheim (Freiburg 1869) S. 13 ff. sowol den Kastelberg bei Sulzburg¹¹⁾ wie die Befestigung des

¹⁰⁾ Monatsblätter des Bad. Schwarzwaldvereins 1901, 49, Anm.

¹¹⁾ Ueber den und auf dem ich mich bei anderer Gelegenheit ausgesprochen habe und den ich in dieser Zeitschrift noch zu behandeln gedenke.

Stockbergs am Blauen, die Burgen Neuenfels, Badenweiler, Rosenberg bei Müllheim, Kaltenbach, Sausenburg und Bürgeln allesamt für Römerwerke erklärt, obwol nur in Badenweiler römische Funde gemacht und nicht die mindesten Anhaltspunkte für ein Vorhandensein von Martinis „römischen Festungsdreiecken“ vorhanden sind.

Die zweite und dritte Frage, die alte Pfarrkirche Bürgeln und das Geschlecht von Kaltenbach müssen zusammen behandelt werden.

Schmidt-Clever schließt mit Recht S. 57, dass die Kirche Bürgeln eine der ältesten der Umgegend sein muss. Die Ausdrucksweise des Chronicon Bürglense *nam pridem vetus ibidem constructa habebatur ecclesia* deutet darauf hin, dass die Erbauung dieser Kirche in grauer, unvor-denklicher Zeit lag. Aus ihrem weitreichenden Sprengel, möglicherweise auch aus ihrer weitschauenden und weitsichtbaren Lage dürfen wir vielleicht schließen, dass sie die Missionskirche der Umgegend war, umsomehr als es wahrscheinlich ist, dass sie innerhalb eines älteren Ringwalls stand, worin auch ein Göttertempel gewesen sein kann. Es war ja doch kluger Brauch der Kirche zu Gregors des Großen Zeit, nicht die Tempel sondern nur die Götzenbilder zu zerstören, die Räume zu weihen, Altäre aufzustellen, Heiligtümer einzubringen und so diese Tempel aus Verehrungsstätten der Heidengötter zu Wohnungen des wahren Gottes zu machen¹²⁾. Wie dem auch sei, zur Zeit des ältesten in der Geschichte genannten Kaltenbachers sehen wir die Kirche zu Bürgeln in dessen Besitz. Im dritten Kapitel des Chron. Bürg. wird erzählt, dass der edle Wernher und seine edle Gemahlin mehrere von ihren Vorfahren ererbte Kirchengüter besaßen, deren Vogtei sie ausübten und die sie mit geeigneten Geistlichen besetzten. Größer aber scheint der Kaltenbacher Recht noch an Bürgeln gewesen zu sein, denn im ersten Kapitel heißt es, dass der Berg mit allem seinem Zubehör von ihren Vorfahren her rechtlich ererbt, ihrer Gewalt und Fürsorge unterworfen war. Wernher liebte den Ort, weil alle seine Vorfahren, wo sie auch gestorben, dort begraben wurden (Kap. 8). Dort will er ein Kloster gründen und bittet den Abt von Sankt Blasien, Bürgeln nach des Leutpriesters Heribort Tode mit Mönchen zu besetzen. Vier Orte von Wernhers Allod werden dem neuen Kloster inkorporiert. Aber die Weltgeistlichkeit wendet sich beschwerdeführend an Ulrich von Dillingen, den Bischof von Konstanz, und erreicht schließlich die Errichtung einer neuen Leutkirche zu Obereggenen. Nach allem diesem war Bürgeln die Eigenkirche der Herren von Kaltenbach und ward jetzt die Sankt Blasiens¹³⁾.

Schmidt-Clever zweifelt (S. 55) an dem Freiherrentum der Kaltenbacher und scheint zu meinen, dass die Bezeichnung de Chaltenbach an sich etwa dahin gedeutet werden könne, dass Wernher und sein Geschlecht Edelfreie gewesen seien. Selbstverständlich hat das keinen Zusammenhang mit dem Stande. Das Chron. Bürg. nennt Wernher *alto genere natus*, ebenso ihn und seine Gemahlin *ab atavis nobilitate progeniti*. Es nennt ihn *Dominus* und sagt von ihm, er habe den Rittergurt abgelegt. Auch sein Sohn Wipert heißt Herr. Also

¹²⁾ Ad Mellitum abbatem M. G. Epist. II, 330; Sauer, Freib. Diöz. Arch. XXXV, 222.

¹³⁾ Das Wesen der Eigenkirche hat Ulrich Stutz dargestellt in seiner Baseler Antrittsvorlesung, Berlin 1895, dann in seiner Geschichte des kirchl. Benefizialwesens I, 1, Berlin 1895, in dem Sonderabdruck aus der Zs. der Savigny-Stiftung, XXXVI, Kanonist. Abt. I, Weimar 1901, und in der Festschrift für Gierke. Vgl. auch J. Sauer, Neujahrsbl. d. Bad. Hist. Komm. N. F. XIV, 1911.

wären beide Ritter gewesen. Mag man nun auch auf diesen Redeschmuck des Chron. Bürg. wenig geben, so müssen wir doch ohne Zweifel Wernher den älteren als großen Landherrn ansehen. Spuren einer Dienstbarkeit sind nicht vorhanden. Auch nach seiner Stellung unter den Schenkern des Klosters St. Alban zu Basel 1101—1103 war Wernher ein großer Herr. Er schenkt ein halbes Landgut zu Hunthesdorf, welcher Ort bis jetzt nicht gefunden ist, und ein ganzes zu Suuingen, d. h. besser Luuingen, jetzt Lufingen im Kanton Zürich¹⁴⁾. Also besass Wernher sicher außerhalb des Breisgaus Güter und es kann demnach auch mit Besitzungen in Burgund und Kurrätien seine Richtigkeit haben (vgl. Schmidt-Clever S. 67). Es will scheinen, als ob die irrigen, von Josef Bader in seiner *Badenia III* (1844) S. 125 über das Verhältnis des Adels zum freien Bauernstand vorgetragenen Ansichten auf Schmidt-Clever Eindruck gemacht hätten, denn er meint S. 57, die Herren von Kaltenbach hätten auch kein „Schloss“ gehabt, nur ein grosses hölzernes Bauernhaus, mit Stroh gedeckt und mit einem Steinwall zum Schutz gegen wilde Tiere umgeben. Nun sagt allerdings das Chron. Bürg. im fünften Kapitel, dass auf Bitten der Kaltenbacher Gilbert, der Bischof von Konstanz, *infra moenia domus suae* eine Kirche zu Ehren des Erzengels Michael geweiht habe; aber Schmidt-Clever hält den Ausdruck *domus* für Burg irrigerweise für auffällig! Er denkt sich offenbar die Michaelskirche zu Kaltenbach wie die Kapelle eines Bauernhofs in dessen Hofraite. Er hält nichts davon, dass Kaspar Molitoris berichtet, aus den Steinen der abgängigen Burg sei die Kirche des Dorfs Kaltenbach erbaut worden (S. 57). Auch dass die Burg bei der Inkorporation der Kaltenbacher Kirche 1155 nicht genannt werde, sei auffällig. Mit Recht wird der Verf. den Nachrichten über die Burg bei Bader (Bd. III, 126) und Martini (51) wenig Gewicht beigelegt haben. Doch hat Bader das Rechte getroffen, wenn er sagt: „Die Burg Kaltenbach lag im hintern Tale der Kander, auf einem Hügel über dem gleichnamigen Kirchdorfe, zwischen Marzell und Lütchenbach“. Am 25. März d. J. habe ich mit zwei Herren aus unserm Verein die Stelle aufgesucht. Nachdem ich zunächst vergeblich den Punkt der Höhenschichtenkarte 1 : 25000, Bl. 140 (Wies) südlich von Marzell am Grabenbuck, wo die Höhe 792,9 vorgezeichnet ist, erstiegen hatte, fanden wir den Burgstall ganz unzweifelhaft, wo ihn einer meiner Begleiter, Herr Dr. Ernst Scheffelt aus Badenweiler schon vermutet, nördlich unmittelbar über Kaltenbach an der Heidelbrach auf dem Punkt 824,4 einer weitschauenden, sehr geeigneten Höhe, die das Volk Waldebnetköpfe nennt. Ein namentlich gegen Norden tiefer Graben umzieht die Höhe. Eine Menge loser Bruchsteine bedeckt den eingeringten Raum. Leider verhinderte das andauernd sehr schlechte Wetter eine genauere Bodenuntersuchung. In Kaltenbach selbst konnten wir mit Befriedigung durch Rücksprache mit älteren und jüngeren Einwohnern feststellen, dass die Stelle dort allgemein als die Burg Kaltenbach bekannt ist. Sogar die Sage vom unterirdischen Gang von der Kirche zum Schloss fehlt nicht. Ohne Zweifel hat an dieser Stelle die Steinburg der edelfreien Herren von Kaltenbach gestanden, sie ist nach dem bürgerlichen Aussterben des Geschlechts aufgegeben und die innerhalb ihrer Mauern bestehende Michaelskirche in den Ort Kaltenbach übertragen worden, dessen alter Kirchturm noch heute die Mauersteinreste der Herrenburg in sich fasst.

¹⁴⁾ Vgl. Bas. U. B. I, S. 8—11, wo Hunthesdorf und Suuingen in Baden gesucht werden. Vgl. dazu Züricher U. B. I, 192, Anm. 2, wo mit Recht auch gegen die Erklärung im Wirtb. U. B. II als Löffingen in Baden Einspruch erhoben wird.

Zur Geschichte des Nonnenklosters Rheintal bei Müllheim.¹⁾

I.

Im 3. Hefte des 39. Bandes der Alemannia hat Herr Pfarrer Mölbert auf Seite 130—141 den ersten Teil einer kurzen Geschichte des Zisterzienserinnenklosters zu Rheintal veröffentlicht, der unsere bisherige Kenntnis über das Kloster nach mancher Seite hin erweitert. Wenn auch verschiedenes darin fehlerhaft ist, so verdient doch die Erschließung neuer Quellen Dank und Anerkennung. Um so unangenehmer ist es mir deshalb, wenn ich im Interesse der Sache einige Bemerkungen und Berichtigungen hinzufügen möchte. Doppelt unangenehm deshalb, weil durch diese, wenn auch rein sachliche Kritik, manch anderer Lokalforscher von der Inangriffnahme ähnlicher Arbeiten abgehalten werden könnte; die Zahl derjenigen, die neben ihrer beruflichen Arbeit noch Lust und Liebe zur Erforschung der geschichtlichen Vergangenheit ihrer Heimat oder ihres Wirkungskreises zeigen, ist ohnehin klein genug.

Von den vom Verfasser benutzten Urkunden habe ich nur diejenigen nachgeprüft, welche im Bezirksarchiv zu Kolmar liegen;²⁾ es sind dies das Privileg Innozenz IV. und die Urkunden aus den Jahren 1255, 1256 und 1298.³⁾ Letztere scheidet sofort aus, da sie über die Geschichte des Klosters weiter keinen Aufschluss gibt und Seite 133 in ihren wesentlichen Bestandteilen wiedergegeben ist. Ich möchte noch darauf hinweisen, dass auch bei kleineren Studien, die sich auf archivalischen Quellen aufbauen, der Fundort derselben möglichst genau angegeben werden sollte, damit eine Nachprüfung eher ermöglicht und den betreffenden Archivverwaltungen unnötige Mühe erspart wird.

1. Das Privileg Innozenz IV.⁴⁾

Die von Mölbert Seite 133—137 auszugsweise aus einer Übersetzung wiedergegebene Urkunde ist ein sogenanntes feierliches Privileg mit den Unterschriften des Papstes und der Kardinäle, eine bekannte Formel, deren Arenga beginnt mit den Worten: „Religiosam vitam eligentibus“, eine Urkunde, wie sie Klöstern des Zisterzienser-, Prämonstratenser-, Benediktiner- und Augustiner-Ordens mit kleinen Abweichungen zur Bestätigung ihrer Privilegien und besonders ihrer Besitzungen in Menge ausgestellt worden sind.⁵⁾ Nur diese letztgenannten Güterbestätigungen sind für die Geschichte des einzelnen Klosters verwendbar,

¹⁾ Ein plötzlich eintretendes Unwohlsein hat mich verhindert, allen im 3. Heft des 39. Bandes (1911) dieser Zeitschrift erscheinenden Aufsätzen gleichmäßige Sorgfalt angedeihen zu lassen. Es sind dadurch Ergänzungen und Berichtigungen zu der Abhandlung des Herrn Pfarrers Mölbert nötig geworden, die nun hier oben folgen. F. P.

²⁾ Auch an dieser Stelle sei Herrn Archivdirektor Dr. Mentz für seine Bemühungen bestens gedankt.

³⁾ Bezirksarchiv Kolmar. Serie H. Kl. Rheintal Fasc. 2.

⁴⁾ Bezirks-Archiv Kolmar. Serie H. Kloster Rheintal Fasc. 3, Nr. 4.

⁵⁾ Den Wortlaut solcher Urkunden siehe Württemberg. Urkundenbuch III, 57, 254 und öfters. Die päpstl. Kanzlei-Ordnungen von 1200—1500 hg. v. M. Tangl. S. 229—232.

alles andere gehört in die Geschichte des Ordens als solcher. Mölbert hätte sich also auf die 2—3 Zeilen beschränken können, in denen er Seite 134 die Besitzungen aufzählt. Statt dem von ihm gelesenen Worte Bappenheim muss es Sappenheim heißen; vor diesem Worte scheint in der Originalurkunde noch eine andere Besitzung genannt gewesen zu sein, die der Übersetzer aber nicht entziffern konnte.

Es wäre nun nach dem oben gesagten völlig überflüssig, auf den formelhaften Inhalt der Urkunde näher einzugehen, hätte nicht Mölbert die zum Teil falschen Übersetzungen seiner Vorlage ohne Bedenken wiedergegeben und zum Teil richtige Stellen falsch aufgefasst. Zunächst möchte ich noch feststellen, dass die Urkundenübersetzung, für die Mölbert keine Zeit anzusetzen vermag, und die er als nicht leicht leserlich bezeichnet, in die Zeit zwischen 1400—1420 zu setzen ist und von einer sehr deutlich schreibenden Hand herrührt. Der erste von Mölbert wiedergegebene Satz ist unverständlich: hinter Segen ist ein Punkt zu setzen, und die folgenden Worte „denen, die da geistlich ordentlich leben“ sind der Anfang eines neuen Satzes: Religiosam vitam eligentibus usw. Auch der Ausdruck: die Religionsübung der „heiligen Geistlichen“ ist, wie wol Mölbert selbst gefühlt hat, unrichtig; die in der Vorlage gebrauchten Worte „stetigkeit in der heiligen Geischlicht“ bedeuten, es soll ferne sein, dass durch einen gewaltsamen Eingriff irgend eines Menschen die Kraft der heiligen Religionsübung (*sacre religionis*) zerstört werde. Der Satz „von der gemeinen großen Rotte der Christenheit“ hätte aber unbedingt vermieden werden müssen, nicht allein, dass diese Worte selbst zu bedenken gegeben hätten, sondern in der Urkunde selbst steht ganz deutlich, von allem, was ihr besitzt „vor dem gemeine großen rot der cristenheit, dem man consilium generale spricht“, sollt ihr keinen Zehnten geben, hätte Mölbert sofort ersehen müssen, dass es sich hier um ein Konzil handelt (gemeint ist das Laterankonzil vom Jahre 1215). Auch die Stelle „zur persönlichen Sicherheit der Schwestern usw.“ ist unrichtig; es muss heißen: ferner verbieten wir, dass eine Nonne nach abgelegtem Gelübde ohne Erlaubnis der Äbtissin das Kloster verlasse; die aber fortgehen, soll niemand ohne Erlaubnis von eurer Seite aufzuhalten wagen. Von einem Urlaubsbrief kann also keine Rede sein, und wenn bei Mölbert steht „aus dem Kloster nach der Zeit“, so muss es ganz richtig mit Mölberts Vorlage heißen: es soll niemand ausgehen aus dem Kloster noch dem Gut (d. h. auch nicht aus dem Gebiet des Klosters). Wenn die Urkunde reden soll von dem Segen der Klosterfrauen und der Weihung des Messweins und der Messgewänder, die der Bischof spenden und vornehmen soll, so hätte Mölbert wissen können, dass der Bischof keinen Messwein voraus weiht; in der Vorlage ist auch nur die Rede von „Messvessellin“, eine unrichtige Übersetzung von *benedictiones monialium vasorum et vestium*. Bei der Stelle „zu Brauch und Wissen denen, welchen die Güter zur Miete und und zu ihrer Notdurft verliehen sind“, ist statt Wissen und Miete, „nyssen“ und „nutz“ zu lesen. Fasst man den Ausdruck, in dem von dem „vorderen römischen Bischof“ die Rede ist, richtig auf, so braucht man nicht anzunehmen, dass für das Kloster Rheintal schon früher eine päpstliche Urkunde ausgestellt worden ist, denn es ist dort die Rede von Privilegien, die dem Orden verliehen worden sind, und der Schutz, der „wider Frevel gewaltig fordern“ zugesagt sein soll, ist richtig wiedergegeben eine Bestätigung kaiserlicher, fürstlicher und anderer Privilegien, die das Kloster von weltlichen Abgaben und Forderungen befreien. Auf weitere, kleine Irrtümer will ich nicht eingehen.

Es erhebt sich nun die Frage, wann diese uns ohne Datum überlieferte Urkunde ausgestellt worden ist. Mölbert nimmt unter den in Betracht kommenden Päpsten Innozenz VI. (1352—1362) als Aussteller

der Urkunde an.⁶⁾ Er kam auf diese Zeit durch eine der Unterschriften der Kardinäle, die er als Petrus Albornoze deutete, während ganz deutlich Petrus Albanensis in der Vorlage steht. Dieser wichtige und weit bekannte Kardinalstitel hätte Mölbert auf die richtige Spur führen müssen, seine und die der andern Kardinäle Unterschriften hätten unter Zuhilfenahme von Eubels *Hierarchia catholica* leicht das Datum der Urkunde enger umgrenzen können. Es seien hier die Unterschriften völlig wiedergegeben.⁷⁾

Otto (Portuensis et sancte Rufine) episcopus
 Petrus Albanensis episcopus
 Wilhelmus Sabinensis eps.
 Petrus tit. s. Marcelli presb. card.
 Frater Johannes tit. s. Laurentii presb. card.
 Egidius ss. Cosme et Damiani diac. card.
 Octavius s. Marie (in via lata) diac. card.
 Petrus s. Georgii (ad velum aureum) diac. card.
 Johannes s. Nicolai (in carcere Tulliano) diac. card.
 Wilhelmus s. Eustachii diac. card.

Daraus ergibt sich, dass die Urkunde zwischen Mitte September 1244 (Ernennung der Kardinäle) und dem 21. März 1251 (Todestag des Kardinalbischofs Wilhelm von Sabinum) ausgestellt sein muss. Betrachtet man weiter die Namen und die Reihenfolge der Kardinalsunterschriften mit den z. B. im Württembergischen und Basler Urkundenbuch veröffentlichten Unterschriften aus jener Zeit, so ergibt sich mit ziemlicher Wahrscheinlichkeit, dass die Urkunde zwischen September 1245 und Januar 1246, resp. April 1247 ausgestellt worden ist. Die Unterschriften stimmen bis auf eine (Wilhelmus, basilice duodecim apostolorum presb. card.) überein mit einer im württembergischen Urkundenbuch Bd. III S. 123—125 wiedergegebenen Urkunde vom 9. Januar 1246; in unsrer Urkunde fehlt diese Unterschrift, was sich aber leicht erklären lässt durch ein momentanes Verhindertsein des betreffenden Kardinals, eine Annahme, welche uns die Originalurkunde vielleicht hätte bestätigen können durch das Vorhandensein einer Lücke, die öfters für die nachträgliche Unterzeichnung freigelassen wurde.⁸⁾

2. Die Gründungsurkunde Konrads v. Freiburg⁹⁾

Die Urkunde wurde von Mölbert in seinem ersten Aufsätze über die Anfänge des Klosters Rheintal wiedergegeben.¹⁰⁾ Da sie ein wichtiges Dokument ist, soll hier eine Reihe Verbesserungen angebracht werden zu den von Mölbert falsch gelesenen Stellen. Kleine Lesefehler, wobei es sich nur um Buchstaben oder für den Sinn unwesentliche Korrekturen handelt, sind unberücksichtigt gelassen worden. Zur Vereinfachung habe ich die Zeilen des Textes durchgezählt. Es ist zu lesen Z. 5 statt

⁶⁾ Das Geschichtchen von Innozenz VIII. hätte als nicht zur Sache gehörig ganz gut entbehrt werden können, zumal es nicht einmal sicher begründet ist.

⁷⁾ Statt den von Mölbert gebrauchten seltsamen Ausdrücken Evangeliarkardinal, Priesterkardinal, Bischofkardinal sind die Bezeichnungen Kardinaldiakon, Kardinalpriester und Kardinalbischof zu setzen.

⁸⁾ In den päpstl. Registern scheint die Rheintaler Urkunde nicht eingetragen worden zu sein, wenigstens nicht in den uns erhaltenen Bänden. Sie ist deshalb auch nicht in den *Registres d'Innocent IV.* p. p. E. Berger (Paris. 1884—1897) enthalten.

⁹⁾ Bez.-Archiv Kolmar. Serie H. Kl. Rheintal Fasc. 1.

¹⁰⁾ *Alemannia* Bd. 39 S. 25—26.

Hedwigae — Hedewige, Z. 15/16 statt in paratu — ipsarum, Z. 17 statt ponantur — pociantur, Z. 18 und 34 statt domini — dei, Z. 22 und Z. 29/30 statt quibuscunquibus — quibuscunque, Z. 23 statt amplicandum — ampliandum und statt hereditatus — heredum, Z. 26 statt similibus — similiter, Z. 26/27 statt acquisitionibus — acquisitis, Z. 27 ist nach iuri — quemadmodum einzufügen, Z. 28 statt posteritu — posterum, Z. 29 statt promissis — premissis, Z. 31 und 35 statt superscripti — suprascripti, Z. 36 statt Rüdiger — Ruodgerus, Z. 37 statt Buhard — Buohart, ebenso dort Ruodolfus und Z. 39 Chuonradus, Z. 38 statt Fischingen — Sechingen, Z. 41 statt assumus — affuimus und Z. 43 statt Sti. — beati.

3. Die Tauschurkunde aus dem Jahre 1256¹¹⁾

Diese Urkunde, ausgestellt am 28. Januar (octava Agnetis), ist nur in einem Kopialbuch des Klosters Lützel erhalten, am Schlusse der Abschrift sind die 4 Siegel der Urkunde abgezeichnet; die auch von Mölbert wiedergegebene Legende des Rheintaler Siegels: S. Abbatis. S. C. De Rintal muss natürlich S. Abbat. O(rdinis) C. de Rintal heißen. Bedenklicher ist die Angabe, auf dem Siegel sei zu Füßen der gekrönten Muttergottes mit dem Jesusknaben in einem Dreipass der Adler des Grafen Konrad von Freiburg gewesen; ich möchte das, weil ein ganz ungewohnter Fall in der Siegelkunde, vorerst nicht glauben, zumal da auf dem Konventsiegel an einer Urkunde aus dem Jahre 1408 dieser Adler fehlt.¹²⁾ Auch ein anderes Siegel ist, wie eine Anmerkung im Kopialbuch sagt, nicht richtig wiedergegeben; zu leicht könnte der Zeichner (Bruder Claudius Schling) das vielleicht beschädigte Siegel in seiner Phantasie so ergänzt haben.

Freiburg i. B.

Josef Rest.

II.

Bezüglich der Alem. 3. F. Bd. III, Seite 133 ff. angeführten Bestätigungsbulle des Klosters Rheintal ist nachträglich zu bemerken, dass sie in einer viel früheren Zeit abgefasst sein muss, als Seite 137 ff. vermutet wurde aufgrund des Wortes albaneß, womit aber nicht der Kardinal Albornoz oder Alwarez gemeint ist, sondern der nach Albano Albanensis genannte Kardinal Petrus de Collemedio († 1253). Auch muss es statt Bischofkardinal, Priesterkardinal, Evangelierkardinal besser Kardinalbischof, Kardinalpresbyter, Kardinaldiakon heißen. Petrus de Collemedio ist einer der 12 von Papst Innozenz IV. im Jahre 1244 gewählten Kardinäle, die in Eubels Hierarchia medii aevi I S. 7 verzeichnet stehen. Mit Ausnahme der beiden schon in den Jahren 1245 und 1250 verstorbenen Kardinäle haben alle andern auch die Rheintaler Bulle unterzeichnet. Wir dürfen daher wol annehmen, dass diese beiden Kardinäle schon tot waren als die Bulle ausgegeben wurde[?]; da sie aber der im Jahre 1251 gestorbene Kardinalbischof Wilhelm von Sabinum noch mitunterzeichnet hat, so bliebe als Abfassungszeit nur der Zeitraum 1250/51 übrig. Da Rheintal bei Müllheim jedoch erst im Jahre 1255 gegründet wurde, so bezöge sich die Bullè unter der Voraussetzung ihrer Echtheit, an der zu zweifeln aber kein Grund vorliegt, noch auf das Kloster in Altrheintal; sie wäre dann das einzig Sichere, was wir außer dem Namen der letzten Äbtissin Hedwig von jener ersten Niederlassung der Zisterzienserinnen im weitentlegenen Weiler Rheintal wüssten. Im Magnum Bullarium Romanum ist das lateinische Original der Bulle unter den von Innozenz IV. erlassenen Dekreten nicht zu finden.

Freiburg i. B.

Hermann Mölbert.

¹¹⁾ Bez.-Archiv Kolmar Lützel Cart. 2 Nr. 4 S. 103/104.

¹²⁾ Sievert, A. J. Geschichte der Stadt Müllheim. Müllh. 1886 S. 402.

Zu Grimmelshausens „Ewigwährendem Calender“.

Von Arthur Bechtold.

Erst vor kurzem ist es J. H. Scholte in der „Zeitschrift für deutsche Philologie“ (XLIII, 234 ff.) gelungen, die bisher noch unerklärte Ortsangabe „Hybspinthal“, von wo Grimmelshausen die Vorrede des „Satyrischen Pilgram“ (1666) und die Widmung des Romans „Dietwald und Amelinden anmutige Liebs- und Leidsbeschreibung“ (1670) datiert, zu deuten; es ist das Anagramm für „Spitalbühne“, das aus „Zwo Jeuch Veldts“ bestehende Grundstück in Gaisbach, welches nach dem dreißigjährigen Kriege aus dem Besitz eines Herrn von Eltz in den Grimmelshausens kam. Aus den im Generallandesarchiv zu Karlsruhe befindlichen Prozessakten seines Sohnes, des Hauptmanns und Kaiserlichen Postmeisters Franz Christoph von Grimmelshausen gegen den Gaisbacher Schultheißen Geörg Meyer vom Jahre 1711 (s. Zeitschr. f. Bücherfreunde, N. F. II 67) ersehen wir, wie Grimmelshausen das während des Krieges vollständig verwilderte und mit undurchdringlichem Buschwerk überwachsene Grundstück wieder urbar machte, mit Bäumen bepflanzte und zwei Häuser darauf bauen ließ.¹⁾

Nicht weniger rätselhaft als das Wort „Hybspinthal“ klingt die Unterschrift am Schlusse des 1670 erschienenen „Ewigwährenden Calenders“: „Dat. Grießbach den 29. Jul. 1669. Christian Brandstetter Stattschreiber zu Schnackenhäusen“.

Der nächstliegende Verdacht, dass es sich hier wie bei den anderen Pseudonymen Grimmelshausens um ein Namens-Anagramm handeln könne, bestätigt sich nicht; der Versuch, dem Namen mittelst Vertauschung der Buchstaben beizukommen, scheitert vollständig. Auch hier muss uns das Aktenmaterial den Weg weisen, auf dem wir eine Erklärung der Unterschrift versuchen können.

Eine von Schultheiß und Gerichtszwölfem des Fleckens Renchen 1670 aufgenommene Renchener Bannbeschreibung aus dem Jahre 1670 (Generallandesarchiv Karlsruhe Nr. 6764), deren Randnoten von Grimmelshausens eigener Hand geschrieben sind, enthält unter den Namen der Grundstücksbesitzer zweimal den Namen Christman Brandstetter; Christman ist die ortsübliche Koseform für das seltenere Christian.

Auch im Renchener Kirchenbuch wird der Name genannt. Am 9. Februar 1665 heiratet der ehrsame Jüngling Leonhard Brandstetter, ehelicher Sohn des Christman Brandstetter, Bürgers in Renchen, die Katharina Egloffin. Ein anderer Sohn, Johann Brandstetter („Christiani Brandstetters civis in Renchen filius“) heiratet am 22. November 1666 die Tochter des ehemaligen Gerichtsschöffen und Bürgers zu Ulm (bei Oberkirch), des Adam Goll. Am 8. Februar 1701 vermählt sich Johann Brandstetter („civis et viduus in Schnekenhöfen“) zum zweiten Mal; bei seinem am 26. Dezember 1712 erfolgten Tode erscheint er als „civis in Underschnekenhöffen“ im Kirchenbuche. Am 9. Dezember 1674 stirbt die Witwe des Christmann Brandstetter („obiit catholice Anna Christmanni Brandstetters acatholici relicta vidua“) und vermacht der Renchener Kirche 10 fl.

¹⁾ Vgl. auch Dieffenbacher, Grimmelshausens Bedeutung für die badische Volkskunde. Vortrag, abgedr. im Korrespondenzblatt d. Gesamtvereins d. D. Gesch. u. Altert. Ver. 1901 S. 195.

Ohne Zweifel haben wir in dem Christmann Brandstetter, Bürger zu Renchen und Besitzer der Schneckenhöfe bei Renchen, den „Christian Brandsteller“ Grimmelshausens. Die geringen Abweichungen in der Schreibweise (Brandsteller für Brandstetter, Schnacken- für Schnecken-) können ebensowol von Grimmelshausen beabsichtigt sein als dem Setzer zur Last fallen.

Dass Christmann Brandstetter nicht etwa im Ernst als der Verfasser des „Ewigwährenden Calenders“ vorgeschoben werden sollte, ist selbstverständlich; welchen Grund Grimmelshausen zu der Neckerei hatte, — als eine solche ist es doch wol aufzufassen, wenn er den Besitzer eines abgelegenen Bauernhofs zum Stadtschreiber daselbst ernennt — vermag ich nicht anzugeben. Wir dürfen annehmen, dass zur Zeit Grimmelshausens die lokalen Anspielungen, die er so häufig in seinen Schriften verstreut hat und denen wir jetzt verständnislos gegenüberstehen, wenigstens in der Heimat des Verfassers verstanden und belacht wurden.

Was die Schneckenhöfe betrifft, so hatte Herr Pfarrkurat Kistner (Freiburg-Haslach), ein geborener Renchener und Nachkomme Grimmelshausens, auf meine Bitte hin die Freundlichkeit, in Renchen selbst Erkundigungen einzuziehen und die alten Gemarkungspläne durchzusehen; ich entnehme seinen Mitteilungen folgendes:

In der Gemarkung Renchen gibt es zwei von einander räumlich getrennte Feldlagen des Namens: der eine, größere Felderkomplex liegt jenseits der Rench an der Grenze der Wagshurster Gemarkung, etwa 400 Meter westlich des Renchener Bahnhofs. Zum Unterschied von der weiter südlich, ebenfalls jenseits der Rench, aber näher an der Offenburger Bahnlinie gelegenen Lage „Schneckenhof“ führt die erstere den Namen „Schneckenhöf“. Die Pluralform macht es wahrscheinlich, dass an dieser Stelle mehrere Höfe gestanden haben, und in der Tat wird diese Annahme durch eine alte Tradition unterstützt, die auch anzugeben weiß, dass die „Schneckenhöf“, die „Unterschneckenhöfe“ des Renchener Kirchenbuchs, noch im ersten Drittel des 19. Jahrhunderts im Besitz der heute noch in Renchen blühenden Familie Brandstetter gewesen seien. Heute ist von Gebäuderesten auf den beiden Grundstücken keine Spur mehr zu sehen.

Eine weitere Bestätigung finde ich in zwei, erst vor ganz kurzer Zeit von Herrn Pfarrkurat Kistner in Renchener Privatbesitz aufgefundenen Lagerbüchern der Renchener Hubwaldgenossenschaft aus den Jahren 1748 und 1813. In dem ersteren wird ein Mathiß Brandstätter als Besitzer „eines halben jeuch Veldt, so vormahls ein Hoffstatt gewesen, zu Schneckenhoffen“ aufgeführt; im Lagerbuch von 1813 werden als Besitzer der aus 1½ Jeuch bestehenden Feldlage „In denen Schneckenhöfen“ Paul Brandstetter, Matthias Brandstetter und Jakob Brandstetter mit je ¼ Jeuch verzeichnet.

Ein badischer Flieger vor hundert Jahren.

Von Otto Ernst Sutter.

Im dritten Vierteljahrheft des zweiten Jahrgangs der bei Johann Jakob Thurneisen in Basel herausgegebenen Zeitschrift „Oberrheinische Mannichfaltigkeiten“ erschien 1782 eine Abhandlung, die nicht geringes Aufsehen erregte. Ihr Verfasser war der hochfürstlich-badische Landbaumeister Carl Friedrich Meerwein, der auf verschiedenen Gebieten des Bau- und Ingenieurwesens — von ihm stammt eine umfangreiche Darstellung der Gewölbetheorie und -statik — sich durch eine Reihe wirtschaftlicher und technischer Arbeiten einen Namen gemacht

hat. Jener Aufsatz, der später auch in des darmstädtischen Regierungsrats August Johann Schlettwein „Archiv für den Menschen und Bürger in allen Verhältnissen“ (Siebenter Band. 1784. Weygand'sche Buchhandlung, Leipzig) zum Abdruck kam und endlich auch als Broschüre erschien, trägt die einigermaßen merkwürdige, an sich indessen köstliche Aufschrift: „Der Mensch! — Sollte der nicht auch zum Fliegen gebohren seyn?“

Die erfolgreichen Versuche der Herren Montgolfiers mit ihrer „par hazard“ erfundenen Methode, in die Luft sich empor zu heben, ermutigt Meerwein, die Schublade seines Schreibtischs aufzuschließen und seine sorglich gepflegten Gedanken über die Möglichkeit des Fliegens und die Erfindung einer zweckmäßigen Maschine der Oeffentlichkeit preiszugeben. Denn zum ersten ist er so von der Richtigkeit seiner Sache überzeugt, dass er wol auf ein günstiges Urteil des hohen Publikums rechnen zu können glaubt, zum andern aber — und das interessiert uns mehr — wünscht er, „dass die Ehre dieser Erfindung (des Flugapparats) auf die Deutschen gebracht werde, so wie die Franzosen die Ehre der anderen (des Luftballons) bereits auf ihrer Seite sehen“.

Nun folgt ein wissenschaftlicher Teil. In weitschweifigen Erörterungen untersucht der Landbaumeister die natürlichen und naturwissenschaftlichen Grundlagen des Vogelflugs und kommt zu dem Schlusse, dass diese keineswegs so geartet seien, dass der Mensch sich dieselben nicht auch beschaffen könnte. Wir brauchen uns hier nicht im Einzelnen mit dem Beweise Meerweins zu beschäftigen, er selbst hält ihn für erbracht, indem er erwiesen hat, dass: „1. weder in dem Bau des Menschen und in dessen innerer Struktur, noch 2. in seiner zu großen Schwere, noch aber 3. im Mangel an hinlänglicher Stärke, noch endlich und ebensowenig 4. im Mangel an tauglichen Materialien, ein hinlänglicher Grund liegen könne, warum es dem Menschen unmöglich sein sollte, vermittelt irgend einer tauglichen Maschine zu fliegen“.

So darf man denn mit allem Recht, meint der Baumeister am Ende dieses Kapitels, den Menschen für den Inbegriff (Complementum) der tierischen Schöpfung erklären? „in dessen Seelenkräften Gott alles vereint hat, was er den übrigen Tieren nur stückweise mitteilte und anvertraute“.

Besonders interessant ist die Art, wie Meerwein sich zu seinem speziellen Plane, einen Flieger zu bauen, ans Werk macht. Um die Maße für jenen zu erhalten, betreibt er Studien an einer wilden Ente, deren Körpergewicht und Expansum (Flügelspannfläche) er zueinander in Vergleich setzt. Der Vogel wog 2 Pfund und 20 Lot, sein Expansum betrug, nach dem in 10 Zoll getheilten badischen Werkschuh gemessen, 165 Quadratzoll, woraus sich ergab, dass 62 Quadratzoll einem Pfund entsprechen. Aehnliche Versuche und Resultate werden mitgeteilt für eine Weihe, einen Fischreiher, eine Trappe, einen Schwan und eine Dohle, und aus diesen Vergleichen endlich geschlossen, dass eine Maschine, die zusammen mit dem Gewicht des Fliegenden 220 Pfund schwer ist, eine Flügelspannfläche von mindestens 126 Quatratschuhen aufweisen müsse.

Der Flugapparat selbst, dessen Entwurf auf einem sorgfältig gezeichneten Kupfer gezeigt wird, besteht im großen und ganzen nur aus einem riesigen Flügelpaar, an dessen gemeinsamer Axe der menschliche Körper aufgehängt ist. Die Bewegung der Flügel geschieht dadurch, dass die Arme eine mit Seilen an den Flügeln aufgehängte Stange, die senkrecht zur Achse gerichtet ist, gegen den Körper anziehen und von ihm wieder abstoßen. Gesteuert wird durch eine an den Füßen befestigte Vorrichtung. Als Material zu dem mit starkem Linnen, Baumwollen- oder Wachstuch zu überziehenden Gerippe empfiehlt

der Landbaumeister ein leichtes, aber zähes Holz, z. B. Linden- oder gespaltenes Tannenholz.

Von der Güte seiner Erfindung ist Meerwein ziemlich überzeugt. Er beschließt diesen zweiten Teil seines Büchleins also: „Wer wird nun noch an der Tauglichkeit der Materialien zweifeln wollen? Diesem nach hätte ich also mein Versprechen erfüllt und hinreichend erwiesen, dass es dem Menschen möglich sei, sich eine Maschine zu fertigen, mit welcher er durch die Luft zu reisen vermöchte, wann es ihm nicht an der Entschlossenheit mangelte“. Auch der Nichtflieger ist heute in der Beurteilung der Flugapparate soweit fortgeschritten, dass ich glaube, eine Kritik unserer Meerweinschen Maschine unterlassen zu können.

In einem Schlusskapitel beschäftigt sich der Landbaumeister mit der Frage, welche Gegend wol am günstigsten sein möchte, seinen Flieger auf Brauchbarkeit und Stabilität zu prüfen, und schlägt als Flugplatz den sogenannten Rheinsprung bei Basel vor. Wie er aber nun von den „Taten“ selber zu sprechen begonnen, scheint er doch ein wenig skeptisch geworden zu sein. Denn er fügt schier kleinlaut bei: „wer in etwas tiefes Wasser fällt, der bricht weder Hals noch Bein: und gegen das Ertrinken gibt es hinreichende Verwahrungsmittel“. Indessen stellt sich die alte Zuversicht gar bald wieder ein: „Wer weiß also, wozu Gott in diesem Jahrhundert den Menschen die Kunst zu fliegen hat erfinden lassen?“ Allerdings sagt er dieses auch im Hinblick auf die glänzenden Nachrichten über die Montgolfiers.

Und am Ende seiner Abhandlung hält der Erfinder einen Ausblick. Wird die Flugmaschine Unglück oder Segen in die Welt bringen? fragt er und erwartet beides. Allein der Segen wird größer sein: „Ja, wie viele Menschen hätten nicht bei den letzten Wassernöten, welche halb Europa ängstigten, mehr gerettet werden können, wenn die Kunst zu fliegen auch nur schon ihre Jünglingsjahre erreicht gehabt hätte“.

Ich habe mich bemüht, aus Chroniken, Tagesblättern und anderen Aufzeichnungen zu erfahren, ob Meerwein tatsächlich einen Flug versucht hat; leider war mein Stöbern erfolglos, ich fand nicht die geringsten Anhaltspunkte. Indessen glaube ich nicht an einen Versuch des Landbaumeisters.

Er ist am 6. Dezember 1810 eines natürlichen Todes gestorben.

Anzeigen und Nachrichten.

F. Graebner. Methode der Ethnologie. Kulturgeschichtliche
 • Bibliothek herausgeg. v. Foy. (1. Reihe. Ethnol. Bibl.) Bd. 1.
 Heidelberg, Winter, 1911. XVIII u. 192 S. 8°. 4 M., geb. 4.80 M.

Mit diesem Bändchen legt die arbeitsfrohe Kölner Ethnologen-Gruppe ein erstes Bändchen vor aus einem weit ausschauenden Unternehmen. Heute, nach langen Jahren emsigen Sammelns, das deutsche Völkermuseen zu international erstklassigen Forschungsstätten gemacht hat, darf man es wagen, nun einmal alle diese Einzelergebnisse zusammenzufassen, zu sichten, von grösseren Gesichtspunkten aus zu verarbeiten, um so, wie der Herausgeber in einem Vorwort auseinandersetzt, der Naturgeschichte systematische Grundlagen zu schaffen.

Es zeigt ernstes Streben an, dass zunächst methodologischen Fragen tapfer zu Leibe gegangen wird. Graebner betritt da fast Neuland, jedenfalls fehlt bisher eine solch systematische Darstellung der Methode. Und dieser Versuch scheint gut, auch wenn man auf anderem Standpunkt steht wie der Verfasser bezüglich der fundamentalsten Fragen der Kulturbeziehungen, der Übertragung von Kulturen und

Kulturelementen. Dass des Verfassers Standpunkt von einem beinahe allwirksam zu bezeichnenden Gesetz von Kulturübertragung deutlich zum Ausdruck kommt, dass die Abschnitte, die das Auffinden gerade solcher Zusammenhänge besprechen, besonders ausführlich sind, bedingt natürlich eine gewisse Einseitigkeit, aber auch andere Meinungen und Möglichkeiten kommen hie und da zu Wort.

Verfasser möchte vor allem — und gewiss mit Recht — historische Methode eingeführt und peinlich beobachtet und angewandt wissen. Er schließt sich, mutatis mutandis, an Bernheims Lehrbuch der hist. Methode an. So behandelt er die Quellenkritik, wobei eben nur die Natur ethnographischer Quellen großenteils ganz anders ist, wie in der Geschichte (Gesammeltes, Beobachtungen, Kritik der Echtheit, der Ursprünglichkeit, äußere und innere Kritik usw.). Weiter wird die nächste Aufgabe der Völkerkunde, die Interpretation ihrer (materiellen und ideellen) Objekte und dann die Kombination, d. h. „die Verbindung in Daten zu wissenschaftlichen Darstellungskomplexen“ erörtert. Wie hier Kritik, Sichtung, vorsichtiges Abwägen und dann konsequente Schlussfolgerung zusammenarbeiten müssen, wie alle Möglichkeiten der Kulturentwicklungen, selbständige Bildungen, Übertragungen, Entlehnungen usw. berücksichtigt und abgewogen werden müssen, wird anschaulich dargestellt, gerade hier zeigt sich die erwähnte Eigenstellung des Verfassers, die natürlich hier nicht weiter kritisiert werden kann.

Dagen muss gerügt werden, dass der Verfasser zu einseitiger Musealman ist, wenigstens ist nur so zu erklären, dass auf die immaterielle Kultur so ganz wenig Rücksicht genommen ist. Da zeigt sich, dass mit einem Rezept, einer Methode nicht alles zu machen ist. Verfasser behandelt seine Museumsobjekte als historische Urkunden — aber die Ethnographie und noch mehr die Ethnologie bedarf noch anderer Dinge. Da müssen auch naturwissenschaftliche Methoden mitarbeiten, eine vergleichende Psychologie ist nicht zu entbehren. — Aber auch auf Verfassers eigenstem „historischen“ Gebiet scheint dem Ref. eine Berücksichtigung von Sitte und Brauch, eine Betrachtung über jene hochbedeutsamen Dinge zu fehlen, die der Zoologe „rudimentäre“ nennen würde, Reste, unverständlich und überflüssig gewordene Reste von Bräuchen, von Einrichtungen, von Sprachbestandteilen, Ortsbenennungen, all die tausend Dinge, die so oft einen Blick in die Vergangenheit eines Volkes verstatten! —

Für die Leser der Alemannia ist dem Referenten vielleicht der Hinweis erlaubt, dass jeder auf dem Gebiet der Volkskunde, oder der Vor- und Urgeschichte Arbeitende, mit Nutzen den Ausführungen folgen wird, sind doch diese beiden Gebiete nur Teile aus der allumfassenden Völkerkunde, räumlich, zeitlich und z. T. gegenständlich aus ihr ausgeschnitten; Kenntnis der Besonderheiten der Quellenkritik, die Verfasser erläutert, wird auch hier neben der historischen Schulung nötig sein. — Der Ausdruck, die Darstellung dürfte im Ganzen flüssiger und leichter sein, man kommt oft nur mit Mühe zum guten Inhalt.

Mit Freude sind die folgenden Bändchen zu erwarten, für die beste Fachmänner gewonnen sind.

Freiburg i. B. (Würzburg).

E. Fischer.

Das Großherzogtum Baden in allgemeiner, wirtschaftlicher und staatlicher Hinsicht dargestellt. Mit Unterstützung des Großh. Ministeriums des Kultus und Unterrichts herausgegeben v. E. Rebmann, E. Gothein und E. v. Jagemann. 2. vollst. umgearbeitete Auflage. Bd. I. Karlsruhe, G. Braunsche Hofbuchdruckerei und Verlag 1912. XI und 1125 S und 3 Karten. Gr. 8°. — 20 M.

Die Umbearbeitung des im Jahre 1885 erschienenen sehr nützlichen Sammelwerks war längst Notwendigkeit. Aus einem starken Bande werden nun deren zwei, wenn der zweite hält was der erste vorliegende verspricht. Zu bedauern ist der hohe Preis, der doch wol einem wünschenswerten vollen Erfolg des Werks im Wege steht. Ob sich nicht eine Lieferungs Ausgabe empfohlen hätte? Aus dem ersten Abschnitt „Land und Volk“ sind besonders hervorzuheben die Kapitel „Geologische Skizze“ von Deecke, „Tierwelt“ von Nüßlin, „Pflanzenwelt“ von Meigen, „Urgeschichte und Anthropologie“ von Fischer, „Geschichte der Kunst“ von Wingenroth, „Pfleger der Wissenschaft und der kulturellen Interessen“ von Böhm und „Bevölkerungsstatistik“ von Lange. Für mich bestand die Aufgabe das im alten Werk von Karl Gustav Fecht geschriebene Hauptstück „Volksstämme“ größtenteils neu zu bearbeiten. Wollte ich nicht, was nicht nötig und bei der Kürze der Zeit kaum möglich war, eine ganz neue Arbeit liefern, so galt es jenen alten Text vorsichtig umzuformen. Namentlich erforderten die Sagen neue Behandlung. Die Ueberschrift „Kulturgeschichte“ ist zu weit gefasst, auch hätte Fechts Name nicht verschwinden sollen. Im 2. Abschnitt „Volkswirtschaft“ glaube ich die Kapitel „Landwirtschaft“, „Forstwirtschaft“ und „Bergwesen“ hervorheben zu sollen. Der ganze 3. Abschnitt „Staat und öffentliches Leben“ ist sehr reich und belehrend. Der 2. Band soll nach dem Vorwort noch die badischen Landschaften im einzelnen in geschichtlichen, naturwissenschaftlichen, wirtschaftlichen und sozialen Beziehungen schildern und dann das „Ortsverzeichnis“ in erweiterter Form bringen. Ich muss fürchten, dass da etwas zu viel versprochen ist, denn eine schwere Menge dieses Stoffs ist ja schon im 1. Band geboten. Ueberhaupt scheint mir die Stärke des Werks nicht in der Abgrenzung der einzelnen Abschnitte gegeneinander zu liegen. Hoffen wir, dass der Schlussband nicht zu lange auf sich warten lässt.

Freiburg i. B.

Fridrich Pfaff.

Georg Dinges. Untersuchungen zum Donaueschinger Passions-spiel (Germanistische Abhandlungen 35) Breslau, Marcus, 1910, 156 S. 8^o. 5.60 M.

Der Verfasser untersucht das Donaueschinger Spiel, dessen Handschrift etwa aus dem Jahre 1485 stammt, nach der sprachlichen und nach der literargeschichtlichen Seite. Nach D. steht sprachlich nichts der Annahme im Wege, dass unser Spiel in Villingen entstanden sei¹⁾, auf das auch noch andere Umstände hinweisen. Die literargeschichtliche Untersuchung des Denkmals führt D. aber dazu, Luzern als Entstehungsort anzunehmen (vgl. S. 55). Dem Inhalt nach ist nämlich das Stück, wie D. zeigt, am nächsten mit dem Luzerner Osterspiel²⁾ verwandt. Es ist nicht etwa dessen Vorstufe, sondern beide Spiele gehen auf eine gemeinsame Quelle, ein verlorenes Urspiel, zurück.

In diesen Aufstellungen des Verfassers fällt uns zunächst ein klaffender Widerspruch auf. Wenn die Sprache des Spiels auf Villingen passt, kann sie doch nicht auch zugleich auf Luzern passen, obwol beide Orte dem alemannischen Sprachgebiet angehören. Wir vermischen überhaupt in der Arbeit eine sprachliche Vergleichung zwischen dem Donaueschinger und dem Luzerner Spiel.

¹⁾ Donaueschinger Passionsspiel heißt es ja nur, weil die Handschrift des Spiels sich in der Donaueschinger Bibliothek befindet.

²⁾ In Handschriften sind von 1545, 1597 und 1616 überliefert. Die Fassung von 1545 enthält auch die im Donaueschinger Spiel verlorenen Schlusszenen (etwa 260 Verse).

Der eben hervorgehobene Widerspruch scheint aber nur auf einer ungeschickten, leicht misszuverstehenden Ausdrucksweise des Verfassers zu beruhen. Er selbst deutet gelegentlich (S. 41 und 126 ff.) die Wahrscheinlichkeit an, dass ein Villinger Schreiber das Luzerner Urspiel für unser Drama als Vorlage benutzt hat. Er meint also offenbar, dass dieser Villinger seine Abschrift nach dieser Vorlage in Luzern angefertigt habe, dass somit in diesem Sinne Luzern als Ort der Entstehung des Donaueschinger Spiels zu betrachten sei. Für uns ist aber die Frage, an welchem Orte die Handschrift unseres Denkmals niedergeschrieben wurde, recht gleichgiltig, im Vergleich zu der Frage nach der Heimat des Schreibers und nach dessen Quellen.

Der Fleiß und die Sorgfalt des Verfassers sind im übrigen zu rühmen. Nur hätte er auch größeres Gewicht auf die Form seiner Darstellung legen sollen. Die Trockenheit seines Stils und die vielen Abkürzungen machen ein fortlaufendes Lesen ebenso unmöglich, wie etwa eine algebraische Formelsammlung.

Freiburg i. B.

Eduard Eckhardt.

Wilhelm Schlang und Otto Ritter v. Maurer, Das Freiburger Theater. Ein Stück deutschen Gemüts- und Geisteslebens. Freiburg i. B., J. Bielefeld, 1910. 172 S. 8°. 3 M.

Von den beiden Verfassern dieses Buches hat Schlang den geschichtlichen, v. Maurer den statistischen Teil bearbeitet. Schlang beginnt seine Darstellung mit den noch ins Mittelalter zurückreichenden Freiburger biblischen Dramen. Leider sind aber seine Kenntnisse auf diesem Gebiet recht oberflächlich: er stützt sich allein auf H. Schreibers Aufsatz im Freiburger Adresskalender von 1837³), hat also weder Martins Ausgabe jener Spiele (in Bd. 3 der Zeitschrift der Freiburger Gesellschaft für Geschichtskunde) noch meine Abhandlung „alte Schauspiele aus dem Breisgau“ (in dem von F. Pfaff herausgegebenen Sammelband „Volkskunde im Breisgau“, Freiburg i. Br. 1906) benutzt. Wir begegnen daher in diesem Abschnitt des Buches mehreren irrtümlichen Angaben. Zunächst ist die Bezeichnung „Passionsspiele“ für die genannten Stücke ungenau; wie ich in meinem Aufsatz dargelegt habe, hat nur das Mittelstück in den beiden Spielen Anspruch auf diesen Namen; alles übrige aber ist ein Fronleichnamspiel. Nur das Passionsspiel, nicht auch das übrige Stück ist auf einer festen Bühne auf dem Münsterplatz aufgeführt worden. Endlich haben die Meistersänger mit den Spielen gar nichts zu tun. Dagegen wurde in der Fassung von 1599 das Fronleichnamspiel, in der von 1604 daneben auch Teile des eigentlichen Passionsspiels von den städtischen Handwerkerzünften dargestellt; eine jede dieser Zünfte führte eine bestimmte Szene auf.

Wertvoller als die Einleitung ist der die neuere Geschichte des Freiburger Theaters schildernde Hauptteil, der auf selbständigen Quellenforschungen beruht. Zwar verlieren sich auch hier einige Abschnitte, namentlich die mit den Ueberschriften „Wechselnde Geschicke, (S. 48—64) und „Die Uebergangszeit“ (S. 70—82), allzusehr in Einzelheiten, sodass sie nicht eine wirklich ausgearbeitete Geschichte der Freiburger Bühne, sondern nur das Material dazu darbieten. In anderen Abschnitten aber fehlen die allgemeineren Gesichtspunkte nicht; die Geschichte des Freiburger Theaters wird hier wirklich zu einem Ausschnitt aus der gesamten deutschen Kulturgeschichte, zu einem „Stück deutschen Gemüts.“

³) Daneben auch auf die Schrift von Leichtlen „Zur Geschichte des Freiburger Theaters“ im Freiburger Wochen- und Unterhaltungsblatt von 1827. Daraus schöpft Schlang Nachrichten über einige jüngere geistliche und weltliche Spiele.

und Geisteslebens“, wie der Titel des Buchs es uns verspricht. Wir empfinden hier den Reiz, der lokalgeschichtlicher Schilderung eigen ist, wenn sie die großen Zusammenhänge nicht außeracht lässt, den Reiz des eigenartigen Einzelbildes, das doch zugleich, wenn auch in kleinem Rahmen, ein Spiegelbild der größeren Welt ist. Anerkennung verdient auch die gefällige Form, in die Schlang seine Darstellung gekleidet hat; sie verrät den gewandten Schriftsteller.

Die statistischen Aufzeichnungen v. Maurers können nur zum Teil in weiteren Kreisen Interesse beanspruchen. Besonders bemerkenswert sind die Nachweisungen über die Opern und Schauspiele, die von 1823 bis 1910 am meisten aufgeführt worden sind. Dass an der Spitze der Opern Webers „Freischütz“ mit 204, Mozarts „Zauberflöte“ mit 125 und Beethovens „Fidelio“ mit 122, an der Spitze der Schauspiele Schillers „Räuber“ mit 75 und (neben Wolfs „Preziosa“ mit 70) Schillers „Tell“ mit 59 Aufführungen stehen, bedeutet ein überraschend günstiges Zeugnis für den Geschmack des Freiburger Theaterpublikums.

Freiburg i. B.

Eduard Eckhardt.

Kirchen am Rhein, eine karolingische Königspfalz. Ein Beitrag zur Kulturgeschichte des Oberrheins von der Steinzeit bis zur Gegenwart — r. 400 Druckseiten groß 8^o mit 40 Illustrationen, worunter 2 Pläne und eine originale Zeichnung Joh. Peter Hebels und des Kunstmalers Hermann Daur — von Julius Schmidt, Pfarrer in Kirchen.

Inhalt. Erster Abschnitt: Ur-Kirchen. 1. Der Isteiner Klotz ein Gletscher in der Eiszeit; 2. Die erste Ansiedelung im Ur-Kirchen der jüngeren Steinzeit; 3. Der Urnenfriedhof der jüngeren Bronzezeit auf dem Bergrain.

Zweiter Abschnitt: Alt-Kirchen. 1. Die Römer auf dem Bergrain und in der Umgegend; 2. Die Alemannen werden Meister; 3. Chirihheim die fränkische und christliche Missionsstation am Oberrhein; 4. Die Königspfalz auf dem Bergrain; 5. Das Dorf Kilchein kaiserliches Reichsgut; 6. Die von Chilheim, Ramstein, Münchenstein, Rötteln, Reichenstein, sowie die badischen Markgrafen und andere weltliche Grundherren in Kirchen; 7. Kirchen in Abhängigkeit von Klöstern besonders von S. Peter in Basel; 8. Unter dem Krummstab des Bischofs von Konstanz; 9. Die Untertanen in Alt-Kirchen und ihre Nachbarn.

Dritter Abschnitt: Neu-Kirchen. 1. Die Reformation in der Markgrafschaft Baden-Durlach und in Kirchen; 2. Die Konkordienformel und Pfarrer Zimmerlin, der Kirchener Märtyrer, im Kampfe mit ihr; 3. Kriegszeit; 4. Die evangelische Pfarrei und Kirchengemeinde; 5. Die Schule in Kirchen und die altbadischen Schulverhältnisse; 6. Kirchen ein altbadischer Judenschutzplatz; 7. Aus dem Leben der politischen Gemeinde.

Vierter Abschnitt: Gegenwart. 1. Gemarkung und Bevölkerung; 2. Arbeit und Brot; 3. Verkehr und moderne Einrichtungen; 4. Gebräuche und Überlieferungen; 5. Vereine, Feste und Denkmäler.

Anhang. I. Urkundenbuch. II. Tabellen. III. Quellen. IV. Orts- und Personenregister.

Dies Werk unseres geschätzten Mitarbeiters, dessen reichen Inhalt wir hier mitteilen, kann durch die Mitglieder der „Badischen Heimat“ zum Vorzugspreise von 4 M. vom Verlag Konkordia A.-G. in Bühl, Baden, bezogen werden.

Heinrich Heß, Liebeslieder von unbekanntem Verfasser. Mit Einleitung und Anmerkungen von Heinrich Funck, Karlsruhe, Friedrich Gutsch, 1911. 97 S. kl. 8^o — geb. 2 M.

Funck hat sich der dankenswerten Aufgabe unterzogen, die Liebeslieder unbekannter Verfasser, eine Sammlung seines Großvaters, neu

herauszugeben. Einzelnes darunter war bis jetzt noch nicht gedruckt. Heinrich Heß war ein Freund Wolfgang Menzels, der in seiner Literaturgeschichte, IV. 1836, S. 178 dem „Schwarzwälder Heß“ unter den Romantikern eine Stelle einräumt.

Heß hat seine Jugend in Ihringen am Kaiserstuhl verlebt, wo er das Volkslied kennen und lieben lernte. Diese Liebe hat ihn zeitlebens begleitet. Im Jahre 1832 gab er in Karlsruhe fünf Jahrmarktsheftchen heraus, die Liebeslieder, ein Jahrmarktgeschenk, betitelt waren; die Sammlung enthielt 25 Lieder, von denen er 18 verändert, vier unverändert gelassen hat. 1840 sandte Heß 35 von ihm „restaurierte“ Lieder an seinen Freund Wolfgang Menzel. Im nächsten Jahre sandte er die Lieder an die Freiburger Zeitung, in deren Beilage für Unterhaltung und Literatur sie bis Nr. 21 zum Abdruck kamen.

Funck gibt nun in seinem Neudruck jene Auswahl von Volksliedern heraus, die sein Großvater 1840 Menzel vorlegte und die in der Freiburger Zeitung teilweise zum Abdrucke gelangten. Ihr Wert liegt nun darin, dass sie dem Volksmunde entnommen sind, zum Teil bisher noch nicht bekannt, zum Teil in ziemlich abweichenden Fassungen vorhanden waren. Zu bedauern von unserem heutigen Standpunkt aus ist der Umstand, dass Heß die meisten Lieder überarbeitete, vielfach ganze Strophen hinzudichtete, allerdings aus dem Geiste des Volksgesanges heraus. Aber von den Zeiten Arnims und Brentanos bis auf unsere Tage haben sich Volksliedforscher gefunden, die vor ähnlichen Taten nicht zurückscheuten.

Eine Reihe der Liebeslieder singt heute noch unser badisches Volk, so „Schönster Schatz auf dieser Erden“, „Gestern Abend in der stillen Ruh“, „Gedanken sind frei“, „Hör Bauer, ich muss sagen“, „Es wollt ein Mägdlein früh aufstehn“, ich habe diese aus dem badischen Oberlande auch gesammelt und in meine Volksliedersammlung aufgenommen. In kurzen Anmerkungen verweist Funck auf die Volksliedliteratur. Zum Lied 18 bemerkt er, es sei eine Umarbeitung eines alten Textes, das Lied scheine nur in Heß' Fassung uns überliefert zu sein. Ich möchte hier vermuten, dass wir es mit keinem Volksliede zu tun haben, sondern womöglich mit einer Dichtung von Heß selbst. Das Lied erinnert zu lebhaft an Uhlands wundervolle Ballade vom Grafen Eberstein.

Man vergleiche bei Uhland:

Graf Eberstein,
Hüte dich fein,
Heut Nacht wird dein Schlösslein gefährdet sein,

und bei Heß:

Töchterlein mein,
Fasse dich fein!
Bist du nicht freudig, so sei es zum Schein.

Vielleicht äußert sich der Herausgeber einmal zu dieser Frage.

Unsere badische Volkskunde darf das Büchlein der Liebeslieder gern willkommen heißen und ihm weite Verbreitung wünschen.

Lörrach.

Othmar Meisinger.

Otto Nägeli. Groppenfastnacht und Seebliest. Frauenfeld,
Huber & Co., 1910, 124 S., 8°, geh. 1,50 Fr. (1,20 M.)

Eine Sammlung von liebenswürdigen Gedichten in der Thurgauer Mundart, die schon etwas im Uebergang vom Alemannischen zum Schwäbischen steht. Zwei davon haben dem Kind den Namen gegeben: „Groppenfastnacht“, ist das kraft alten Privilegs dem allgemeinen Fasching nachgehende besondere Fest der Ermatinger

Fischer, bei welchem die im Untersee vorkommende Fischart der „Groppen“, heutzutage bei der allgemein gewordenen Feier meist aber die billigen „Kretzer“, massenhaft verspeist werden unter reichlicher Begießung mit Seewein; und „Seebluest“ wird die eigentümliche Erscheinung genannt, wenn durch einen Landwind, namentlich den Föhn, der Wasserspiegel besonders an ruhigen Stellen mit Blütenstaub der obstreichen Seeufer in seinen verschiedenen Farben förmlich übersät ist („Mostindien“ Scherzname für das Thurgau). — „Uf em Ys“ gibt eine launige Schilderung des Eisfestes auf dem gefrorenen Untersee — „Schlittefahre“ besingt eine andere Winterfreude der Schweizer Vorberge. — Dem „Bodensee“ ist ein Lied gewidmet, das „Turgi-Lied“ der engern Heimat, deren Preis das Gedicht „S' muetig Thurgauer Meitli“ singt; dem großen Luftschiffer das „Zeppelin-Lied“. — Aus anderen („Neurasthenie“, „d' Zäh putzt“ usw.) sieht man, dass der Verfasser Arzt ist. Seit langen Jahren wirkt er als solcher in seinem Heimatort, kennt und verwendet die von der allgemeinen Mundart etwas abweigende der eingeborenen Ermatinger, namentlich des Fischervolks im Unterort Staad, der sich weit in den See vorschiebt, der Insel Reichenau entgegen. Und das ist es, was der Sammlung auch für den Leserkreis der „Alemannia“ einen Wert gibt, dass Nägelis Verse nicht nur überwiegend dem Volksleben seiner am engsten und längsten mit Gebieten des alten deutschen Reichs verbundenen Heimat am See entsprossen, sondern dass sie auch alte mundartliche Worte und Ausdrucksweisen festhalten und festlegen, welche heutzutage nur noch in engeren Kreisen gang und gäbe sind und allmählich zu verschwinden drohen.

Weitere Kinder der Muse Dr. Nägelis:

„Im Fälklein, eine fröhliche Badnerfart aus alter Zeit.“ 2. Aufl., Zürich-Leipzig, Th. Schröter, 1898.

„D' Gangfischsegi, humoristisches Kulturbild us de Fufzezerjahre“ — (J. Guber Frauenfeld 1898.) u. a. oder wie Nägeli mir selbst schreibt:

„Lust'ge Badnerfart im Fälklein —
überall sitzt drin ein Schälklein.
Gangfischsegi — Fastnachtsscherz
und Seeluft; Lieder allerwärts
sind entschlüpft der leichten Feder;
lesen sollte sie ein jeder!
Ist auch vieles Dialekt,
manches manchmal manchem schmeckt.

Karlsruhe.

W. G r o o s.

Abraham a Sancta Clara. Blütenlese aus seinen Werken von Dr. Karl Bertsche, Großherzogl. Professor in Wiesloch. 2 Bändchen mit 10 Bildern 1. u. 2. Aufl. Freiburg i. B., Herder 8°, 3,60 M., geb. 4,40 M. Seinem ersten Bändchen Blütenlese aus Abraham a Sancta Clara-Ulrich Megerle, das in nicht ganz zwei Jahren zwei Auflagen erlebt hat, lässt Bertsche jetzt einen zweiten wesentlich stärkeren Band folgen. Dieser weist nicht geringe Vorzüge gegenüber seinem Vorgänger auf. Ganz abgesehen davon, dass dabei gewisse Einseitigkeiten glücklich vermieden sind, die den Genuss des ersten Bandes an manchen Stellen beeinträchtigten, hat sich Bertsche diesmal auf wenige Schriften Abrahams beschränkt und aus diesen mit glücklichem Griff die künstlerisch wertvollsten Stellen herausgeholt. Vor allem sind berücksichtigt „Judas, der Erzschem“, „Lauberhütt“, „Bescheidessen“, „Huy und pfuy der Welt“, gelegentlich auch „Auf, auf ihr Christen!“ und der „Abrahamische Weinkeller“. Dass hier ein erster Kenner P. Abrahams das Wort hat, ist bereits beim Erscheinen des ersten Bändchens allseitig anerkannt

worden. Dieser zweite Band wird durch Aufnahme der köstlichen Verse und besonders der feinen Originalbilder aus „Huy und pfuy der Welt“ besonders anziehend. Sollte man Verbesserungsbedürftiges für eine gewiss bald nötig werdende Neuauflage anführen, so wäre z. B. zu S. 166 zu sagen, dass dort mit dem Ausdruck „einen Bock ins Argument machen“ ein spezifisch schwäbischer Schulausdruck gebraucht ist, der den Sinn hat, von „einen Fehler in die Uebersetzung oder in die Arbeit machen“. Der ganze Zusammenhang dort ist voll von Bildern aus dem Schulleben, so dass über die Berechtigung dieser Auffassung kein Zweifel sein kann, die übrigens aus Fischers Schwäbischem Wörterbuch I, 312 zu ersehen gewesen wäre. Auf S. 263 ferner macht P. Abraham zweifellos ein Wortspiel zwischen „Pappe“ = Brei und schwäbisch „papə“ = Vater. Auch ist nicht einzusehen, warum der Herausgeber S. 236 „baccalauri“ nicht in dem am nächsten liegenden Sinn der Bezeichnung des bekannten ehemaligen akademischen Grades nimmt und dafür die Bedeutung „Lorbeer“ wählt, die in den Zusammenhang nur gezwungen hereinpasst.

Göppingen.

Rudolf Kapff.

Auswahl aus Abraham a Sancta Clara. Herausgegeben von Prof. Dr. Karl Bertsche. (Kleine Texte, herausgegeben für Vorlesungen und Uebungen von Hans Lietzmann Nr. 76). Bonn, Marcus und Weber, 1911. 47 S. 8^o. 1 M.

Es war ein guter Gedanke des bekannten Herausgebers der Abraham-Blütenlese, der literaturbeflissenen Jugend den originellen Prediger und Schriftsteller durch eine Auswahl nahe zu bringen. Ausgewählt sind Stücke aus der „Lauberhütt“ und aus „Huy und pfuy der Welt“, angehängt ist des hl. Antonius Fischpredigt aus „Judas, der Erzschem“. Eine knappe Einleitung gibt die nötigen Fingerzeige über die Abraham-Literatur, besonders nach der sprachlichen Seite, eine Ergänzung zu der im ersten Bändchen der Blütenlese vom Verfasser gemachten Zusammenstellung. Möge das Büchlein in recht vielen literarischen Seminarien benützt werden!

Göppingen.

Rudolf Kapff.

Die Religion in Geschichte und Gegenwart, Handwörterbuch in gemeinverständlicher Darstellung hg. v. F. M. Schiele und L. Zscharnack, III. Von Heßhus bis Lytton. Tübingen, Mohr, 1912.

Im Frühjahr dieses Jahres erschien der dritte Band dieses bekannten Werkes (vgl. Alemannia 3. F. III. 93). Auch er enthält wieder viel Wichtiges für den Forscher auf dem Gebiete der religiösen Volkskunde. Auf einige Artikel sei hier hingewiesen: Hexen, Himmels- und Teufelsbrief, Himmelskörper, Hochzeitsbräuche (Bei den Literaturangaben wären A. Roßbach, Römische Hochzeits- und Ehedenkmäler [1871] und besonders jetzt E. Samter, Geburt, Hochzeit und Tod, Beiträge zur vergleichenden Volkskunde, Teubner 1911, hinzuzufügen.), Höllenfahrt, Jahve (Hier hätte der Gebrauch des Wortes im Zauber der Antike wie des Mittelalters erwähnt werden können [vgl. L. Traube, Nomina sacra, Quellen und Untersuchungen zur lateinischen Philologie des Mittelalters II, 1907, 27 ff.; Seligmann, Der böse Blick II 324 ff.], Jakobsegen, Jesus, Inspiration Islam, Kabbala, Kerzenweihe (Ein Hinweis auf heidnischen und christlichen Lichtzauber wäre hier erwünscht.), Ketzer und Ketzerprozess, Keuschheit (neben „ethisch“ und „pädagogisch“ in der Ueberschrift vermisst man „kultisch“. Dies hätte um so mehr berücksichtigt werden können, als im christlichen Volksglauben und in der offiziellen Kirche kultische Keuschheit eine wichtige Rolle spielt [vgl. E. Fehrle, Die kultische

Keuschheit im Altertum]. Einiges wird wol unter Zölibat nachgeholt.), Kirchweihe, Knien und Kniebeuge im Gottesdienst fehlt, während Kniebeugungsstreit genannt ist (über Knien im Altertum vgl. Oesterreich. Jahreshefte 1911, Beiblatt 229), Kostbares Blut, Kräuterweihe, Krankheit, Kreuz (der Missbrauch des Kreuzes im Aberglauben ist nicht berührt [vgl. F. Pfaff, Alemannia, 3. F. II 1910, 145 ff.]), Kreuzzug, unter Karl Künstles Werken ist das Buch Die Legende der drei Lebenden und der drei Toten und der Totentanz, nebst einem Exkurs über die Jakobslegende, Freiburg 1908, vergessen, Kulturwissenschaft und Religion, Kunst und Religion, Lanze, Leber, Legende, Leuchter, Liturgie, Lutherfestspiele. Noch viele andere Artikel, die das Gebiet der Volkskunde streifen, könnten genannt werden. Doch will ich nicht weiter aufzählen. Mögen auch im einzelnen Wünsche übrig bleiben, so kann das Werk im ganzen doch dringend empfohlen werden als äußerst gediegen und reichhaltig.

Heidelberg.

Eugen Fehrle.

Aufruf.

Die Verwaltung von Gottfried Kellers Nachlass und die Stadtbibliothek in Zürich beabsichtigen eine vollständige Sammlung aller noch vorhandenen, zum Teil weit verstreuten Handschriften und sonstigen Reliquien des Dichters und Malers. Es sollen auf der Stadtbibliothek Zürich, wo sich der Kellersche Nachlass, sowie in dem Gottfried-Keller-Zimmer ein Kellermuseum befindet, womöglich vereinigt, zum mindesten nachgewiesen werden: 1. Sämtliche Briefe des Dichters. 2. Weitere handschriftliche Werke, Skizzen, Entwürfe in Vers und Prosa. 3. Seine Bilder, malerischen Skizzen und Zeichnungen. 4. Übersetzungen Kellerscher Werke in fremde Sprachen. 5. Musikalische Kompositionen nach Kellerschen Texten.

Es wird daher an alle Besitzer von Kellerschen Manuskripten und Bildern sowie an die Verleger von Übersetzungen und musikalischen Kompositionen die Bitte gerichtet, sich mit dem Verwalter von Gottfried Kellers Nachlass, Herrn Dr. Hermann Escher, 1. Bibliothekar der Stadtbibliothek Zürich, in Verbindung zu setzen, um ihren Besitz namhaft zu machen und solche Stücke — Handschriften in Ur- oder Abschrift — der Stadtbibliothek Zürich, wenn immer möglich schenkungsweise, als einheitlicher Sammelstelle zuzuweisen.

Berichtigung.

Da mir von meiner Besprechung der Schrift von Kutsch über die Orts- und Flurnamen des Münstertales im 3. Hefte des vorigen Jahrganges vor dem Druck kein Korrekturabzug zugegangen ist, sind folgende Druckfehler darin zu verbessern:

Seite 159, Zeile 17 von oben lies kal statt kel

„ 159, „ 26/27 von oben lies bar=kahl statt bar-kahl.

In der Anmerkung lies Mankel statt Manker.

Kolmar i. E.

F. Mentz.

Diesem Hefte liegt ein Prospekt von „**Kosmos, Gesellschaft für Naturfreunde, Stuttgart**“ bei, auf welchen wir besonders aufmerksam machen.

Prähistorische Reste auf dem Schönberg bei Freiburg i. B.

Von Otto Schmidt.

Mit 36 Abbildungen.

Vorgelagert vor die Abhänge des Schwarzwaldes, von ihnen getrennt durch das ziemlich breite Hexental, erhebt sich aus der Rheinebene südlich von Freiburg der kleine Bergzug, dessen Gipfel (646 m ü. d. M.) man Schönberg nennt. Sein Aufbau aus Jurakalk gibt ihm seine eigenartige und bezeichnende Form, seine in Absätzen aufsteigende und oben ebene Profillinie. Der Schönberggipfel fällt jedem, der von der Rheinebene herkommt, als förmliche Landmarke ins Auge, scharf abgehoben gegen die sanftgerundeten Vorhügel des Schwarzwaldes. Das musste immer so gewesen sein, der Berg musste als Fliehberg, als „Refugium“, sich von den ältesten Zeiten her förmlich angeboten haben. Und wenn man ihn erstiegen hat, übersieht man eine kleine, rundliche, nach Norden sanft geneigte, ganz ebene Hochfläche nach allen Seiten von ziemlich steilen Abhängen begrenzt. Im Süden schließt sich an diesen Abhang ein zweites größeres Plateau an, das ebenfalls nach allen Seiten steil abfällt.

Die Gipffläche war früher Acker, ist jetzt mit Gras bewachsenes Weideland, das hie und da etwas Gebüsch trägt, die südlichere, größere Fläche bildet heute den Acker des sog. oberen Schönbergerhofs. Die Erdschicht auf Acker und Matte ist nur etwa 30 bis 40 cm dick, dann kommt man auf Kalkgeröll. Die Erdecke muss früher viel mächtiger gewesen sein, sie wird noch heute dauernd abgespült, wodurch seit langem einzelne Fundstücke frei zu Tage traten. Hier hat Kübler schon vor mehr als 20 Jahren Feuersteinpfeilspitzen gesammelt, und seither wurde wol so manches Stück davon mitgenommen; zuletzt haben mein Freund Paul Rosin und ich eine ziemlich große Sammlung von Funden hier zusammengebracht und der Stadt Freiburg für die Sammlung für Urgeschichte zur Verfügung gestellt. Auf Anregung von Herrn Prof. Fischer möchte ich darüber folgenden kurzen Bericht vorlegen. Ich möchte ihm an dieser Stelle verbindlichst dafür danken. Zugleich soll ich in seinem Auftrag über eine kurze Probegrabung hier berichten, die er angestellt hat.

Herr Professor Fischer hatte, wie wol mancher Wanderer, schon lange den naheliegenden Verdacht, dass der scharfe Rand der Hochfläche, der stellenweise sogar jetzt noch wulst-artig sich etwas erhebt, ein alter Ringwall ist. Er legte deshalb an drei Stellen der Nordseite je einen Querschnitt durch diesen Rand (siehe Fig. 1).¹⁾

An allen drei Stellen stieß man hart unter der Oberfläche auf roh aufgeschichtete Steinmassen, die an dem nördlichen und westlichen Graben noch deutlich die Sohle eines etwa 1 m breiten Steinwalles darstellen. An der nordöstlichen Grabung waren nur noch kümmerliche Spuren davon, das andere war zerstört durch die Fundamente eines nach Ausweis zahlloser Scherbenfunde als mittelalterlich anzusehenden Bauwerkes (dessen Ausgrabung für später vorbehalten sein soll).

Die Steine des Walles waren bis zu $\frac{1}{2}$ Zentner schwer. An einzelnen Stellen fanden sich Scherben von grobem schwarzen Ton, wie die unten beschriebenen. Der Wall lag dem anstehenden Kalkfels auf.

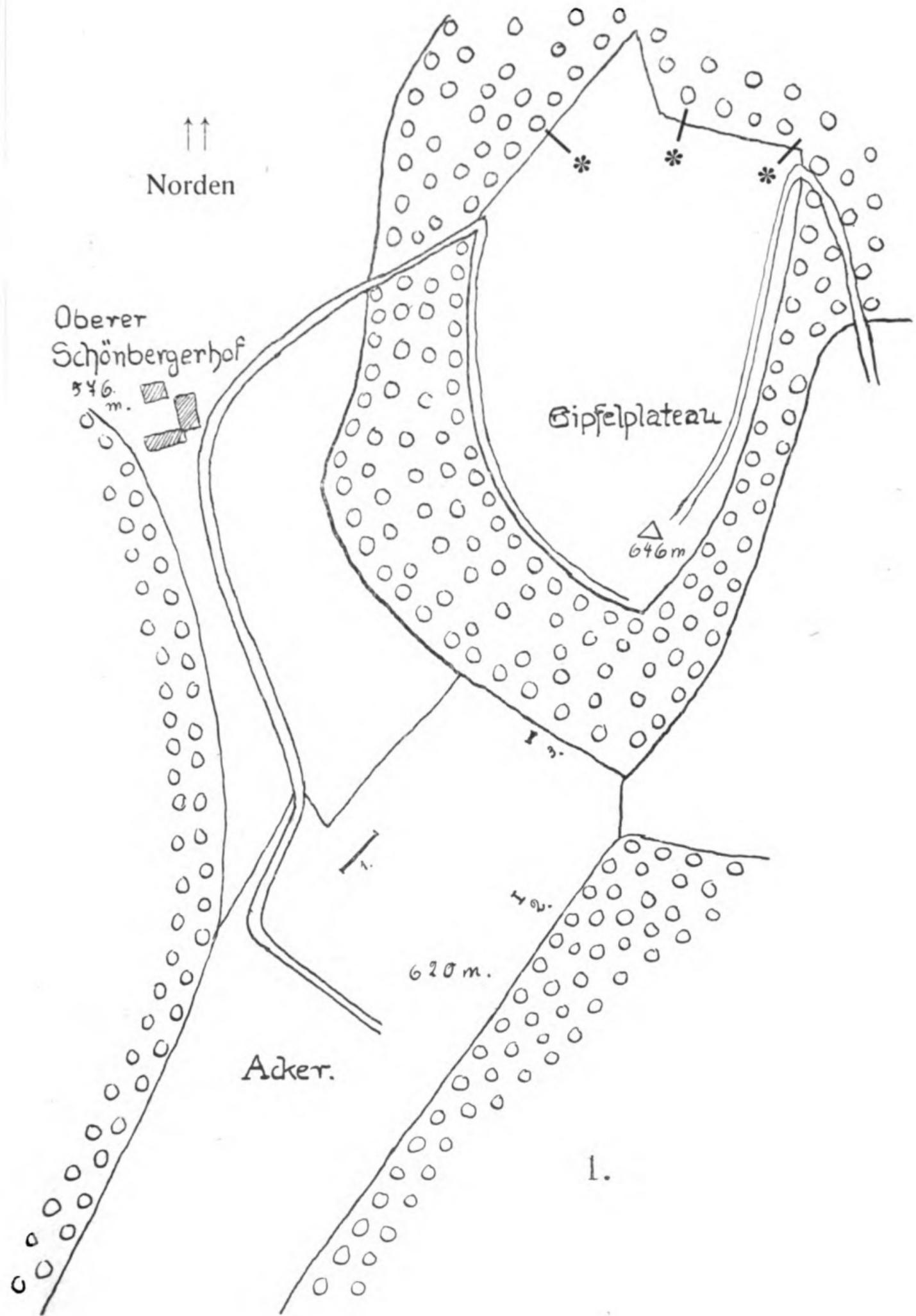
Dass es sich also um eine Wallbefestigung handelt und dass sie prähistorisch angelegt ist, scheint damit gesichert, eine genauere Datierung würden aber nur umfangreiche, bei der Ausdehnung recht kostspielige und bei dem Erhaltungszustand nicht sehr vielversprechende weitere Ausgrabungen ermöglichen.

Auf dem ganzen Plateau innerhalb des Ringwalles findet man hie und da in den obersten Erdschichten einzelne kleine Scherbenstückchen und Feuersteinsplitter oder Steinwerkzeuge (s. u.) Die Hauptmasse solcher Dinge fand aber Verf. auf dem südlichen Plateau, also außerhalb des Ringwalles, über das gegenseitige Verhältnis beider Fundstellen lässt sich bis heute nichts sagen. Sehr erleichtert wurden diese Funde durch die Arbeit des Pfluges auf dem Acker.²⁾

Unsere Sammlung bestand schließlich aus etwa 500 Feuersteinstücken, zahllosen Scherben und einer kleinen Anzahl Werkzeuge oder Stücke von anderem Gestein (s. u.) Das Silexmaterial besteht natürlich größtenteils aus Abfallstücken. Man kann aber außerdem deutlich unterscheiden: Pfeilspitzen, Schaber, Sägen, Pfriemen und Messer, dazu in größerer Zahl Stücke, die wol mannigfachem Gebrauch dienten, Abnutzungsspuren zeigen oder solche, an denen einzelne Kanten mit

¹⁾ Herr Professor Fischer möchte auch hier Herrn Hauptmann W. Schmidt (jetzt Karlsruhe) für seine Unterstützung bei diesem Unternehmen verbindlichst danken.

²⁾ Dem Besitzer Herrn Zimmermann sei für seine Sammelhilfe bester Dank abgestattet.



sog. „Retuschen“ versehen sind, die wahrscheinlich unvollendete Werkzeuge darstellen; bei einigen Stücken kann man an der Form und der Art der Retuschierung erkennen, dass es sich um angefangene Pfeilspitzen oder Schaber handelt. Als Material für die Mehrzahl der Silexartefakte diente ein weißer Jaspis, der im Jura des Isteiner Klotzes sich in großen Knollen findet. Weniger häufig wurde roter und gelber Jaspis, der sich auch in der Gegend des Isteiner Klotzes findet, grauer Chalzedon, der am Schönberg selbst vorkommt, graublauer Feuerstein und Quarz verwendet. Weitaus der größte Teil der Werkzeuge ist also aus Material verfertigt, das nicht auf dem Schönberg vorkommt und ziemlich weit hergeschleppt wurde. Dabei geschah das Zuhauen offenbar sehr häufig erst hier an Ort und Stelle, wie die große Zahl der Abfallstücke beweist.

Unter den 96 vollendeten und deutbaren Feuersteinwerkzeugen unserer Sammlung befinden sich 38 Pfeilspitzen (Fig. 2—12), eine auffallend hohe Zahl. Die meisten Pfeilspitzen besitzen die Form eines gleichseitigen Dreiecks (31) mit fast grader oder schwach eingebuchteter Basis. Daneben kommen auch einige vor (6), deren Basis so stark eingebuchtet ist (siehe Fig. 6, 8, 9—11), dass die beiden unteren Ecken dadurch eine Art Widerhaken bilden. Eine einzige Spitze hat eine eigentümlich rhombische Form, die dadurch zustande kommt, dass an ihr anstelle der Basis eine kleinere Spitze herausgearbeitet ist, die wahrscheinlich als Stiel zur Befestigung an den Schaft gedient hat (Fig. 12). Bei einigen (Fig. 3) von den Spitzen mit grader Basis fällt auf, dass die eine untere Ecke etwas größer, spitzer und besser herausgearbeitet ist als die andere, wodurch die Spitzen eine eigentümlich ungleichmäßige Form erhalten; vielleicht hängt auch dies mit der Befestigung der Spitze am Schaft zusammen. Die Größe der Spitzen schwankt zwischen 17 und 42 mm, doch erreicht nur eine Spitze eine Länge von 42 mm und unter 20 mm bleiben nur zwei; die Mehrzahl der Spitzen hat eine Länge, die zwischen 25 und 35 mm liegt. Außer den fertigen und (7) Bruchstücken von ausgearbeiteten Spitzen, fanden wir auch einige halbfertige, die schon typische Spitzenform besitzen. Die Spitzen sind fast alle aus verhältnismäßig dicken Lamellen durch feine regelmäßige Retuschen hergestellt. Als Material diente hauptsächlich der weiße Jaspis, außerdem wurde noch bei fünf farbiger Jaspis verwendet, bei fünf Stücken Chalzedon und bei zwei sogar Quarz, von denen die eine aus einem fast durchsichtigen Quarz hergestellt ist, hier bei dem Feuersteinreichtum ganz besonders auffallend. Zwei lange schmale Artefakte aus gelbem und rotem Jaspis

scheinen als Speerspitzen gedient zu haben. Das eine (Fig. 13) ist aus gelbem Jaspis hergestellt, 48 mm lang und an der unteren Kante 14 mm breit, und nur auf einer Seite retuschiert. Das andere Stück ist leider ein Fragment, doch ebenfalls von langer schmaler Form wie die gut erhaltene.

Die Schaber (Fig. 14—20) haben meist die Form eines Rechtecks mit abgerundeten Ecken, die aus ziemlich dicken Lamellen durch steile Retuschen der Ränder hergestellt sind, (Fig. 14 und 15). Von den 19 Stücken sind auch die Mehrzahl (11) aus weißem Jaspis, sechs aus farbigen und zwei aus Chalzedon. Zwei Schaber haben eine von der gewöhnlichen abweichende Form dadurch erhalten, dass sie an einem Ende einen stielartigen Fortsatz besitzen und die am anderen Ende sitzende Schneide sich nach vorne zu ein wenig verschmälert (Fig. 18). Die meisten Schaber sind an drei (den beiden Längs- und einer Querkante mit einer Schneide versehen, doch sind auch zwei fertige Stücke darunter, bei denen nur eine Kante retuschiert ist. Unfertige Stücke sind leicht an der groben Retuschierung zu erkennen, da die fertigen Schaber sehr fein und regelmäßig retuschiert sind (Fig. 19).

Vier schaberförmige Stücke aus braunem nordischem Feuerstein, deren Ränder überall stark abgenutzt sind, scheinen alte Feuerschlagsteine der Bauern zu sein, dafür spricht erstens das fremde Material und zweitens die auffallend starke Abnutzung der Ränder (Fig. 20).

Messer und Sägen (Fig. 21—25) lassen sich nicht immer scharf trennen. Doch kann man als Messer vor allem die dünnen länglichen Lamellen ansehen, deren scharfe Ränder keine Retuschen nötig haben (Fig. 21). Doch sind diese Stücke verhältnismäßig selten (6). Viel häufiger sind solche flache, längliche Lamellen, deren Ränder durch Retuschen zugeschärft sind (Fig. 23—25). Diese Artefakte haben als Schneideinstrumente und wahrscheinlich auch als Sägen gedient, doch unterscheiden sie sich von den eigentlichen Sägen durch ihre flache Form, während die Sägen im Querschnitt ziemlich dick sind und steile Schneiden haben. Unter diesen Artefakten, fast sämtlich aus weißem (10) oder farbigem (7) Jaspis, einer aus grauem Chalzedon und einer aus Quarz hergestellt, finden sich einige von beträchtlicher Größe (47 mm Fig. 23, 46 mm Fig. 32). Alle Stücke haben auf ihrer einen flachen Seite einen erhabenen, aus einer oder auch zwei Kanten zusammengesetzten Rücken, von dem nach beiden Seiten die nur einseitig retuschierten Schneiden abfallen. Die Sägen stellen längliche ziemlich starke Stücke dar, die entweder in ihrer Mitte einen Rücken

tragen und auf beiden Längskanten zackig retuschierte Schneiden, oder sie haben nur an einer Längskante eine Schneide, während die andere einen breiten Rücken bildet, sodass ihr Querschnitt keilförmig erscheint. Zwei eigenartig geformte Stücke sind darunter, mit hohem Rücken und steilen konkav gekrümmten Schneiden, die an ihrem einen Ende eine herausgearbeitete Spitze tragen (bei Fig. 25 zur Hälfte abgebrochen), die wahrscheinlich als Bohrinstrument benutzt wurde (Fig. 24 und 25). Unter den Sägen sind auch verhältnismäßig große Stücke 52 und 47 mm lang bei einer Breite von 20 und 14 mm, das kleinste ist 27 mm lang und 7 mm breit. Von den 6 Stücken ist nur eins und zwar das größte aus weißem Jaspis, drei aus farbigem Jaspis und 2 aus unreinem Chalzedon.

Die Instrumente, die als Bohrer gedient haben, ähneln den Pfeilspitzen am meisten. Es sind lange, verhältnismäßig schmale ziemlich starke Lamellen, die an den Rändern einseitig steil retuschiert und an einem Ende mit einer scharfen Spitze versehen sind. Unterhalb der Spitze sind sie in eigentümlicher Weise geknickt, sodass die Spitze nach einer Seite hin etwas umgebogen wird. Von diesem Typus sind nur drei Stücke vorhanden, 35, 37 und 42 mm lang bei einer Breite von durchschnittlich 13 mm, die alle aus weißem Jaspis gearbeitet sind (Fig. 26). Ein Artefakt von dreieckiger Form mit zwei sehr regelmäßig retuschierten Kanten und einer scharfen fein gearbeiteten Spitze (Fig. 27) wurde wahrscheinlich auch als Bohrer verwendet. Ebenso ein ähnlich geformtes Stück aus grauem Chalzedon mit breiter Basis und einer auch sorgfältig gearbeiteten scharfen Spitze (Fig. 28).

Außer den zugeschlagenen Silexartefakten kommen auch geschliffene oder polierte Werkzeuge vor. Sie sind bis auf zwei Hammerfragmente Beile oder Bruchstücke von solchen. Als Material wurde bei den meisten Stücken ein schwarzer, grünlich verwitternder Kieselschiefer mit schiefrigem Bruch verwendet. Daneben wurde auch schwarzer Basalt gebraucht, aber seltener, von den 29 Stücken unserer Sammlung 5, und in einem Falle ein grünlicher Porphyrt. Die Beile und Bruchstücke, an denen man noch den Querschnitt erkennen kann, haben bis auf drei einen länglich rechteckigen Querschnitt, eines (Fig. 29) quadratischen und zwei elliptischen Querschnitt. Das Stück mit quadratischem Querschnitt ist das größte und besterhaltene Stück unserer Sammlung (70 mm lang, 27 mm breit, 25 mm hoch). In Fig. 30—33 sind die guterhaltenen Stücke mit dem gewöhnlichen rechteckigen Querschnitt abgebildet. Fig. 33 zeigt ein ganz erhaltenes sehr zierliches Beil aus schwarzem Kieselschiefer

aus der Privatsammlung des Herrn Lais³⁾. Ebendort befindet sich auch eine abgebrochene Spitze eines Werkzeugs von elliptischem Querschnitt aus demselben Material. Neben den Bruchstücken von Beilen fanden wir zwei Bruchstücke von Hämmern; an einem von diesen, wahrscheinlich aus einem Rheinkiesel hergestellt, kann man noch die Durchbohrung erkennen (Fig. 34). Es ist das einzige Stück unter den geschliffenen Steinwerkzeugen unserer Sammlung, das eine Durchbohrung aufweist.

Die Scherben, die auf der Gipffläche in großer Menge, auf dem Acker nur vereinzelt vorkommen, bestehen meist aus schwarzem, manchmal auch rotem Ton, der mit vielen ziemlich groben Quarzstücken vermenget ist. Am häufigsten finden sich etwa 10 mm dicke Scherben, die von großen Gefäßen herrühren und manchmal besonders auf der Innenseite mit einem rötlich gelben Überzug versehen sind. Diese großen Gefäße besaßen Warzen und manchmal auch Schnurösen, wie ein Stück aus der Privatsammlung Lais zeigt (Fig. 35). Neben den dicken Scherben der großen Gefäße finden sich auch dünnere und mit feineren Quarzstücken versehene Scherben aus schwarzem Ton, die manchmal Spuren von Linienornamenten tragen (Fig. 36), leider sind die Muster nicht bestimmbar; die Stücke sind zu klein.

Wie darf man wol dieses Material deuten? Endgiltigen Aufschluss darüber würde sich wol nur gewinnen lassen, wenn man in systematischer Grabung das prähistorische Material in primärer Lagerung fände. Herr Professor Fischer hat auf unsere Funde hin auf dem Acker an 3 Stellen je einen Versuchsgraben ziehen lassen — ohne Erfolg. Man ist vollständig auf Zufall angewiesen, Spuren von Wohnstellen, Verfärbung des Bodens, Aschenreste oder dergl. fehlen völlig. So sind wir auf Vermutungen beschränkt, es dürfte das Wahrscheinlichste sein, dass es sich um eine von den neolithischen Höhensiedelungen handelt, wie sie ähnlich auf dem Michelsberg bei Untergrombach festgestellt wurde. (Wagner, „Fundstätten und Funde“ II, Tübingen 1911, S. 158). Bei der Seltenheit gerade dieser neolithischen Kultur und bei der Lage der Fundstelle hier in Südbaden im etwaigen Ausstrahlungsgebiet der Pfahlbaukultur wäre ein geschlossener Fund hier am Schönberg von ganz besonderer Bedeutung gewesen. Leider ist wahrscheinlich das meiste abgeschwemmt und zerstört; da aber unter den Funden gar keine Knochenstücke vorkamen, kann vielleicht ein glücklicher Zufall doch noch die zugehörigen Grabanlagen bescheren.

³⁾ Herr Lais (jetzt Straßburg) hat von denselben Stellen ebenfalls eine kleine Sammlung angelegt (Privatbesitz). Ich danke ihm für die gütige Erlaubnis, zwei seiner Stücke hier wiederzugeben.

Verzeichnis der Abbildungen.

- Fig. 1 Skizze des Schönberggipfels. 1., 2., 3. die drei Versuchsgräben.
 Fig. 2 Pfeilspitze aus rötlich weißem Jaspis. Länge 42 mm, Breite 27 mm.
 Fig. 3 „ „ weißem Jaspis. Länge 29 mm, Breite 20 mm.
 Fig. 4 „ „ hellgrauem Jaspis. Länge 34 mm, Breite 20 mm.
 Fig. 5 „ „ weißem Jaspis. Länge 32 mm, Breite 24 mm.
 Fig. 6 „ „ weißem Jaspis. Länge 25 mm, Breite 13 mm.
 Fig. 7 „ „ rötlichem Jaspis. Länge 18 mm, Breite 9 mm.
 Fig. 8 „ „ weißem Jaspis. Länge 22 mm, Breite 17 mm.
 Fig. 9 „ „ weißem Jaspis. Länge 26 mm, Breite 15 mm.
 Fig. 10 „ „ gelblichem Jaspis. Länge 25 mm, Breite 18 mm.
 Fig. 11 „ „ weißem Jaspis. Länge 22 mm, Breite 20 mm.
 Fig. 12 „ „ weissem Jaspis. Länge 32 mm, Breite in der Mitte 19 mm.
 Fig. 13 Spitze aus gelbem Jaspis. Länge 46 mm, Breite 27 mm.
 Fig. 14 Schaber aus hellgrauem Jaspis. Länge 31 mm, Breite 24 mm.
 Fig. 15 „ „ grauem Jaspis (Kalkpatina). Länge 33 mm, Breite 19 mm.
 Fig. 16 „ „ gelbem Jaspis. Durchmesser 25 mm.
 Fig. 17 „ „ gelbem Jaspis (die eine Längsschneide abgebrochen). 45 mm lang.
 Fig. 18 „ mit stielartigem Fortsatz aus grauem Chalzedon. 41 mm lang, 26 mm breit.
 Fig. 19 „ aus weißem Jaspis. Länge 36 mm, Breite 25 mm.
 Fig. 20 Schaberförmiges Stück aus braunem nordischen Feuerstein. Länge 27 mm, Breite 24 mm.
 Fig. 21 Messer aus bläulichem Feuerstein. Länge 37 mm, Breite 17 mm.
 Fig. 22 „ „ weißem Jaspis. Länge 44 mm, Breite 17 mm.
 Fig. 23 „ „ weißem Jaspis. Länge 47 mm, Breite 26 mm.
 Fig. 24 Bohrerspitze aus Chalzedon. Länge 47 mm, Breite 22 mm.
 Fig. 25 „ „ Chalzedon. Länge 43 mm, Breite 21 mm.
 Fig. 26 Pfriemen aus weißem Jaspis. Länge 33 mm, Breite 14 mm.
 Fig. 27 Dreieckiges Artefakt aus weißem Jaspis (Kalkpatina). Länge 28 mm, Breite 27 mm.
 Fig. 28 Artefakt aus Chalzedon (Bohrerspitze). Länge 42 mm, Breite 26 mm.
 Fig. 29 Beil aus schwarzem Kieselschiefer mit rechteckigem Querschnitt. Untere Kante 70 mm lang. Breite an der Basis 27 mm. Höhe an der Basis 24 mm.
 Fig. 30 Fragment eines Beils aus schwarzem Kieselschiefer, untere Hälfte abgebrochen. Länge 37 mm, Breite 18 mm.
 Fig. 31 Keilförmiges Beil aus schwarzem Kieselschiefer mit rechteckigem Querschnitt. Länge der unteren Kante 55 mm, Breite der unteren Kante 19 mm, Höhe an der Basis 38 mm.
 Fig. 32 Beil aus schwarzem Kieselschiefer mit rechteckigem Querschnitt. Untere Kante 40 mm lang, Breite der unteren Fläche an der Basis 12 mm. Höhe an der Basis 23 mm. Höhe an der Schneide 32 mm.
 Fig. 33 Kleines Beil aus schwarzem Kieselschiefer. Länge der unteren Kante 30 mm. Höhe an der Basis 10 mm. Länge der oberen Kante 29 mm. Höhe an der Schneide 20 mm. (Privatsammlung Lais)
 Fig. 34 Hammerfragment mit Durchbohrung aus schwarzbraunem Kieselschiefer. Länge des Fragments 42 mm. Länge der Durchbohrung 26 mm.
 Fig. 35 Schnuröse. (Sammlung Lais)
 Fig. 36 Ornament auf einem 6 mm dicken Scherben.

Durch die deutsche Batschka in Süd- Ungarn, „die ungarische Pfalz“.

Von Wilhelm Groos.

Nach lohnenden völkischen Wanderfahrten durch die deutschen Gebiete Westungarns, des Bakonyer Walds und der „schwäbischen Türkei“ wollte ich dieses Mal auf meinem Weg ins Banat und nach Siebenbürgen auch etwas von dem Deutschtum der Batschka kennen lernen, das Deutschfreunde noch nicht so wie das Banater aufgesucht und geschildert haben, um auch andern den Weg dorthin zu weisen. Unser Ziel war zunächst deren größter deutscher Ort, Apatin an der Donau, der noch keine Bahnverbindung hat. Wir benutzen also das Dampfboot, das nachmittags 1/25 Uhr von Esseg die hochgehende Drau hinab ging zum Anschluss an den donauaufwärts fahrenden Lloyddampfer. Welch mächtige Ströme! ungezügelt, weite Strecken Lands überflutend, furchtbar zur Zeit des Eißstoßes; wenn gebändigt und in ihrem Laufe geregelt, aber Träger einst eines großen Güterverkehrs mit dem europäischen Osten. — Die Donau hatten wir bei Draueck (Dravatorok) erreicht; bis der Donaudampfer kam, war uns reichlich Zeit geblieben in den slavonischen Ort hinauf zu gehen und uns von der Vorlaube einer Wirtschaft mit andern Fahrgästen, die meist deutsch sprachen, wie die Wirtsleute, den slavischen Nationaltanz, den Kolo, anzusehen. Auch auf dem Vorderdeck des großen Donauschiffs war einheimische deutsche Gesellschaft — wer nicht nur das Land, sondern auch die Leute kennen lernen will, darf nicht in den oberen Schiffs- oder Bahnklassen fahren — und da hörten wir manches über den höher gelegenen, deutschen Boden des linken Donauufers und das im Winkel der beiden Ströme gelegene von magyarischen Fischern und Jägern bewohnte und von zahlreichen Donauarmen durchzogene Gebiet der Donauauen, eine ganz eigenartige Welt, die sich unsern Blicken hinter dunkeln Wäldern barg — es ist das durch die Besuche unseres deutschen Kaisers bekannte Jagdgebiet, bei deren einem vor Jahren er jene Äußerung getan hat, die für die Magyarisierung des ungarländischen Deutschtums immer noch ins Feld geführt wird. Daran hat sich dann die Märe geknüpft, der hochstämmige blonde „Prinz Eitel Friedrich, der einen starken Eindruck hinterließ, sei zum künftigen König

von Ungarn bestimmt, habe schon fertig magyarisch gelernt“, die man sich nicht ausreden lassen will, als ob, vom Bündnis abgesehen, je einmal ein deutscher Kaisersohn die Sisyphusarbeit dort unten übernehmen dürfte. Zeitungen haben sie s. Zt. in die Welt gesetzt, und die Vermutung ist erlaubt, dass es sich um einen jener Kunstgriffe magyarischer Politiker handelte, Habsburg mürbe zu machen, dieses Mal durch Ausspielung eines Hohenzollern.

Der erste Eindruck in Apatin war kein erfreulicher — der Landeplatz unter Hochwasser und nur durch schmale Laufstege, im Dunkel nicht einladend, mit dem festen, höhern Gelände verbunden, und eine magyarische Theatervorstellung in dem Gasthaus Schäfer — in dem hübschen, elektrisch beleuchteten Garten aber war meist deutsche Gesellschaft, und deutscher Tanz im Bräuhaus — dort die Spitzen, die magyarische Beamtschaft voran, hier das Volk — die Jugend und Alten in behaglichem Drehen, Ländlern und ähnlichem, auch Gegentänzen — kein Czardas; Volkstracht keine.

Apatin, Gerichts- und Stuhl(Verwaltungs)sitz, ist mit über 12 000 Einwohnern die bedeutendste deutsche Gemeinde der Batschka, hat auch Industrie (Hanf-, Ziegelwaren) neben lebhaftem Gewerbe der verschiedensten Art; zahlreiche Läden sind in der städtisch gebauten breiten, baumbepflanzten langen Hauptstraße mit dem sehr stattlichen Rathause; in den rechtwinklig sich abzweigenden, ebenfalls schnurgeraden Nebenstraßen reihen sich unabsehbar die behäbigen Anwesen der Landwirte — die Handwerker sind das meist auch gleichzeitig. Von den Schulen, darunter eine Bürgerschule, spreche ich nicht: sie sind magyarisiert. — Gesprochen und gelesen wird doch deutsch, deutsche Zeitschriften findet man überall, besonders solche aus dem deutschen Reiche selbst — „Über Land und Meer“, „Gartenlaube“ und „Daheim“, die „Fliegenden Blätter“ und auch die teure „Leipziger Illustrierte Zeitung“, die wol wegen des Absatzes nach Ungarn dem Magyarentum schon so bedauerliche Zugeständnisse gemacht hat. — Und als Sprache des Geschäftsverkehrs ist das Deutsche in Südungarn nicht zu verdrängen, nur dass es infolge des mangelhaften Unterrichtes oft recht schlecht geschrieben wird. — Ein aufgeweckter Schmiedmeister führte uns u. a. auch zu dem Herausgeber der „Bacs Rodroger Zeitung“ („politisch freisinniges Organ“), M. Gaß, die z. Zt. der Parlamentswahl im Fahrwasser der neuen sog. „Arbeitspartei“ schwamm, völkisch nicht vorzutreten wagt, wie der Temesvarer „deutsch-ungarische Volksfreund“: in der Batschka fehlt den Deutschbewussten noch der feste Zusammenhang und die Stärkung, welche ein großer Teil des Banater Deutsch-

tums in dem „Südungarischen Bauernverein“ gefunden hat; auch in geschlossenen deutschen Gebieten ist nicht einmal der Versuch gemacht worden, einen deutschen Wahlwerber aufzustellen; das Programm der „Nationalen Arbeitspartei“ war auch zu schön gegenüber den Taten und Unterlassungen der zuletzt Ungarn beherrschenden Unabhängigkeitspartei und zu rührend die Bemühung des Obergespans um eine Donauuferbahn (von Apatin über Monostorsegh [deutsche Insel] und längs des nördlichen deutschen Sprachbodens bis Baja, anderseits zum Anschluss bei Szonta an die Bahn Zombor-Dalja-Esseg) — als dass die „Schwaben“ besondere Ansprüche hätten machen mögen. Die Erfahrung wird es ihnen ja zeigen, was von all den schönen Versprechungen an die „werten deutschen Mitbürger“ vor den Wahlen zu halten. Auch eine „Steinstraße“ war versprochen worden, welche ohne den großen Umweg über Zombor mit dem zusammenhängenden deutschen Gebiet östlich verbinden würde, nach dem (serbischen) Orte Sztabar, als Fortsetzung der Straße von Apatin nach (Priglevitza) Szt. Ivan, ebenfalls einer größeren überwiegend deutschen Gemeinde von gegen 5000 Einwohnern, Station an der Bahn Dalja-Zombor, zu welcher ein Omnibus von Apatin führt — das ist den Apatinern gegenüber noch ein echtes Bauernvolk, auch in der Tracht — kurze Jacken mit silbernen Buckelknöpfen, ledernen Kniehosen, ganz wie ich sie aus dem württembergischen Schwarzwald kenne, sodass ich dahin ihre Heimat verlegt hätte, wenn nicht die Mundart mehr fränkisch wäre. — Auch ihrer Hartköpfigkeit nach hätten es Schwaben sein können, die Szt. Ivaner; sie lernte ich nachher in Szombor kennen.

Das kam so: wir waren in diesem Hauptort der Batschka den weitläufigen Weg vom Bahnhof bis zu dem palastartigen Komitatshause hereingegangen, in dem aber augenblicklich keine Sitzung oder Versammlung war, und hatten bei einem deutschen Rechtsanwalt nachgefragt, der uns als Auskunftsperson benannt worden. — Wir fanden ihn im Bezirksgericht beschäftigt, im Vorraume aber drei Bauern, die wir nach ihrer Tracht sofort als Szt. Ivaner anredeten. Auf Vorstellung als Standesgenosse aus dem deutschen Reiche, der auf seiner Reise auch die gerichtlichen Einrichtungen Ungarns kennen lernen wolle, erhielt ich von dem höflichen Richter die Erlaubnis, ihrer Verhandlung anzuwohnen; wober der Anwalt uns entging. — Für die drei „Schwaben“ war das wol auch nicht ohne Nutzen: sie schienen mir ja im Recht und dabei auch ihrem Gegner, einem hartgesottene alten Herrn, von dem sie gepachtet hatten, und seinem Anwalt, auch ohne den ihren, gewachsen, — aber

wer weiß, ob man sie selbst in ihrer Muttersprache so hätte zu Wort kommen lassen, ohne unsere Anwesenheit! und ihr Anwalt hätte ihre Sache nicht so entschieden vertreten, wie die drei „Schwaben“ selbst, von denen der eine trutzig jeden Vermittelungsvorschlag ablehnte, auf einen Formfehler des Gegners pochend, während der Wortführer, den Dritten hinter sich, mit Bauernklugheit den Mangel nutzend, den Gegner zu einem Vergleich brachte, der in der Tat beinahe ein voller Rückzug war — und was uns besonders Spass machte, die Verhandlung war allmählig beinahe ganz in deutscher Sprache geführt worden, die auch die beiden Anwälte durchaus beherrschten, nur der Alte war bei seinem Magyarisch geblieben. — Hier wie besonders im östlichen Teil der Batschka greift das Serbische Volkstum aus Slavonien weit herüber, neben ihm ist aber nun das Magyarische im vergangenen Halbjahrhundert an Zahl dem Deutschen in dem früheren „Sommerburg“ ums Doppelte überlegen worden, gefördert durch das ganz magyarische Gepräge des jungen Staatswesens; deshalb bekommt man aber doch beinahe allgemein auf deutsche Anrede deutsche Antwort. —

Die Frage, ob von Zombor den deutschen Gemeinden im Norden der Batschka (gegen Baja und Szabadka zu) oder denen nach Süden uns zuwenden, war für letztere entschieden: wir hatten dort mehr Anknüpfungspunkte, wollten Neusatz nicht auslassen. — Zur Erläuterung ist nötig, hier etwas allgemeines über das Völkergemisch der Batschka einzufügen: sie ist in noch ganz anderer Weise als die „schwäbische Türkei“ gewissermaßen Kolonialland, fast in dem Maße des Banats.

Die Batschka ist der südliche Teil des Bacs-Bodrogher Komitats, der gegen 600 000 Einwohner zählt, zu einem starken Drittel Magyaren, hauptsächlich im Nordosten, und je etwa zu einem schwachen Drittel Serben (die römisch-katholischen „Schokazen“ den griechisch-orientalischen beigerechnet) und Deutsche; daneben noch gegen 20 000 lutherische Slovaken, 10 000 Juden und kleinere Zahlen von Ruthenen, Griechen, Zigeunern. — Die eigentliche Batschka ist vornehmlich von Deutschen und Serben bewohnt; die Gesamtzahl der ersteren, welche im Lauf der Jahre die Serben vielfach ausgekauft haben, dürfte sich nun auf rund 200 000 stellen. In 26 Orten wohnen mehr als 90% Deutsche, in 16: 85—87%, in 20: 21—50%, in 13: 10—20%.¹⁾

Die Donau (im Westen und Süden) und die Theiß im Osten begrenzen die Landschaft, welche zu den frucht-

¹⁾ „Das Deutschtum in Ungarn“, Jahresbericht des „Vereins für die Erhaltung des Deutschtums in Ungarn“ 1908.

barsten Ungarns gehört, erleichtern mit dem Franzens- und Franz Josefskanal den Absatz der Erzeugnisse, gefährden freilich auch in ihrem derzeitigen Zustand viele Ufergemeinden, besonders in dem Winkel der Donau und Theiß — die im nördlichen Teil leicht gewellte Fläche (nur 80—90 Meter über dem Meeresspiegel) senkt sich den beiden Strömen zu herab und hat nur ausnahmsweise Hochufer.

Die Bahn von Zombor nach Neusatz führt überwiegend durch deutsche Gemeinden, in die wir auch Empfehlungen hatten, so nach Hodschag, einem 4000—5000 Seelen zählenden ansehnlichen Flecken mit Gerichtssitz, 1743 gegründet (wie Pr. Szt. Ivan und Gajdobra), erhielt es 1760 neue Ansiedler.

In Paripas hätten wir auch Anschluss und Führung gefunden; ich hatte auf meiner Karte hier aber den Namen Parabuty (nach Ritter mit 4360 Einwohnern) und kam zu spät darauf, dass das wol der gleiche Ort; solche Namensumtaufungen haben uns überhaupt viel Schwierigkeiten auf dieser Reise gemacht; klarer war es ja dann weiterhin durch die Bahnkreuzung, dass die Station „Szigliget“ das Gajdobra der deutschen Karten ist. — Von da geht eine Stichbahn über das zu Ehren des früheren Ministerpräsidenten (magyarisierten Schwabensohnes aus Moor im Bakonyerwald) umgetaufte „Weckerlefalva“ an die Donau hinaus zum Dampfschifflandeplatz Palanka, wo völkischem Besuch durch einen wackeren Vorarbeiter des Deutschtums an die Hand gegangen wird, andererseits hat diese eine Fortsetzung nördlich zum Anschluss an die Bahn Neusatz-Szabadka; — sie führt wieder in ein zusammenhängendes deutsches Sprachgebiet mit teilweise bedeutenden Gemeinden oder sonst Orten, in denen Ansätze der Deutschbewegung und Vertrauensmänner sind, an die man sich wenden kann: wie Czerwenka (über 7000 Einwohner, deutsche Zeitung), Verbas (über 4000 Einwohner), Kula (an 9000 Einwohner, Stuhl- und Gerichtssitz) — alle am Franzenskanal, letzteres wie Torzsa auch Stationen der genannten Bahnlinie (während Verbas an der mehr östlich ziehenden Hauptstrecke Neusatz-Szabadka liegt, die wir später fuhren) — die Namen der Vertrauensmänner lasse ich hier wie anderwärts in der Batschka weg, weil und wo die Nennung ihren Trägern Ungelegenheiten bringen könnte (im Banat, wo man mit dem Programm der „Ungarländischen deutschen Volkspartei“ in den Wahlkampf eingetreten, ist diese Vorsicht weniger mehr geboten); Deutschen stehen sie für eine völkische Reise zur Verfügung. —

Nach Kaindls Geschichte der Deutschen in den Karpathenländern²⁾ hat sich in den Komitaten Bacs (und Arad) der ungarische Hofgammerpräsident Graf von Grassalkovics um das Ansiedlungswesen besonders verdient gemacht; „er konnte sich 1762 rühmen, dass in diesen Gebieten unter seinem Präsidium seit 1748 siebzehn Ortschaften angelegt worden seien; so hatte schon unter Karl VI. und in den ersten 20 Regierungsjahren Maria Theresias das Ansiedlungswesen überhaupt und besonders die deutsche Kolonisation sich reich entwickelt; in noch weit höherem Maße fand dies nach Beendigung des siebenjährigen Krieges statt“. —

Waren unter Maria Theresia nur Katholiken nach Ungarn zugelassen worden, so änderte sich das unter Josef II., und so entstanden auch in der Batschka noch einige deutsche evangelische Gemeinden, von denen Torzsa die erste gewesen und mit etwa 4000 Seelen auch die bedeutendste geblieben ist. An die Gründung erinnert eine 3½ m hohe Spitzsäule aus grauem geschliffenem Granit mit deutscher und magyarischer Inschrift zur Erinnerung an die Ansiedlung 1784 unter Kaiser Josef II. und die Hundertjahrfeier am 15. Mai 1884, bei welcher nach dem Festbericht in den beiden Gotteshäusern, dem lutherischen und dem kalvinischen, deutsch gepredigt und dann von den meisten Rednern (evangelischen Geistlichen der Gegend usw.), sowie von dem damaligen Vizegespan Schmauß auch deutsch geredet worden ist. Das schönste Denkmal ist aber das für die zerstreuten Evangelischen der Batschka errichtete Konfirmandenheim, an welches eben eine Waisenanstalt angegliedert wird.

Unsere Fahrt in der Richtung nach Neusatz fortsetzend, machten wir in Bulkeß, einer wolgebauten deutschen Gemeinde von rund 3000 Einwohnern, Halt und waren da rasch heimisch; unser Vertrauensmann führte uns durch den Ort und in die Häuser von Bekannten, wobei es verschiedene Batschker Weine zu kosten gab; in einem Hause erwartete man uns zum Abendessen, in einem andern war das schöne Gastzimmer für uns vorbereitet; während dem war umgesagt worden, dass Besuch aus dem Reiche in das Gesellschaftszimmer des Lesevereins kommen würde, und so hatten wir zum ersten Male in der Batschka einen größeren Kreis deutscher Männer um uns versammelt, die in der Unterhaltung, in ihren Liedern und der Ansprache an die

²⁾ Deutsche Landesgeschichten, herausgegeben von Armin Tille. 8. Werk. Gotha 1909 bei Fr. A. Perthes.

Gäste, die der Volksgenossen halber gekommen, als ihres Volkstums bewusste Deutsche sich kundgaben; es war ein echt deutscher Abend, der uns frohe Hoffnung für das Erstarren des Volksbewusstseins auch hier gab und andererseits auch etwas dazu beigetragen haben wird, den Kampfesmut zu stählen durch die Gewissheit, dass man auch im alten Vaterlande der Landsleute gedenkt und ihrem Ringen um die gesetzlich gewährleisteten Rechte der Muttersprache mit Teilnahme folgt.

Bekanntlich werden alle Deutsche in Südungarn „Schwaben“ genannt, obwol nur ein Teil es der Abstammung nach ist; die Ansiedler kamen aus dem ganzen Süden des Reichs, und die Mundart ist auch hier weniger schwäbisch als fränkisch, ganz ausgesprochen auch letzteres nicht, es hat eben eine Mischung der Stämme und der Mundarten stattgefunden, bei welcher die überwiegend gesprochene sich im großen und ganzen durchsetzte, abgeschliffen später durch Kirche und Schule. In Bulkeß wird das auch durch örtliche Benennungen bestätigt, indem es dort neben einer elsässischen und bayrischen „Ecke“ auch eine badische gegeben hat, Bezeichnungen, die vor noch nicht langer Zeit außer Gebrauch gekommen sind. — Mein Gewährsmann, der wackere Edmund Steinacker in Klosterneuburg bei Wien, der mir das früher schon mitgeteilt hatte, glaubte, dass hier „Hotzen“spuren zu finden seien, Nachkommen der 1755 durch die Vorderösterreichische Regierung verbannten und mit ihren Angehörigen nach Ungarn geschafften Hauensteiner, die als Führer in dem letzten sog. Salpetereraufstande hervorgetreten waren. Ihre uns überlieferten Namen, wie Marder, Albitz, Ebner, Gottstein, Jehle, Strittmatter, Gerspacher hätten zur Feststellung Anlass gegeben; aber leider lag der leidende Pfarrer schon zu Bett, und reichte am andern Morgen die Zeit nicht mehr zur Nachforschung in den alten Kirchenbüchern. Kaindl, der am 3. Band seiner „Geschichte der Deutschen in den Karpathenländern“ eben arbeitet und in badischen Zeitungen um bez. Mitteilungen ersucht, nimmt nach Schriftstücken im Wiener Hofkammerarchiv an, dass alle „Hauensteiner“ in das Temesvarer Banat gegangen seien; dadurch wäre eine spätere Übersiedelung, wenigstens Einzelner, in Orte der Batschka aber nicht ausgeschlossen — Kaindl selbst ist auf die Hauensteiner in Ungarn durch Scheffels „Trompeter von Säckingen“ und die dazu geschriebene Vorarbeit „Aus dem Hauensteiner Schwarzwald“ (Reisebilder, Stuttgart 1887) aufmerksam gemacht worden und hat dann durch irgend welchen Zufall einen Aufsatz von mir „Auswanderung aus Gebietsteilen des Groß-

herzogtums Baden nach Ungarn und Siebenbürgen“ (1887) in die Hand bekommen. —

Jedenfalls ist die Mundart und auch die Heimat der „Schwaben“ in der Batschka eine vorwiegend fränkische, während die im Banat ihren Namen mit mehr Recht tragen. Das würde ich, nach einem Aufenthalt von nur wenigen Tagen in jenen Gegenden nicht zu behaupten wagen, wenn meine persönlichen Beobachtungen nicht unterstützt würden durch Mitteilungen, die ich damals und seitdem erhielt, freilich noch ohne urkundliche Belege aus Kirchenbüchern, Familienschriften usw.; die werden nur allmählich zu beschaffen sein. Eine Ortschronik, wie s. Zt. in Franzfeld im Banat³⁾ ist leider mir in der Batschka nicht in die Hand gefallen, und erst nach meiner Reise mir ein Mann bekannt geworden, von dem ich sichere Auskunft über die Heimatgegenden der Deutschen in der Batschka erhoffen kann. In der Zeitschrift „Von der Heide“⁴⁾ erscheinen seit einiger Zeit „G'schichte und Berichte aus der ung'rische Palz“ von Georg Schwalm, wie ich jetzt erkundet, ev. Pfarrer in Pancsova. Er erzählt in der Mundart seiner Landsleute auch aus der „guten alten Zeit“:

„Dozemol hat a de arme Daglenner un Klenheisler noch lewe kenne wie e — Mensch hat sei Kinner in e deitschi Schul schicke kenne, wo se lese, schreibe un rechne in ehre deitsche Mottersproch han lerne kenne un de Katism, s' Teschtement un's G'sangbuch dazu. —
 . . . In de ‚gude, alde Zeit‘ han deitschi Leit a noch fescht g'hal an ehre gude, alde Sitte un Gebräuche, an ehre kleidsame Pälzer- un Schwobetragt un was die Hauptsach is — an ehre — Muttersproch Sie han geredt, wie ne de Schnawel gewachs is, in ehre rechtschaffene Pälzer- un Schwobesproch, die e jeder, der eppes deutsch hat kenne, a ganz gut verstann hat. . . . Des han ehre brave Landsleit schun domols in Herz un Sinn g'hat, wie se vor hunnert un meh Johre aus ehrem Pälzer- un Schwobeland ins Ungerland ingewannert sin un die „Batschka“ un's „Banat“, das die Derke so ferchterlich zugericht hade, — mit ehrem deitsche Schweiß un Fleiß in e Paradies umgewannelt han. — „Ungrisch Palz“ han ich die „Batschka“ getaft un sa ä glei druf: „Gott erhalts“! weil so viel brawe, luschtige Pälzer drin wohne“. —

³⁾ „Alemannia“ 1905. Heft 2 die „Schwaben“gemeinde Franzfeld von W. Groos.

⁴⁾ „Von der Heide“ Monatsschrift für Kultur und Leben“, herausgegeben von V. Orendi-Hommenau. Temesvar, Dozzagasse 25.

In Neusatz, der jungen Hauptstadt der südlichen Batschka (1739 gegründet) hatten wir es nicht so bequem wie in Bulkeß: einer der führenden Deutschen war verreist, so wanderten wir allein durch die weitläufig gebaute Stadt, die 1849 fast ganz zerstört, recht hübsch wieder aufgebaut worden ist, und gingen zunächst dem Geschichtlichen nach — durch die etwas verwahrlost aussehenden Werke des Brückenkopfs und über die Donauschiffbrücke hinüber in die kleine stille Soldatenstadt Peterwardein — mit ganz deutschem Gepräge, — deutschen Aufschriften an den Militärgebäuden, dem Gasthaus „zum grünen Baum“ und den kleinen Läden — und dann hinauf auf gedeckten Treppen an dem 65 m hohen mächtigen Serpentinfels, welcher die obere Festung trägt und im Innern bombensichere Räume, Kasematten und Gänge birgt. — Ein ereignisreicher, blutgedüngter Boden, den man beinahe oben von einem Gartenhäuschen überschaut — weiter hinauf konnte uns, ohne Erlaubnis-karte ein Unteroffizier, „Schwabe“ aus Slavonien, nicht führen — die Wahlstatt des Türkensiegers Prinz Eugen 1716 — und weiterhin, nicht mehr sichtbar, stromabwärts Salankamen und im Norden an der Theiß Zenta — deutsche Erinnerungsstätten; denn deutsche Heere unter deutschen Feldherrn — neben Prinz Eugen, der auch als Deutscher zu rechnen, Prinz Ludwig Wilhelm von Baden (der „Türkenlouis“), Karl von Lothringen u. a. haben dieses Land von der Türkengeißel befreit. Das muss den Magyaren, deren Staat 1526 bei Mohatsch schmachlich zusammengebrochen, immer wieder in die Erinnerung gerufen werden.

Auch die Serben, die Mitbewohner der Batschka, sollen das nicht vergessen; sie kamen als Gäste in das durch die Deutschen befreite Land. Als Prinz Eugen die Lande jenseits der Donau hatte räumen müssen, waren vor der Rache der Türken viele Tausende aus dem jetzt noch türkischen „Altserbien“ unter ihrem Patriarchen geflüchtet und hatten in Slavonien und Südungarn gastliche Aufnahme durch die österreichische Regierung gefunden. In Neusatz insbesondere kamen sie in Berührung mit den deutschen Ansiedlern, nahmen in deren Schulen, die bis 1867 auch in den höheren Stufen deutsch waren, die ersten Bildungskeime auf, die sie dann allmählich in eigenen Anstalten auf nationaler Grundlage weiter entwickelten. — Auf dieser deutschen Erziehungsarbeit beruhte aber auch die Bildung des serbischen Volks in seinem jungen Staatswesen über der Donau drüben durch Vermittelung der ungarländischen Volksgenossen; aus ihrer Mitte beriefen die ersten Serbenfürsten die Lehrer, Professoren, Aerzte, Ingenieure; Deutsche und deutsch er-

zogene Serben haben auch zuerst ein serbisches Heerwesen nach europäischer Art eingerichtet; aus deutscher Quelle hat das neue serbische Schrifttum seine Anregung und Förderung erfahren und nirgends fand der reiche Schatz seiner alten Volksgesänge die gleiche verständnisvolle Aufnahme und Würdigung wie bei dem „Volke der Denker und Dichter“. — Die serbische Wojwodschafft, Wojwodina, wie die Batschka und das Temescher Banat unter der Ministerschaft Schmerlings (1861/65) auch amtlich genannt worden ist, und der serbische Osten Kroatiens, Slavonien, werden nie zu Serbien gehören, wie der Panславismus träumt; sondern die gebildete Hauptmasse der Serben diesseits der Donau muss ihre Anziehungskraft auf die jenseitigen ausüben und einen engeren Anschluss an die österreichisch-ungarische Monarchie in einem Zoll- und Handelsbündnis mit herbeiführen helfen — das wird das serbische Volk, wenn einmal die im Wege stehende magyarische Gewaltherrschaft gebrochen, weiter vorwärtsbringen, als das Streben nach Unerreichbarem, der Wiederaufrichtung eines großserbischen Reichs mit Bosnien und der Herzegowina. —

In Neusatz (amtlich Ujvidék) ist das Deutsche durch die Magyarisierung in der Zeit des Dualismus sehr zurückgedrängt worden; vor einem halben Jahrhundert beinahe nur von Serben und Deutschen bewohnt, zählt es heute soviel magyarisch Sprechende als Serben (je etwa 11 000) und nur noch etwa 7000 (22 v. H.) sich als deutsch Bekennende. Die Magyarisierung des Schulwesens wirkt in den Städten ganz anders als auf dem Land; der Bauer ist zäher, schüttelt wieder ab, was ihm nicht passt, wie nach einem Regen von seinem Schafpelz die Nässe. — In den achtziger Jahren hatte ich Beziehungen — beinahe die einzigen, die damals nach Südungarn zu bekommen waren — zu dem Neusatzter Professor Peter Graßl, einem „Schwaben“ aus Weidental bei Lugos im Banat, der die „Neue ungarische Schulzeitung“ herausgab, nur ein paar Jahre; es waren nicht genug deutsche Lehrer, die es wagten sie zu halten, und Graßl selbst, ein verdienter Schulmann, wurde weggeekelt; es war mir eine große Freude gewesen, ganz unverhofft den wackeren Deutschen im „Verein für die Erhaltung des Deutschtums in Ungarn“ zu Graz, wo er im Ruhestand lebt, noch rüstig trotz seines hohen Alters zu treffen.

Zwei Vertrauensmänner, die wir schließlich doch noch gefunden, hatten uns durch die lebhafteste Geschäftsstadt begleitet und weiterhin angesagt. — So wartete unser ein durch schwarz-

rotgoldene Halsbinde kenntlicher Vertreter der „Ungarländischen deutschen Volkspartei“ bei der Station O (Alt) Kér — sonst ist das Vereins- und Erkenntniszeichen ein silbernes Eichenblatt oder ein wirkliches, wenn man jenes nicht besitzt — nicht überall darf man es aber zeigen. — Das war schon ein Beweis, dass sich der Deutsche hier nicht scheut, als solcher aufzutreten, und wir hatten alsbald Gelegenheit, es bestätigt zu finden: da trafen wir einen jungen Studierenden, dem die magyarische Erziehung nichts hatte anhaben können dank der aufrechten deutschen Gesinnung im elterlichen Hause, und erfreulich war, was wir hier über die 4000 Seelen zählende deutsche Landgemeinde hörten, — im Gegensatz zumal zu dem oben von der Stadt Neusatz Berichteten — und das bei einem Trunk, den wir im Stammland nur als den unserer germanischen Altvordern kennen, aus gegorenem Honig — dem Met, den wir nicht nur aus Deutschschwärmerei dem gleichfalls vorzüglichen Landwein vorzogen. — In flinkem Gefährt ging es wieder an dem Bahnhof vorbei nach dem westlich der Bahn liegenden, etwas kleinerem Orte Neuschowe (Uj-Sóvé); ich erzähle nichts von ihm selbst: hier in der Ebene ist ein Ort beinahe wie der andere angelegt — ausgedehnt, geradelinig, rechtwinklig, und zwar annähernd gleichzeitig um die Mitte des 18. Jahrhunderts — daher auch der einförmige Kirchenstil und die beinahe übereinstimmende Bauart der bäuerlichen Anwesen, der 1½stöckige Giebel der Wohngebäude gegen die Straße gerichtet, sofern nicht die Zweckbestimmung (Wirtschaft, Laden) oder die heutige Mode die Längsstellung brachte; ganz wie bei uns in der Pfalz, nur alles, auch die Höfe, viel räumiger, entsprechend der Größe der bewirtschafteten Flächen — da fielen schon kleinere Verschiedenheiten auf, so an den Lauben der zum Hofe gewandten Längsseiten der Wohnhäuser — eine sehr zweckmäßige Einrichtung gegen die Sonnenhitze diese offenen Gänge vor den Zimmern — die ortweise verschiedene Ausgestaltung — bald Pfeiler, bald Säulen, welche Rundbogen, manchmal auch eine flache Decke trugen. — Wir kamen ja meist in wohlhabendere Häuser und waren erstaunt über eine für unsere ländlichen Verhältnisse beinahe üppige Bauart und Einrichtung, aber auch bei einfacheren Leuten war es behaglich und sauber — bei allen Deutschen in Südungarn. — Es berührt das angenehm, aber weckt die Besorgnis, dass die Deutschen, die zwar schwer zu arbeiten, aber auch gut zu essen und trinken gewohnt sind, dadurch an der bisherigen starken Vermehrung und wirtschaftlichen Ausdehnungskraft verlieren werden. — Sehr erfreulich waren in Neuschowe wolgepflegte Gärten hinter oder neben den Häusern, wo nicht die Landwirtschaft

einen großen Hof verlangte; auf solchen ging der offene Vorbau unseres Gastfreunds, in dem wir, wieder in Gesellschaft deutscher Männer, die Abendfrische genossen. Es war der letzte Abend bei den Deutschen in der Batschka, gekürzt leider durch die Notwendigkeit, schon um $\frac{1}{24}$ Uhr früh aufzustehen, um den um 5 Uhr abgehenden Zug zu erreichen.

In Szabadka (früher Maria Theresiastadt), der größten Stadt des Bacs-Bodrogher Komitats mit 75000 Einwohnern, wo wir gegen $\frac{1}{28}$ Uhr anlangten, waren wir schon weit hinaus über die deutschen Sprachgebiete der Batschka und hatten keine verlässlichen Deutschen benannt bekommen; einen Leser des „Heimdal“ als solchen anzusehen und aufzusuchen, schien nach der Erfahrung in Zombor nicht lohnend genug, um darüber Zeit für bestimmtere Aufgaben zu versäumen. — Neben einigen 50000 Serben und 20000 Magyaren werden heute dort nur noch 12000 Deutsche gezählt, die zu Beginn des vorigen Jahrhunderts gleich stark wie die Magyaren gewesen sein sollen. Damals war freilich noch ein einheitlicher Staat, von Wien aus regiert, mit wesentlich deutscher Beamten- und Lehrerschaft, während jetzt durch die magyarische Staatsgewalt alles in das Gegenteil verkehrt ist und deutscher Zuzug in die entferntere Stadt wenig mehr statt hat.

Ein breiter Graben magyarischen und serbischen Sprachgebiets zu beiden Seiten der Theiß musste erst übersprungen werden, ehe wir in den ausgedehnteren deutschen Siedlungsgebieten des Banats den Faden unserer völkischen Wanderfahrt wieder aufnehmen konnten.

Abraham a Sancta Clara.

Von Rudolf Kapff.

In jedem Schillerkommentar ists zu lesen, dass die berühmte Kapuzinerpredigt in Schillers „Wallensteins Lager“ der Sprachweise P. Abrahams nachgebildet ist. Es ist kein Zufall, dass wenn Schiller, der Dichter des hohen ethischen Pathos, einmal volkstümlich reden will, er auf das Volkstum seiner Heimat, auf schwäbische Volkstümlichkeit zurückgreift, und sei es auch vielleicht nur halb bewusst, dass er sich dabei von derjenigen Persönlichkeit am ersten führen lässt, durch die sich der schwäbische Sprachgenius zum erstenmal in die deutsche Literatur eingeführt hat: eben von P. Abraham.

Dieser ist als Ulrich Megerle geboren am 4. Juli 1644 zu Kreenheinstetten bei Messkirch, heute zu Baden, damals zu Vorderösterreich gehörig. Ihrem Volkstum nach aber sind und waren die Kreenheinstetter von jeher gute Schwaben.

Es ist zwar nicht nur einmal ausgesprochen worden, wir Schwaben zählen Abraham a Sancta Clara nicht mit vollem Recht zu den Unsrigen. Man hat zum Beweis für diese Behauptung darauf hingewiesen, dass er schon mit 14 Jahren von der Messkircher Lateinschule auf die Ingolstädter Jesuitenschule, später zu den Benediktinern nach Salzburg, dann in mehrere Klöster in Bayern und Österreich gekommen sei, um endlich als Hofprediger in Wien sein Leben zu beschließen; der Mann sei vielmehr als Bayer oder Österreicher anzusprechen. Noch Wilhelm Scherer nimmt ihn wesentlich als Wiener, vor allem mit Rücksicht auf seine Sprache.

Von dieser Auffassung ist man aber mehr und mehr abgekommen in dem Maß, als die Erforschung der beiden in Frage kommenden Mundarten Fortschritte gemacht hat. Schon Blanckenburg führt in seinen „Studien über die Sprache Abrahams“ auf Grund des alten, aber für seine Zeit vorzüglichen Schwäbischen Wörterbüchleins von Schmid u. a. als schwäbisch bei P. Abraham auf: wirklich = gegenwärtig, ropfen = zupfen — Dinge, die zweifellos ausschließlich schwäbisch sind. Von anderem, was dort als schwäbisch angeführt wird, ist zu sagen, dass es zwar auch schwäbisch ist, dass es aber ebenso dem bayrisch-österreichischen Dialekt angehört, also gemein oberdeutsch ist. Dahin gehören die allerdings auf den ersten Blick als echt schwäbisch anmutenden Ausdrücke: Gispel, Muck, Blaß, Schab Stroh, Krott, Unfirn, Zifer (Haustiere) u. a. Einen Schritt vorwärts bedeutete die Arbeit Laucherts, die er in dieser Zeitschrift XVII, 113 ff. veröffentlicht hat. Leider hat Lauchert die bayrisch-österreichische Seite an Abrahams Sprache nur an Schmellers Bayrischem Wörterbuch nachgeprüft, was ein unscharfes Bild gibt. Seit wir Castellis „Wörterbuch der Mundart in Österreich unter der Enns“ und vollends Hügels „Lexikon der Wiener Volkssprache“ haben, seitdem andererseits große Teile von Fischers Schwäbischem Wörterbuch erschienen sind, muss Abrahams Sprache an der Hand dieser äußerst genauen Hilfsmittel geprüft werden. Dafür einige Beispiele. Kaum gesagt zu werden braucht, dass die bei P. Abraham nicht ganz selten vorkommende Verkleinerungssilbe auf —le ausschließlich schwäbisch ist. „Mädle“, „Fräule“, „Küchle“, „Herrle“ begegnen bei ihm nicht selten, wenn auch allerdings die spezifisch bayrisch-österreichische Form —el und —erl vorwiegt. Von den bei Lauchert als spezifisch schwäbisch in Anspruch genommenen Wörtern finden sich folgende auch bei Castelli und Hügel, sind also auch bayrisch-österreichisch: Lueder, schoppen,

löslen, Krott, pfnotten, pfnausen, rotzen, Strobelkopf, Trutt u. a. Von spezifisch schwäbischen Ausdrücken, die die dreifache Probe an Castelli, Fischer und Hügel aushalten, mögen beispielshalber folgende angeführt sein: Lottersfratz, Sempel, Unruhe (= Perpendikel), Manto, Ölmagen, Saukürbs, Stempfel, in die 20 000 (= gegen), fallende Krankheit, unlängst (= neulich), Häfner, Hauserin, ring (= leicht), Herr! (als Interjektion), G'spielin, Kallop, einbüßen (absolut gebraucht = im Urteil der Leute sinken), interessiert (= geizig). Einen spezifisch schwäbischen Schulausdruck gebraucht Abraham einmal: „einen Bock ins Argument machen“ (= einen Fehler ins Pensum, in die Arbeit machen). Der Ausdruck ist so spezifisch schwäbisch, dass ihn noch der neueste Herausgeber trotz Fischer W. B. I, 312 nicht verstanden hat; vielleicht der schlagendste Beweis dafür, wie dringend nötig eine gründliche Untersuchung des Anteils der schwäbischen Mundart an der Sprache Abrahams ist. Einen besonderen Reiz bekommt diese Frage, wenn man den Kreis enger zieht und nach etwaigen Bestandteilen der Donau-Baar-Mundarten, genauer gesagt nach spezifisch Kreenheinstettischen Ausdrücken bei Abraham a S. Clara sucht. Deutlich in die Südwestecke des schwäbisch-alemannischen Mundartgebiets weisen die Ausdrücke: „überkommen“ (bekommen), „Schlenkel“ (Schlingel), „ahn werden“ (los werden), „Strauben“ (Schmalzbackwerk), die Zusammensetzungsweise bei dem Kompositum „Küchlenarr“, vielleicht „Fahl“ (= Fall), „sparren“ (= sparen), falls die beiden letzten Fälle nicht rein auf Rechnung des Drucks zu stehen kommen. Am wenigsten heimatmundartliche Eigenart hat P. Abraham in der Behandlung der Vokale und Diphthonge bewahrt, sonst würde er nicht von „Baur“ und „Teufel“ sprechen, sondern von „Bur“ und „Tüfel“.

Noch mehr aber als an einzelnen Wörtern offenbart sich schwäbische Art, zu denken und zu reden im ganzen sprachlichen Stil Abrahams. Was uns an seiner stilistischen Eigenart in erster Linie auffällt, ist sein Realismus in der Einzelschilderung und seine Plastik im Einzelausdruck. Das hat er mit allen denen gemein, die es verstanden haben, allem „papierenen Stil“ zum Trotz aus der naturwüchsigen Art volkstümlicher Ausdrucksweise das Beste zu verwenden. Wenn Abraham die Lasterhaftigkeit des „Erzschelmen Judas“ schildert, so erfahren wir nicht nur, dass er im allgemeinen böse gewesen sei, sondern wir sehen ihn schon in seiner Jugend als rot-harigen Schlingel kleine, tückische Streiche ausführen, ja es entrollt sich ein fast räuberromanhaftes Bild eines Diebs, Lügners, Mörders und Ehebrechers vor uns. Will er seinen

Hörern oder Lesern die Verführungsszene zwischen Josef und der Frau des Potiphar recht zu Gemüt führen, so malt er mit eigentlich dichterischer Phantasie eine novellenmäßige Szene aus. „Gut Nacht, mein schöner Josef; schlaf fein wol, mein süßer Engel!“ — „Guten Morgen mein Lieber, hat Dir nichts getrauert? Mir hat von Dir getrauert; will Dirs schon einmal sagen und in der Gehaimb erzählen usw.“

Oder schildert er z. B. den Neidischen, so kann er sich in Ausmalung der Einzelzüge des Bildes nicht genug tun. Der Neidische ist wie die Nachteule, die das Licht, die leuchtenden Vorzüge des Nebenmenschen nicht sehen kann, wie der Kotkäfer, der aus den schönsten Rosen nur Gift saugt, wie die „Feilen oder Rasplen“, die an andern Sachen reißt, aber sich selbst damit abnützt, wie Brunnen, die kalt sind, wenn die Luft um sie warm, wie der Donner, der mehr in hohe als in niedere Gebäude fährt, wie die Wachtel, die „seufzt, wenn die Sonne hell aufgeht“, wie ein Fieberkranker, dem auch das Süße bitter vorkommt, wie eine aufsässige Fliege oder wie der Eimer am Zugbrunnen, der nur in die Höhe steigen kann, wenn sein Kamerad sinkt. Selbst bis zur Grenze des ästhetisch Angängigen, oder gelegentlich sogar darüber hinaus reißt ihn der unbändige Drang nach malerischer Anschaulichkeit. Besonders wenn der gute Pater schilt — und das tut er gar oft — weiß er häufig nicht Maß zu halten. So, wenn er über den zarteren Teil der Menschheit herfällt, strömt es regelmäßig heraus wie aus einem Schlammvulkan: „Ihr Kotbutten, ihr gefirnißte Erdschrollen, muffende Krautköpfe, glänzende Madensäcke, gemalte Sautröge, überzogene Waidschwammen, polierte Luder, verzuckertes Aas, vermaskerte Haut, versilberte Eiterpatzen, verwüsteter Wust“.

Damit sind wir zu seinem Hauptkunstmittel gekommen, seinen unnachahmlichen, nicht immer dezenten, aber stets äußerst treffenden und meist auch witzigen Vergleichen und Redensarten. Es hat z. B. eines einen Buckel wie ein Scherhaufen (Maulwurfshügel). Es schießt jemand, dass es zwei Bücher auf einmal lesen kann. Eine Mutter weint, dass nasser Wetter ist als im Heumonat. Ein grober Mann legt seinem Weib Fünffingerkraut aufs Maul. Ein Pferd geht hübsch langsam wie eine Spitaluhr. Es versteht einer sein Handwerk wie der Ochs das Pfeifen. Der panscherische Wirt hängt seinem Wein die Wassersucht an. Ein Mädchen seufzt wie eine Henne, die den Pfiffes hat. Die alten Ratsherren, die der Susanna nachstellten, sind wie der Ätna im Winter, oben voll Schnee, innen voll glühenden Feuers, wie Eschenblätter auf der einen Seite silberweiß, auf der andern ganz grün, oder wie der Kalk außen weiß, innen voller Hitze.

Eine Häufung von drastischen Vergleichen ist auch Abrahams höchst belustigende und ganz modern anmutende Karikierung der Damenhutmode: „Bald ist ein Hut hoch wie ein Rührkübel, bald nieder wie ein Holländer Käß, bald breit wie eine Schießscheibe, bald schmal wie eine Hasendeck, bald zugespitzt wie ein Starnitzel, bald zusammengedrückt wie ein Gogelhopf“.

Abrahams auffallendstes Mittel, seine Hörer oder Leser zu fesseln, sind nun unstreitig aber seine berühmten Wortspiele. „Eine geschnürte Kokette ist rahn (schlank), aber nicht rein.“ „Beim Heurathen schätzt man höher die Güter als die Gemüther, mehr das Gold, als die guldenen Sitten.“ Unschwer erkennt man folgende, mit Worspielen gespickte Stelle aus „Etwas für alle“ als Vorbild einiger Stellen in Schillers Kapuzinerpredigt:

Ein mancher Soldat versteht sich besser auf Pasteten als auf Basteyen. Ein mancher trachtet mehr nach dem Haarpulver als nach dem Schießpulver. Ein mancher steckt öfter in den Schlafhauben als in den Bickelhauben. Ein mancher hört lieber die Flöten als die Flinten. Ein mancher liebt mehrer die Sabindl als die Säbel. — Daher das Wort Castra (Lager) keinen andern Echo hat als Astra (Sterne). Darum, ein Soldat kann ein so gutes Gewissen haben unter seinem Zelt, als ein Mönich in seiner Zell. Man kann ebenfalls eine stattliche Courage haben und dabey gleichwol gottesfürchtig sein. Man kann so wol beten in der Casa matta wie in casa sancta usw.

Besteht das Wortspiel nicht im Gleichklang des Anlauts, sondern des Auslauts, haben wir den Reim. So sind ganze Abschnitte von Abrahams Schriften eigentliche Reimprosa.

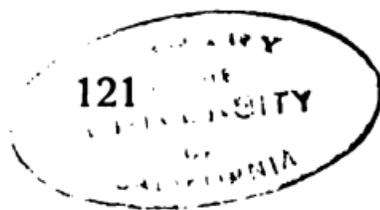
So ist dann kein Ort und Port, so ist dann kein Land noch Strand, so ist dann kein Erd noch Heerd, kein Zunft noch Zusammenkunft; ja, oben und unten, bey Kranken, und Gesunden, unten und oben, bey Adel und Groben, dorten und dar in Gesellschaft und Schar, dar und dorten, in Werken und Worten — ist der Neid.

Oder in geringerem Umfang:

Der arme Narr, so ganz und gar, ja sonnenklar genommen war, daß Neidsgefahr die Tugend plage immerdar.

Und dass er auch in der eigentlich gebundenen Rede-weise nicht übel zu Haus ist — selbstverständlich ist auch seine Poesie durchaus volkstümlich — davon mag das reizende G'sätzlein zeugen, in dem er den Ehezwist mit nur allzu naturwahren Farben malt:

„Will er sauer, so will ich süß,
Will er Mehl, so will ich Grieß,
Schreit er hu, so schrei ich ha,
Ist er dort, so bin ich da.
Will er essen, so will ich fasten,
Will er gehn, so will ich rasten.
Will er recht, so will ich link,
Sagt er Spatz, so sag ich Fink.
Ißt er Suppen, so eß ich Brocken,
Will er Strümpf', so will ich Socken.



Sagt er ja, so sag ich nein,
 Sauft er Bier, so trink ich Wein.
 Will er dies, so will ich das,
 Singt er den Alt, so sing ich den Baß.
 Steht er auf, so sitz' ich nieder,
 Schlägt er mich, so kratz ich wieder.
 Will er hy, so will ich hott:
 Das ist ein Leben, erbarm es Gott!“

Eine eigenartige, bei Abraham sehr häufige volkstümliche Art des Wortspiels ist das Spiel mit wirklichen oder erdichteten Ortsnamen. So ist der verlorene Sohn im Evangelium z. B. ein Freiherr von Mädelsberg und Frauenhofen. Junge Mädchen sind von Braunau oder Schönau oder Rotwangen und Rotenburg, möchten gern nach Mannheim, kommen aber oft nach Glatz und Zwiefalten. Oder hat ein Mädchen die Wangen von Rosenheim, die Stirn von Glattau, die Augen von Sternberg, den Hals von Weißenau usw. Hochmütige Weiber sind Gräfinnen von und zu Hohenheim, böse sind von Grein, Zankenau und Hadersdorf. Der reiche Mann im Lukasevangelium heißt Herr Neidhard von Neidlingen und ein Dummkopf schreibt sich Herr von Strohhofen.

Als recht billiger Scherz mutets uns heute an, wenn Abraham bloß mit Buchstaben spielt, wenn z. B. der Buchstabe W = Wehe bedeutet oder G = gehe oder Q = Kuh u. a. oder wenn er Wörter umstellt, um irgend einen geheimnisvollen Sinn aus einem Wort herauszuholen, beispielsweise: „Schön hin, schön her. Das Wörtl schön in einem Buchstabenspiel oder Annagramma heißt Schne. Der Schnee zergeht und sitzt in die Erd, desgleichen auch die Schöne“.

Dass Abraham in der Verwendung rhetorischer Fragen Meister ist, zeigt die von ihm erzählte Anekdote, dass er einmal in die Wiener Hofkirche hineingerufen habe: „Wie hat Luther übersetzt die Bibel“? und darauf das Echo die Antwort geben ließ: „übel“! Gerne ruft er auch Einzelpersonen von seiner Kanzel herunter an, um die Hörer zu packen und zur Aufmerksamkeit zu spornen: „O, ihr lieben Eltern, eine gute Nacht! schlaft fein wol! macht euch nicht übermäßige Phantasien von Heyratsplänen eurer Kinder“! Ähnlich finden sich häufig bei ihm drollige Ausrufwörter wie holla! pfui Teufel! potz tausend parlament!

Oder redet er gerne leblose Gegenstände als Personen an: „Halt das Maul, du Stadt, du Land, du Königreich“! oder: „Willkommen meine liebe Mutter; also red ich die Erde an!“

Dieses Kunstmittel steigert er gelegentlich bis zu dramatischer Lebendigkeit. Eine Art Monolog mit Frage und

selbstgegebener Antwort ist es, wenn er in einer Predigt über Kinderzucht sagt:

Ich schneid, ich schneid, ich schneid; was aber? Ich schneide aber was? die Ohren? Nein, nein, nein, das tu ich nit. — Ich schneid, ich schneid, ich schneid, aber was? Ich schneid ab, was? die Zungen? nein, nein, nein, das tu ich nit. — Ich schneid, ich schneid, ich schneid, aber was? ich schneid ab; was? Ich schneid allen Eltern die Finger ab, damit sie nit mehr so stark ihren Kindern durch die Finger sehen sondern dieselbigen von Jugend auf strafen.

Ähnlich mimisch-dramatisch wirkt es, wenn er einen Stotterer mit den Worten schildert: „er hat mit der Zungen sehr hart angestoßen und mit der Red gar hart fo-fofortkommen können“ oder wenn er von Brumm-, Brumm-, Brumbären spricht.

Stellt die rhetorische Frage eine Art von einseitigem Dialog dar, so erhebt sich die Dramatik des Ausdrucks geradezu auf die Höhe des Dialogs, wenn der Redner einen Menschen geistweis anredet und dann im Namen von diesem die Antwort selbst gibt. „Mein Michäas, wie ist dir geschehen, als du dem Ahab die Wahrheit unter die Nasen gerieben“? „Ich hab mich nicht mehr dörffen sehen lassen“ — „Mein Jeremias, was hat dir die Wahrheit auf den Rucken geladen“? „In den finstern Kerker bin ich geworfen worden“! — „Mein Baruch, was hast du dazumalen ausgestanden, wie du die Wahrheit bei dem König Joachim ans Taglicht gebracht?“ „Wenn er mich dazumahlen erwischt hätte, hätte es meinen Kopf golten“.

All diese rednerischen Mittel und Mittelchen sind nun aber unserm Pater nicht Selbstzweck. Er ist eine viel zu ehrliche Haut, um bloß mit seinen Fähigkeiten glänzen zu wollen. Sein Zweck ist vielmehr bei jeder Silbe, die er spricht: sein Publikum an sich, d. h. seinen Zweck, zu fesseln.

Er ist ja Prediger; sein Mittel war demnach von Haus aus das gesprochene Wort. Allein wie im Jahr 1679 die böse Pest wochenlang in Wien haust und er darin eine Strafe des Himmels sieht, da greift er zur Presse und schleudert seine Predigten als Flugblätter in die Welt hinaus, um, soviel an ihm war, seine lieben Wiener, wenn auch nicht vom leiblichen, so doch vom ewigen Tod zu retten. Und als im Jahr 1683 die Türken vor Wiens Toren stehen und zugleich mit der Macht der Habsburger den christlichen Glauben auszurotten drohen, da greift ihm wieder seines Volkes Not ans Herz und er läßt eine flammende Bußpredigt: „Auf, auf ihr Christen!“ durch die Presse in der Christenheit verbreiten, wie eine Posaune des Gerichts. Auf solchem Wege wird der Prediger zum Schriftsteller, zum Massenschriftsteller, zum Publizisten. In dieser Be-

ziehung ist Abraham das katholische Gegenstück zu Martin Luther. Beide haben selbständig den geradezu modern zu nennenden Gedanken entdeckt: die Presse ist so eigentlich das Erziehungsmittel für die Masse. Und bei beiden ist es überaus woltuend, zu sehen, dass der Beweggrund zu dieser Entdeckung nicht irgendwelches Motiv von mehr oder minder großer Reinheit (Geld, Verdienst, Ehre oder dergl.) war, sondern der heilige Wille zum Guten.

Und welchen Gedanken soll diese Publizistik dienen? Bei dem Prediger selbstverständlich in letzter Linie stets dem religiösen Gedanken. Aber nicht ausschließlich. Pater Abraham ist ein viel zu gesunder natürlicher Mensch, er besitzt trotz seines Mönchtums einen viel zu geraden Scharfblick, um nicht auch die Dinge dieser Welt mit klarem Auge zu sehen und mit dem Urteil eines sittlich starken Menschen zu messen. Wie fährt er über seine Kollegen her, die

den Eulen gleichen, so das Öl nächtlicher Weile aus den Lampen schlürfen und so von der Kirche erhalten werden, sonst aber zu nichts nützen.

Scherer bemerkt dazu nicht ganz mit Unrecht:

Es wäre unerhört und hätte vermutlich Amtssuspension zur Folge, wenn sich ein Pfarrer heute auf solchem Mangel an Korpsgeist betreten ließe.

Oder glaubt man nicht beinahe den Fr. Naumann der 90er Jahre zu hören, wenn er einmal bei einer Predigt über den armen Lazarus von der Kanzel einer Hofkirche aus folgende Ermahnung an dieselbe Adresse richtet:

Diese Geschichte (nämlich die vom reichen Mann und armen Lazarus) erzählen die Prediger gern den Leibeigenen vor, samt dem Spruche: das Leiden dieser Zeit ist nicht werth der Herrlichkeit, die an uns soll offenbaret werden. Allein, gemeiniglich sind es solche Geistliche, die es mit den Edelleuten halten: denn wenn diese ihre Leibeigenen schinden, so reden ihnen die Prediger zu und sprechen ihnen Trost ein, dass sie Geduld haben und nicht schreyen sollen, wenn ihnen das Fell abgezogen wird. Wie kann ein rechtschaffener Mann ein Geistlicher und ein Prediger bey einer Gemeinde sein, die leibeigen ist? Wie kann er mit gutem Gewissen Unterstützer der Entmenschung seyn? Denn das ist er, sobald er seine Gemeinde nicht über ihren Zustand aufklärt und sie zu ihrer Befreiung geschickt macht: o ihr Heuchler und Schmarozer!

Und wie unmissverständlich spricht er vom Hofe, und zwar wiederum auf einer Hofkanzel:

Bei Hofe gehet man mit verdienstvollen Leuten um wie mit den Nußbäumen, in die man zur Erntezeit mit Prügeln hineinwirffet, zum Lohn, dass sie Früchte getragen. Bei Hof traktieret man die Bediensteten wie Limonien, so man hinter die Tür wirffet, sobald kein Saft mehr darinnen. Bei Hof bekleidet man die Nackten — aber nur die Wahrheit, so daselbst niemals bloß erscheinen darf. Bei Hof speiset man die Hungernden, aber allein mit Worten.

So ließe sich noch manche witzsprühende und zornfunkelnde Stelle anführen, worin die Lügenhaftigkeit und moralische Minderwertigkeit des Hoflebens des Siècle Louis XIV. schonungslos in einer unerschöpflichen Fülle von Gleichnissen beleuchtet wird. Es wirkt geradezu innerlich befreiend (ähnlich wie gewisse Stücke aus den „Räubern“ oder aus dem „Götz von Berlichingen“) zu sehen, „wie er mit den Mächtigen dieser Welt unerbittlich ins Gericht geht, er, der Sohn des unglücklichsten, verachtetsten, seit Jahrhunderten zertretenen und geschundenen Standes, des Leibeigenen von Kreenheinstetten“. (Scherer).

Fast kindlich zahm, aber auch kindlich einfach und ehrlich wirkt es im Vergleich mit diesen Donnerkeilen, wenn er (gewiss in ganz richtiger moralischer Einschätzung der feschen Wiener) dem gewöhnlichen Publikum von Wien seine Sünden vorhält:

O, wolltet ihr doch nicht soviel saufen, raufen, fressen und euch vermessen, huren und buhlen, euch äußerlich putzen und mit unrechtem Gut die Händ beschmutzen, faulenzten und fuchsschwenzen, lügen und trügen, prahlen und eure Schulden nicht bezahlen, spielen und eure Untergebenen drillen, in den Tag hinein leben und den Armen nichts geben.

So ist es denn kein Wunder, dass P. Abraham lange im Munde der Wiener fortgelebt hat, und zwar dass man mit Vorliebe die echt menschlich warmen Züge an diesem Priester der Wahrheit festgehalten hat: wie er zur Pestzeit unerschrocken und unermüdlich von Krankenbett zu Krankenbett ging, überall Trost und Linderung bringend, seis leiblicher, seis seelischer Art.

Und diese männlich-kräftigen Farben seiner Religiosität, die so recht auf den Grundton abgestimmt sind:

Unverzagt und ohne Grauen
Soll ein Christ, wo er ist,
Stets sich lassen schauen,

diese Kraft echter Religiosität versöhnt auch mit den oft etwas barocken Formen, in denen sich dieses männlich-kräftige Seelenleben gibt. Dass diese Form in der Hauptsache das katholische Dogma in der Auffassung des 17. Jahrhunderts ist, ist selbstverständlich. Aber man würde recht fehl gehen, wollte man alles, was Abraham an religiösen Vorstellungen äußert, auf dieses Konto setzen.

Noch kindlich-unschuldig mutet es uns an, wenn er einmal ganz gläubig sagt:

Die Fischer in Holland fangen zuweilen Meerfräule im Wasser. — In den Bergen residieren Geister in großer Menge und erscheinen gar oft in allerlei Gestalten, meistens aber wie gar kleine Männlein, so gleich denen Bergknappen im Graben und Picken beschäftigt sein.

Solche Vorstellungen sind ihm jedoch nicht etwa Märchen, wie uns heutigen, sondern wirkliche Dinge, an die er steif und fest glaubt. Aber schon etwas massiver klingt es, wenn er z. B. davon spricht, die Pest von 1679 sei dadurch vorhergesagt worden,

dass man in selbigem Jahr unzählbar mehr Schwammen, Maurachen und dergleichen Stiefgewächs der Erden gefunden, als andere Jahr.

Das ist deutlich nichts anderes als ein Stück greifbarer, bodenständigen Oberländer Volksglaubens, der ihm, wie jedem echten Bauern, so sehr oder noch mehr ans Herz gewachsen ist, als der amtliche Kirchenglaube.

Wir sind damit bereits an die Seiten im Charakter unseres Paters gekommen, die uns heute mehr oder weniger fremd sind. Und auch deren gibt es eine nicht kleine Zahl. So hängt es ebenfalls mit der Gebundenheit seiner religiösen Vorstellungswelt zusammen, wenn er für Andersgläubige meist nur derbe Worte der Polemik hat. Das wird ihm übrigens kein billiger Beurteiler übel nehmen; wir dürfen uns nur darin erinnern, dass z. B. Luther seine konfessionellen Gegner auch nicht immer mit Samthandschuhen angefasst hat. Zu einem wirklich böartigen Hass war er aber viel zu herzensgut. Es finden sich dann wieder — recht bezeichnend für seine keineswegs innerlich ausgeglichene Quecksilbernatur — eine Reihe von Stellen, in denen er gegenüber andersgläubigen Christen versöhnliche Wendungen gebraucht wie: „Bei den Wunden unseres allgemeinen Heilands, der da mich und euch richten wird“. Nur gegen die Juden war sein Urteil stets hart und unnachsichtig.

Wir finden ferner eine Unmenge Einzelkenntnisse, z. B. geschichtlicher, grammatischer u. a. Art in seinen Werken eingestreut, gelegentlich auch reiche Einblicke in die technischen Fertigkeiten seiner Zeit — besonders in dem Büchlein „Etwas für alle“ führt er seine Leser durch sämtliche Handwerksstätten Wiens; aber wir vermissen die Verarbeitung dieser Einzelheiten zu einem einheitlichen geistigen Besitz.

Was für einen schnöden Begriff von Philosophie muss er, der Zeitgenosse eines Spinoza, Descartes und Baco ferner in seinen Schulen mitbekommen haben, wenn er später einmal — gewiss mit übertreibender Ironie — aber immerhin sagen konnte:

„warum ein satter Mensch leichter sei als ein nüchterner — die Ursache weiss der Philosophus. Warum ein im Vollmond geschlagenes Holz dem Wurmstich unterworfen, ein im Neumond geschlagenes nicht — die Ursach weiß ein Philosophus. Warum ein Brunnen in der größten Sommerhitze kälter sei als mitten im Winter, da der rauhe Dezembris allen Bäumen die Haar einpulvert — die Ursach weiß der Philosophus. Warum derjenige, der sich an Wein berauscht, in der Regel nach

vorwärts, derjenige, der von Bier vollgetrunken, aber rücklings zu Boden falle — die Ursach weiß der Philosophus.“

Auch sonst findet man bei Abraham Züge, die einen gewissen Mangel an innerer Kultur verraten. So biegt er z. B. hundertmal von einem Thema ab oder macht irgend welchen logischen Bocksprung mitten in einer ernstern Abhandlung, wenn ihm gerade eine Schnurre, irgend ein Anekdotchen zufällig durch den Kopf geht. Ja, manchmal verpappelt er sich so, dass man fürchtet, der gute Pater auf seiner Kanzel finde das richtige Trumm überhaupt nicht mehr. Dieses Einstreuen von Anekdotchen und witzigen Einfällen nimmt von den früheren zu den späteren Schriften hin zu. Und Scherer hat gewiss Recht, wenn er annimmt, dass dieser Zug an ihm, der doch ursprünglich ernstern Bußprediger in ernstern Zeit war, durch das Lachbedürfnis seiner lieben Wiener Pfarrkinder großgezogen worden ist. Sein Geschmack hat sich so — wie es ja manchem Schriftsteller vor und nach ihm ergangen ist — durch zu große Rücksichten auf den Geschmack seines Publikums verschlechtert. So konnte es kommen, dass man diese biedere Persönlichkeit heute, wo man sie überhaupt kennt, weithin als einen Hanswurst auf der Kanzel beurteilt oder vielmehr verurteilt.

Auch was seine kulturwidrige Beurteilung der Frauenwelt angeht, muss man zu seiner Entschuldigung sagen: das deutsche Weib, die deutsche Mutter kannte der Mönch ja überhaupt kaum aus der Nähe. Was er sah, war die Hofdamenwelt à la Pompadour und Maintenon, und da ist es kein Wunder, wenn er, der stets nur die reinsten Absichten gehabt hat, sich vom Weib überhaupt mit Ekel abwendet. Und doch ist es wiederum bezeichnend für seine innerlich unausgeglichene, widerspruchsvolle Art, dass er auch wieder feine, herzliche Töne findet, wenn er von der deutschen Mutter spricht:

Herzallerliebste Kinder! erwägt doch ein wenig, woher ihr nach Gott euer täglich Brot genommen, wer euch von der Wiegen aus gespeist. Wer? eure liebsten Eltern. Und das hat sie gekostet den Schweiß ihres Angesichts, und das haben sie zu wegen gebracht mit steten Sorgen und arbeitsamer Kummernis. Wer hat euch mehr Scherzel (Knäusle am Laib) geben als euere allerliebsten Mütter, die mit euch so manchesmal durch viel tausend Busserl in eurer Kindheit gescherzt haben und euch so oft auf ihren Armen als auf lebendigen Wiegen getragen? —

So ist er denn alles, nur keine innerlich ausgeglichene, harmonische Persönlichkeit, unser P. Abraham. Vielmehr ist er ein Mann von echtem Oberländer Grobkorn, mit Ecken und Kanten und — auch wieder echt schwäbisch — mit nicht wenig Schrullen und Eigenheiten. Allein die Menschen mit Gegensätzen in ihrem Wesen waren je und je nicht von den schlechtesten, und Schrullen zu besitzen — wer wird

dieses Menschenrecht einem Menschen und vollends einem Schwaben abstreiten wollen? Wenn an einem Menschen überhaupt nur etwas Ganzes und Rechtes zu sehen ist, so freut sich der von Herzen darüber, der von der Tatsache eine Ahnung hat, wie alles Menschliche Stückwerk ist. Und wahrhaftig: es finden sich in Abrahams Charakterbild neben starken Schatten auch helle, warme Lichter. Helle Lichter, die sich auf dem dunkeln Hintergrund der deutschen Literatur des 17. Jahrhunderts umso kräftiger abheben. Wie mag die Welt aufgejubelt haben, da der schlichte Augustinerpater die oft recht grellen Blitze seiner Worte in den lederzähen, saftlosen und häufig unnatürlich aufgebauchten Stil der zweiten schlesischen Schule hat hineinsausen lassen! Man wundert sich völlig, warum nicht bereits von ihm aus ein erfrischender Sturm und Drang in das deutsche Schrifttum gefahren ist, dass erst noch 100 Jahre ins Land gehen mussten, bis Herder die Schönheitswerte der deutsch-volkstümlichen Art neu entdeckt hat.

Man hat P. Abraham vor drei Jahren in seinem Geburtsort eine Gedenktafel errichtet. Bei seinem 200. Todestag am 1. Dezember 1909 haben ihn die Tageszeitungen gebührend gepriesen. Wollen wir nur der Propheten Gräber bauen? Nein, wir Schwaben müssen in vorderster Reihe stehen, wenn es gilt, diesem literarischen Pfadfinder zu einer späten Auferstehung zu verhelfen. Ist er doch ein so prächtiger Vertreter unserer heimischen Eigenart, dass man die Worte Friedrich Vischers, mit denen er schwäbisches Wesen in seiner scharfen Art gezeichnet hat, auf Abraham in besonderem Sinn anzuwenden geneigt ist:

„Vernagelt und sinnig,
Grobkantig und minnig,
Blöckisch und innig. —
Doch, wie oft er entgleist,
Nicht umzubringender,
Ureigener Geist!“

Die Wiedereinführung katholischen Gottesdienstes zu Straßburg im Jahre 1550.

Von Friedrich Schwarz.

Nach der Niederlage des Schmalkaldischen Bunds bei Mühlberg (24. April 1547) hatte der Rat der Freien Stadt Straßburg im Oktober 1549 versprechen müssen, er werde drei Kirchen, das Münster, Alt und Jung St. Peter, den Katholiken einräumen. Vier Monate danach — am 1. Februar 1550 — wurde das Versprechen des reichsstädtischen Rats praktisch.

Wie es bei der Wiederaufnahme des katholischen Kultus in Straßburg zugeing, hat — wenn auch recht äußerlich und ohne Verständnis für katholischen Kirchenbrauch, so doch am verständlichsten und klarsten von seinen Zeitgenossen — Johann Sleidan, der klassische Gesichtsschreiber der Reformation († 1556 zu Straßburg) im 21. Buche seiner „Denkwürdigkeiten über Kirche und Staat unter Kaiser Karl V.“ geschildert. Seine Ausführungen, die natürlich den Anhänger der neuen Lehre in keiner Weise verkennen lassen, seien hier nach der im Jahre 1605 bei Th. Richel zu Straßburg erschienenen Übersetzung von M. Beuther wiedergegeben:

„Der Bischoff hatte die Sach auff den Christtag anzufahren fürgenommen und den Geistlichen Maß und Weise, darnach sie sich zu richten, fürgeschrieben. Dieweil sie aber nit genugsam darzu gerüst, verzoge ers biss auff den ersten Tag des Hornungs. Alsdann fiengen die Pfaffen (= Weltgeistlichen) in den treien Kirchen, welche ihnen der Rath zugelassen, ihre Gesänge und Vesper und, am nachfolgenden Tage, die Mess, welche nuh wol eynundzwentzig Jar lang unterlassen worden, auff das Neu widerumb an. Da war eyn großer Zulauff des Volckes, zuvoran der Jugende. Demnach ihnen alleyn eyn neu und unerhört Spil war zu sehen. So vil Leuthe mit beschornen Köpffen, auff neue Art bekleidet, mit eynander singen, dass niemann verstunde; Wachskertzen und Amplen am hellen Mittage brennen; mit den Rauchfässern umherziehen und räuchern; eynen Pfaffen mit seinem Diener vor dem Altar stehen; alle Ding in fremder Sprache reden; mannigerley kniebiegen und andere Possen brauchen; mit zusammengeschlagenen Händen sich bücken; jetzund die Arme ausrecken, und also bald wider zu sich ziehen; sich bissweilen umbwenden; jetz überlaut schreien, jetz in großer Geheyne etwas murmeln; in die Höhe gucken; sich nider bücken; nicht an einem Orte still stehen; jetz auff die rechte, bald auff die lincke Seite des Altars lauffen; die Finger ausstrecken; in den Kelch hauchen; ihn in die Höhe auffheben, darnach widerumb nidersetzen; an gewissen Orten jetz die Todte, jetz die Lebendige nennen; Ostien zerbrechen und in Kelch werffen; mit der Fauste an die Brust schlagen;

seufftzen; sich mit zugethanen Augen schlafend stellen; widerumb auffwachen; eynen Theil vom Brote essen, den andern mit dem Wein gar ausstrincken, dass kein Tröpflein über bleibe; die Hände wäschen; ein vergült Schüsselin mit ausgestrecktem Arme hinderwärts dem Volcke zeygen; dieselbige an die Stirn und Brust halten; jetz den Altar, dann eyn Bildlein, in Metall gefasst, küssen: solches und anderes dergleichen sahe die Jugend mit großem Verwundern und Entsetzung (= Schrecken), auch nicht ohn Gelächter, an und konnte kaum ingehalten werden. Nach Mittage thate eyn Priester, so anderswoh her beruffen worden, im Mönster eyn Predig, und zwar nicht vor eyner großen Männige Zuhörer, wiewohl ihrer etliche als zu eynem neuen Dinge waren dahin kommen. In dem machet ein Knab eyn Getümmel. Denselbigen schalt eyn Stattdiener und stellet sich gleich, als wölte er ihn fahen. Da lieffen also bald alle die Knaben herzu, und wie gemeynlich geschicht, wurde ein unversehen Geschwärm darauss, dieweil ein jeder, was es doch were, wollte wissen, und in der Kirche also hin und wider umblicffen. Der Prediger aber, welcher vermeynet, es were eyn Auffruhr entstanden, war seiner Gefahre halben sehr ängstig, stige mit großer Forchte eylend von der Cantzel herab und wurde von seinen Mitgesellen in den Chor, welcher mit Eisern Thüren verschlossen, hineingenommen. Dann sie waren mehrertheyls alle darbei, und unter ihnen etliche Domherren von hoher Geburte, welche auff dem oberen Gange zuhöreten und sich bald hinein thaten, unwissend, was doch darauss werden wollte. Der Handel kame von Stund an für den Ammaister und Stättmaister, welche mit sambt den anderen Rathspersonen in ihren Pfarren dazumale Predig höreten. Dieselbige kamen eylend herzu, den Aufflauff zu stillen. Da hatte es allbereyt auffgehört. Dann es war jedermann still, ausgenommen etliche junge Knaben. Derhalben schicket der Rath neben anderen Jacob Sturmen an vorgemeldte Domherren und zeyget an, es were ihnen dieses Wesen nicht lieb, mit vernerem Bericht, wie es zugegangen, und dass keyn Burger darbei gewesen, baten hiemit, dieweil es ohn ihr Wissen geschehen, sie woltens nicht für ubel haben, und sageten ihnen zu, sie wolten daran sein, dass dergleichen nichts mehr geschehen sollte. Die Pfaffen hatten aber daran keyn Genügen und sageten, sie wölten forthin ihr Leben nicht mehr in solche Gefahr setzen, ritten also am nachfolgenden Tage mit Unwillen darvon, ließen ihr angefangen Werck anstehen, kamen zum Bischoffe gehn Zabern und klageten ihm ihre Not. Vil Leuthe meinen, dass sich die Domherren heimlich sehr gefreuet, dass ihnen eyne solche feine Gelegenheyt, abzulassen, were fürgefallen; dann so lang durch Verbott des Rathes die Mess abgestellt gewesen, hatten sie eyn frei Leben gehabt und ohn alle Mühe ihr jürlich Einkommen für voll empfangen. Wie sie aber nuh widerumb zur Arbeyte, ist es anders eyne Arbeyt zu nennen, getrungen wurden, vermeynet man, es were ihnen solcher Fug nicht angemem gewesen, zuvorauss, dieweil sie gesehen, dass ihre Handthierung gemeynlich verlacht und verspott, mit Fingern auff sie gedeutet wurde, und darneben dem Volcke sehr verhasst weren. Nachdem nuh der Rath gefragt, fanden sie keynen Bürger daran schuldig (529 f.)“.

Der Bischof brachte, wie Sleidan im 22. Buche berichtet, die Angelegenheit vor ein höheres Forum:

„Vom Aufflauffe . . . beklaget sich der Bischoff bei dem Keyser. Dargegen thate der Rath durch ihren Gesandten kund, dass sie daran gar keyne Schuld hetten. Derhalben schribte der Keyser dem Bischoff und bevahle ihm, er sollte das unterlassen Werck widerumb anfahen und fortfahren. Aber der Bischoff ließe sich vorhin vom Rathe

versichern, dass man keynen Gewalt brauchen oder den Handel solte verhindern. Also fiengen sie letztlich auff den Pfingstag, welcher dazumale der vierundzwenzigst des Maien war, ihr Wesen widerumb an. In den ersten Tagen waren die Burgermaister und etliche Rathsherren im Mönster an eynem besonderen Orte, damit kein Unruh entstünde. Auch hatten die Pfaffen den Ort in der Kirche, da sie nach gehaltener Messe in die Sacristei oder Kleyderkammer gehen, mit Eisern Gittern vermacht, damit niemann näher möchte herbeigehen (534).“

Von nun an sollte der katholische Gottesdienst zu Straßburg nicht mehr gestört werden.

Wenn ein Mann von der Bildung und der Zurückhaltung Sleidans um die Mitte des 16. Jahrhunderts solche Vorgänge auf solche Weise darstellen konnte, so ersehen wir daraus, wie wenig noch jener Zeit der Toleranzbegriff aufgegangen war. Dieser sollte leider unserem Volke erst auf dem Umwege eines dreißigjährigen Kriegs gewonnen werden. Das Wort tolerantz ist im deutschen Wortschatz nicht vor dem Jahre 1694 nachgewiesen (vgl. Weigand. Deutsches Wörterbuch II. Gießen 1882. S. 908)¹⁾. Die Idee kann in Deutschland nicht viel früher Wurzel geschlagen haben. Jedenfalls lernte man bei uns in weiteren Kreisen von Toleranz nicht eher reden, als bis nach 1685 dem neuen Glauben zugehörige deutsche Fürsten und Städte, reichsgesetzlicher Bestimmungen ungeachtet, aus wirtschaftlichem Interesse gewerbefleißigen Hugenotten Aufnahme und freie Religionsübung gewährt hatten.

Anton Rindenschwender.

Von Oskar Herrigel.

Im Murgtal steht an der Straße von Gaggenau nach Ottenau mit dem Amalienberg als Hintergrund ein ungefähr zehn Meter hoher Obelisk aus rotem Sandstein. Er trägt die Inschrift: Dem Stifter des Amalienbergs, Beförderer des Landbaus, Gewerbefleißes und Handels seiner Gegend, Anton Rindenschwender, dankt Kurfürst Carl Friedrich MDCCCIII.

Achtlos gehen so viele an dem Denkmal vorüber. Wer es betrachtet und die Inschrift liest, weiß in der Regel von Anton Rindenschwender nicht mehr, als in den Stein gemeißelt ist. Und doch verdient gerade das Leben dieser vaterländischen Persönlichkeit auf Grund genauer Nachforschungen der Vergessenheit entrissen zu werden.

¹⁾ Sieh jedoch auch weigand D. Wtb. 5. Aufl. v. Hirt, Sp. 1050. P.

Der Vater Anton Rindenschwenders — sein Vorname war Johann — entstammte einer armen Familie in Tirol, die mit des Lebens Not schwer zu ringen hatte. Es war darum nicht möglich, ihn ein Handwerk lernen zu lassen, und so wurde er, wie so mancher andere, der zwei kräftige Arme, aber keine Mittel besaß, Holzmacher. Eines Tages griff er zum Wanderstabe und kam, Arbeit suchend, auch ins Murgtal. Von den tannen-umkränzten Höhen stieg er hinab in das von silbernen Wasseradern durchzogene Wiesengrün des Grundes und gelangte über Weißenbach, und Hördern in das untere Tal. Hier fand er Arbeit und zeichnete sich durch Fleiß und Sparsamkeit aus. Als echten Sohn Tirols zierten ihn Sitteneinfalt, Offenheit und Redlichkeit, und niemand wunderte sich, als Anna Fütter, die Tochter eines Gaggenauer Bürgers und Holzmachers, ihm, dem Fremden, die Hand zum Ehebunde reichte. Wahrscheinlich wohnten sie zuerst nicht in Gaggenau, sondern in irgend einem benachbarten Dorfe. Sie hatten es freilich nicht leicht, ihre vier Kinder rechtschaffen zu erziehen. Die Woche über war die Erziehung hauptsächlich der Mutter anvertraut, aber am Sonntag blieb Vater Hans daheim und prägte seinen Kindern schöne Sittensprüche ein. Oft hörte man ihn sagen, gute Kinderzucht sei der Eltern Trost und Ehre, den Kindern der größte Reichtum.

Der wol 1722 (nicht in Gaggenau) geborene Sohn Anton wuchs zu einem frischen und kräftigen Knaben heran. Kaum war er fünf Jahre alt, so musste er dem Vater das Essen in den Wald tragen, unbekümmert darum, ob die Sonne freundlich lachte oder schwere Regenwolken am Himmel hingen. Schon in seinem zwölften Lebensjahre wurde der aufgeweckte Junge 1734 ein Wohltäter des Murgtals. Während z. B. in den Rheingegenden bereits mit dem Anfang des 18. Jahrhunderts die Kartoffeln (Grundbirnen oder Erdäpfel genannt) bekannt waren, wusste man in unserem Lande nur wenig davon. In dem württembergischen Grenzdorfe Loffenau (bei der Teufelsmühle) wurden jedoch viele Äcker mit Kartoffeln bepflanzt, so dass zum Ausmachen fremde Hilfskräfte gesucht wurden. Anton begab sich sofort dorthin und sagte: „Ich will keinen Geldlohn, aber Grundbirnen für meine Eltern und Geschwister, so viel Ihr glaubt, dass ich mit meiner Arbeit verdienen möchte“. Mit fünf Körben kehrte er nach Gaggenau, wo nunmehr die Familie wohnte, zurück und führte da den Kartoffelbau ein. Noch 1769 war man in unserem Lande darin so wenig voran, dass unter dem Titel „Vom ökonomischen Brodte“ im Karlsruher Wochenblatt eine Volksbelehrung veröffentlicht wurde, man könne nach einem Verfahren des Chevalier Mustelaus Kartoffeln und Mehlauch Brot backen, um den Anbau zu fördern.

Anton war nun groß genug, um sein Brot selber verdienen zu können. Er verdingte sich auf einige Jahre als Viehknecht an den Fuhrmann Michael Klump in dem benachbarten und flussaufwärts gelegenen Dorfe Ottenau. Wie bescheiden waren in jener Zeit die Löhne! Als Jahreslohn bekam er einen Kittel und Hosen aus Zwillich, ein Brusttuch, ein werkenes (= gewirktes) Hemd, einen schwarzen Halsflor (= Halstuch) und einen Reichstaler nebst Kost. Natürlich musste Anton bei den häuslichen Arbeiten und im Feldgeschäft tüchtig mithelfen und hatte auch Fuhren auf größere Entfernungen auszuführen. Da er weder lesen noch schreiben konnte, suchten ihn die Kinder seines Dienstherrn in die Geheimnisse des Abc einzuweihen. Einige Jahre später finden wir ihn wieder in Gaggenau. Mit seinem Vater zog er als Holzhauer in die Wälder, um die Schwarzwaldtannen zu fällen, die dann als „Holländerholz“ bis nach Holland geflößt wurden. Infolge eines Unfalls war der Vater lange krank, bis der Tod ihn am 1. Februar 1745 im Alter von 60 Jahren erlöste. Der Sohn war jetzt die einzige Stütze der Familie und tat in treuer Sorge alles, was in seinen Kräften stand. Um mehr Geld zu verdienen, trat er in dem etwa zwei Stunden entfernten Weißenbach in den Dienst eines Holzhändlers namens Böhringer, wurde bald Oberknecht der Holzhauer und zuletzt Meisterknecht, machte sich mit dem Holzhandel gründlich vertraut und durfte auch selber Bäume kaufen und mit Gewinn verkaufen. Dadurch legte er den Grund zu seinem späteren Reichtum. Er verheiratete sich mit einem armen herzensguten Mädchen, Franziska Wolf von Oberweier. Aus dieser Ehe gingen 12 Kinder hervor. Auf einem Floße fuhr er auch einmal bis nach Holland hinab und sah sich dort den Schiffsbau usw. an. Infolge seiner Tüchtigkeit und Umsicht wurde er von dem Holzherrn der Böhringerschen Spedition, van Derwen in Amsterdam, als Faktor (Geschäftsführer) angestellt und erhielt 500 Gulden im Jahre, so dass er sich in Gaggenau ein Häuschen, Äcker und Felder erwerben und seinen eigenen Holzhandel beträchtlich erweitern konnte.

Das Ansehen Rindenschwenders wurde rasch so groß, dass die Gemeinde Gaggenau ihn zum Schultheißen (Bürgermeister) wählte. Sein rastlos tätiger und energisch vorwärtsdrängender Geist hatte nun die Möglichkeit, in ganz besonderer Weise auch gemeinnützig zu wirken. Er ließ Dämme und Mauern an der Murg errichten, die so friedlich dahin fließt, aber bei Hochwasser sich in einen reißenden Strom verwandelt. Dem Boden gewann er urbares Land (im ganzen 126 Morgen = 4536 Ar) ab und führte die Wiesenbewässerung ein. Durch seine Bemühungen erhielt auch die Landstraße

murgaufwärts wesentliche Verbesserungen. Infolge seiner ausgedehnten Geschäftsbeziehungen war es ihm möglich, mit dem fürstbischöflichen Hof in Bruchsal, der Markgrafschaft Baden, der Kurpfalz, dem Bistum Straßburg usw. Handelsverträge abzuschließen und sein Vermögen bedeutend zu vermehren. Seine großen Verdienste fanden die Anerkennung des Markgrafen Ludwig Georg, der ihn durch ein in der Residenzstadt Rastatt gegebenes Dekret vom 27. Juni 1758 für seine dem fürstlichen Ärar „zerschiedentlich veranlassten Vorteile und geleisteten ersprißlichen Dienste“ das Prädikat als Oberschultheiß mit dem Rang vor anderen Schultheißen verlieh. Das war in jener Zeit eine seltene Auszeichnung; 1780 wurde auch Schultheiß Laiblin von Friesenheim zum Oberschultheißen ernannt. Nach dem Tode seiner Frau heiratete Rindenschwender in zweiter Ehe Sabine Lump, die brave Tochter eines wohlhabenden Forstmeisters in Ettlingen. Auch diese Ehe war mit 12 Kindern gesegnet.

Am 30. April 1768 verkaufte Franz Anton Dürr, Bürger und Schiffer zu Hörden, an den Oberschultheißen Rindenschwender und dessen Erben seinen „Eigenthümblichen halben Schifferhandel (= Anteil) sambt dem dazu gehörigen halben Theil an Seegmühlen, Waldungen, Zeichen, Recht und Gerechtigkeiten“ zum Kaufpreis von 14000 Gulden. Dieser Schifferhandel, den die Hochstift Speyerische Regierung nur unter gewissen Bedingungen bestätigte, wurde in der üblichen Weise in das damals in Gernsbach im Rathaus aufliegende und heute noch erhaltene „Gewährbuch“ eingetragen. Damit war Rindenschwender in die für die Wirtschaftsgeschichte des Murgtals so bedeutsame Murgschifferschaft der Grafschaft Eberstein (= heutiger Bezirk Gernsbach) aufgenommen, die seit 1488 den Holzhandel in diesem rauhesten Teile des nördlichen Schwarzwalds lange Zeit ganz beherrscht und später wenigstens stark beeinflusst hat. Sie besass von Forbach an die großen Waldungen im Gebiet der Murg und gewährte ihren Mitgliedern Anteil am Holz (Weiß- und Rottannen, Föhren, Laubholz, Buchen) und das Recht, in bestimmter Reihenfolge aus Sägeklötzen eine gewisse Anzahl Borde (Bretter) auf ihren gemeinsamen Sägmühlen schneiden zu lassen (Bordschnittsgerechtigkeit). Nach einer unter Markgraf Georg 1753 getroffenen Übereinkunft stand der Gernsbacher Schifferschaft das ausschließliche Recht zu, „Sägmühlen an der Murg zu erbauen, Schneidwaren auf derselben zu verflößen, das in den Kommun- und Heiligenwaldungen im Murgtal sich ergebende Sägholz allein anzukaufen“. Die Stämme wurden für die Pfahlroste und den Schiffbau nach Holland geflößt, die Sägeklötze in Bretter zersägt und der Rest als

Scheitholz verwendet. Ein Floß bestand in der Regel aus „Holländerholz“ und etwa 1500 Brettern. In Mannheim wurde diese Holzfestung vergrößert, so dass sie etwa 2700 Meter lang war und über 200 Männer benötigte, um 50 Ruder in Bewegung zu setzen.

Das Holz der Genossenschaft wurde durch die Axt mit „Haupt- und Schwartenzeichen“ versehen, die in dem „Gemeinen Zeichenbüchel“ eingetragen waren. Durch seinen Kauf erhielt Rindenschwender 14656 Bordschnittsgerechtigkeiten an „aufrechten“ und 31957 an „niedergefallenen“ Sägmühlen, d. h. solchen, die eingegangen waren, aber wie die Kuxe einer Grube weitergehandelt wurden, da sie wiederhergestellt werden konnten. Neben ihm waren die angesehensten Teilhaber Kaz, Kast und Weiler. 1775 erwarb sich Rindenschwender einen neuen Schiffshandel. Die Schifferschaft hatte im Jahre 1800 an der Murg 9 Sägmühlen mit 22 Gängen. Die Summe der Gerechtigkeiten betrug 360800. Es besaßen z. B. Rindenschwender 38636, sein Sohn Ulrich 5826, Kaz 47338 und Kast 38636 Gerechtigkeiten. Mehr als 120000 Gulden kamen jährlich durch die Murgschifferschaft ins Land. Heute noch besteht mit dem Verwaltungssitz in Gernsbach die Murgschifferschaftliche Kasse, die über 5029 Hektar Waldungen (Schifferwald) verfügt. Sie werden vom großh. Forstamt in Forbach bewirtschaftet und sind Eigentum der Genossenschaft, woran die einzelnen Mitglieder Nutzungsrechte haben. Vom badischen Staat ist die Hälfte des ganzen Rechtsbesitzes angekauft worden. Seit 1894 wird die Flößerei auf der Murg nicht mehr betrieben.

Rindenschwender baute 23 Häuser, 28 Nebengebäude, einige Ziegeleien und gründete für die Glasfabrikation Pottaschesiedereien. In ihnen wurde Pottasche (kohlen-saures Kali) aus Holzasche in der Weise dargestellt, dass man die Asche in großen hölzernen Mulden auslaugte, die Lauge in gußeisernen Kesseln verdampfen ließ und die rückständige braune Salzmasse kalzinierte, d. h. zur Entfernung von Wasser und zum Verbrennen organischer Substanzen ausglühte. Den in Pacht genommenen Betrieb eines Glasofens, der auf dem Mittelberg, einem kleinen Weiler auf dem bewaldeten Höhenzug zwischen der Alb und Murg (zwischen Frauenalb-Michelbach-Gaggenau), stand, gab er auf und legte auf angekauftem Gemeindefeld 1773 die Glashütte Gaggenau mit über 30 Wohnungen und einer Sägmühle an, nachdem er sich die Nutzbarmachung der Murgwasserkraft und der Ton- und Glas-sandgruben am Fuße des Eichelbergs gesichert hatte. Fabriziert wurde weißes und grünes Glas, z. B. Medizingläser, die weite Verbreitung fanden. Es kamen hinzu einige Oelstampfen

mit drei eisernen Schraubenpressen, eine Glasschleife, einige Gipsstampfen und eine Schleifmühle zum Schärfen des Geschirrs. Alle laufenden Werke wurden vom Wasser der Murg bewegt. Nach einer Beschreibung des Gernsbacher Oberforstrats Jägerschmid bestand im Jahre 1800 das ganze Anwesen aus vielen Gebäuden, die von 240 Personen bewohnt waren, dass man in der Ferne glaubte, ein kleines Dorf zu erblicken. So fanden zahlreiche Menschen durch Rindenschwender ihren Lebensunterhalt.

Nach seinem Tode wurde die Glashütte von den Erben weitergeführt, kam aber 1869 in Konkurs und wurde dann von der Firma Kirner & Co. weiterbetrieben. Im Herbst 1910 kauften die Gaggenauer Eisenwerke sie an und wandelten sie in eine große Eisen- und Metallgießerei um. Damit war auch die letzte Glashütte des Schwarzwalds eingegangen.

Das Lieblings- und Meisterwerk Rindenschwenders war die kühne und kostspielige Urbarmachung des Amalienbergs. Es ist dies ein am linken Murgufer gelegener und 187 Meter hoher Porphyrfels mit prächtiger Aussicht, der damals besonders mit Heidekraut, Ginster und Dornen bewachsen war und den Namen Hilfert (Hilfurth) führte. Zuerst erwarb der unermüdliche Oberschultheiß Neubruchboden am Fuße des Berges und schuf ihn in Äcker und Rebgeleände um. Dann kaufte er der Gemeinde den Berg ab, und nun begann in den 1780er Jahren eine emsige Tätigkeit. Unzählige Hände fanden Arbeit. Mit Pulver wurden Felsstücke abgesprengt, so dass Terrassen geebnet werden konnten, Schutzmauern errichtet, Hügel abgegraben, Tiefen ausgefüllt. Über einen Meter hoch wurde gute Gartenerde aufgeschüttet. Die Kosten für den Arbeitslohn und die Fuhren betragen über 100000 Gulden, aber bald wuchsen auf dem etwa 80 Morgen (= 2880 Ar) großen Landgut, das durch eine hergeleitete Quelle gutes Wasser erhielt, Obstbäume und Reben, und fruchtbare Äcker wechselten mit saftigen Wiesen. Von der Höhe schaute ein stattliches Wohnhaus mit Trotte, Scheuern, Ställen usw. in das Tal. Hier wohnte Rindenschwender, der sich inzwischen in dritter Ehe mit Maria Anna Fütter aus Gaggenau, die ihm sechs Kinder schenkte, vermählt hatte. Erbprinzessin Amalie besuchte ihn dort, und ihr zu Ehren heißt seitdem der Berg Amalienberg. Auch Erbprinz Karl Ludwig und Prinz Friedrich kamen oft mit ihren Gemahlinnen zum Sommeraufenthalt dahin. Am 27. Juli 1797 meldete das „Allgemeine Intelligenz- oder Wochenblatt für sämtlich-Hochfürstlich-Badische Lande“, dass Serenissimus gnädigst geruht habe, den Oberschultheißen Anton Rindenschwender zu Gaggenau „zur Bezeugung der für ihn hegenden gnädigsten

Gesinnungen und wegen seiner schon seit vielen Jahren erprobten praktisch-ökonomischen und technologischen Kenntnisse“ den Charakter eines fürstlichen Ökonomierats unterm 30. Juli zu erteilen.

Trotz seines Alters trug sich Rindenschwender mit neuen gemeinnützigen Plänen. Er trat in Verbindung mit dem Kloster Frauenalb und brachte in der Alb durch Ausräumung und Stauung eine Wasserstraße zustande, so dass das Scheiterholz und auch größere Flöße auf der Alb bis Rüppurr und von hier durch einen Kanal in den durch Karlsruhe fließenden Landgraben zum Rhein geführt werden konnten.

So hatte Anton Rindenschwender sich aus eigener Kraft durch Intelligenz, Energie und Glück aus einem armen Holzhauer zum reichen Gutsbesitzer und Fabrikherrn heraufgearbeitet und war der Wohltäter des Murgtals geworden. Durch sein menschenfreundliches und stets hilfbereites Wesen gewann er sich alle Herzen. Seine schrankenlose Gastfreundschaft war weit und breit berühmt, und bei den vielen Besuchen, die er von nah und fern bekam, ließ er gerne die Gulden springen. Als er am 5. Mai 1803 im Alter von 81 Jahren starb, betrauerte die Familie einen treubesorgten Vater und das Land einen seiner größten und besten Bürger. Er hinterließ ein Vermögen von über 200000 Gulden. Der Aufschwung, den Gaggenau genommen hat, ist in erster Linie ihm zu verdanken. 1680 noch ein Dörfchen von 26 Familien, hatte der Ort im Jahre 1803 nahezu 700 Einwohner, und heute sind es über 3000. Sein Grab befindet sich an der Kirche von Rotenfels (Gaggenau war damals kirchliches Filial der katholischen Pfarrei Rotenfels) und ist unter den übrigen Gräbern der Familie Rindenschwender wahrscheinlich dasjenige, auf dem ein Denkmal, heute ohne Namen, steht.

Nach Rindenschwenders Tode brachen unerquickliche Streitigkeiten unter den Erben aus. Da griff Kurfürst Karl Friedrich ein und erließ folgendes Schreiben:

„An die sämtlichen Erben des sel. Herrn Ökonomie-Rats Rindenschwender.

Ich habe beschlossen, Ihrem verdienstvollen Vater ein Denkmal errichten zu lassen, und eröffne Ihnen solches, da ich vernehme, dass Sie zur Inventur und Teilung nach dem väterlichen Testament in Gaggenau versammelt sind, um Ihnen zu empfehlen, durch friedliche Erbteilung des Seligen Asche zu ehren. Erfreulich wird es mir sein, bald von der durchaus gütlichen Vollendung des Geschäfts durch Sie

benachrichtigt zu werden. In dessen sicherer Erwartung bleibe ich forthin

Carlsruhe,
den 18. Nov. 1803

Ihr wohlaffektionierter
Carl Friedrich, Kurfürst.“

Infolge der Bemühungen des Freiherrn von Drais, Geheimrats und Hofrichters in Rastatt, und der Obervögte von Lassolaye und Spinner kam zwischen den Erben ein Vergleich zustande, der durch eine Abordnung der Söhne des Verstorbenen beim Kurfürsten angezeigt wurde. Bald darauf ließ Oberbaudirektor Weinbrenner das Denkmal aufstellen. In dem Karl Friedrich vorgelegten Entwurf der Inschrift hatte es geheißen: „Dem Schöpfer des Amalienbergs“; der Kurfürst bemerkte aber in seiner religiösen Gesinnung, es möge ein anderes Wort statt „Schöpfer“ gewählt werden, da er diese Bezeichnung immer nur von Gott selbst und nie von einem Geschöpf gebraucht habe. Auf dem Amalienberg veranstalteten die Erben ein Vereinigungsfest, zu dem sogar Geheimrat von Drais folgenden Rundgesang dichtete:

Amalienberg! du blühst zum Fest der Brüder.

Ob's auch der Vater sieht?

Dann schwebt ein Geist der Seligen hernieder,
Entzückt von unserm Lied.

O Einigkeit! du reiner Quell von Freuden,
Schenk unsre Becher voll!

Die Sorge fort: wer über Euch entscheiden,
Wer Zwietracht bannen soll?

Carl Friederich entschied in Seinem Tone;

Die Freunde boten Rat;

Und bald verwebt', in jedem treuen Sohne,
Sich Liebe mit der Tat.

Nun träufelt mild auf seine fetten Auen

Des Vaters Segen ab.

Sein Geist mit Euch! — und Kindeskindern schauen
Frohlockend auf sein Grab.

Hört! — aus der Murg, die an dem Denkmal rauschet,
Welch ew'ge Stimme tönt:

Ein Mann von Kraft hat die Natur belauschet
Und Berg und Tal verschönt.

Über das Fest selbst berichtet das Rastatter Wochenblatt vom 14. Juni 1804: „Dieses Vereinigungsfest wurde auch den 10. Juni wirklich mit der Pracht des Bacchus und dem Geschmack der Grazien gefeiert. Mehr als 60 Gäste speisten, unter Begünstigung der schönen Witterung, auf dem Amalienberg, in einer grünen, mit Rosen besäten und guirlantierten Laube, welche die Aussicht auf die Murg und auf alle Reize des Tales gab, in ihrer Mitte aber Karl Friedrichs Bildnis umfasste. Musik und Freudenschüsse erhoben den Rundgesang und die verschiedenen Toasts, welche den durchlauchtigsten

Kurfürsten und Seine Familie an der Spitze, die Rindenschwenderische Familie in der Mitte und die Bewohner des Murgtals (welche zu Hunderten umherstanden) am Schlusse führten. Tanz und ländliche Ergötzungen mit ihrem heiteren Anstrich beschlossen nach Mitternacht das Fest.“

Die Verwaltung der Güter übernahmen die beiden ältesten Söhne aus erster Ehe, Ulrich (geboren am 19. Oktober 1751 und gestorben am 9. Juli 1834 an Altersschwäche, wie das Totenbuch vermerkt) und Johann (geboren im Dezember 1754 und gestorben im April 1825). Aber schon im Februar 1805 schrieb Ulrich Rindenschwender im Provinzialblatt der badischen Markgrafschaft den Verkauf oder die Verpachtung des Amalienbergs aus. Die weitere Geschichte der Nachkommen Anton Rindenschwenders ist wenig erfreulich. Auf's neue brachen große Streitigkeiten aus, die sogar gerichtlich geschlichtet werden mussten. Infolge dieser unseligen Zwietracht zerfiel allmählich, was der Vater mühsam erarbeitet hatte. Ein Sohn Ulrichs war der Rechtsanwalt und Landtagsabgeordnete J. Rindenschwender in Rastatt, der 1848 an der Revolution sich beteiligte und deshalb Baden verlassen musste. Rasch verarmten die noch übrigen Nachkommen und starben aus. Mit dem 1873, also 100 Jahre nach Erbauung der Glashütte erfolgten Tode der 85 Jahre alten Witwe Acker, einer Enkelin des Gaggenauer Ökonomierats, die das ganze Leid des Niedergangs durchgekostet hatte, erlosch die einst so gefeierte Familie Rindenschwender.

Zur Literatur.

Im Jahre 1811 erschien in Macklots Hofbuchhandlung in Karlsruhe die Schrift „Leben und Thaten der drey Bürger Badens: Jakob Kast, Johann Niklaus von Nidda und Anton Rindenschwender“. Des letzteren Biographie steht S. 55 bis 80 und trägt die Überschrift „Lebens-Beschreibung des Badischen Oekonomie-Raths Anton Rindenschwender zu Gaggenau, ohnweit Rastadt — gesammelt von dem Pfarrer Bulinger zu Seelbach bey Gernsbach, — in die gegenwärtige Darstellung gebracht von dem Geheimen-Rath und Oberhofrichter Freyherrn von Drays“. Nach der „Geschichte der Regierung und Bildung von Baden unter Carl Friederich vor der Revolution“ von Freiherrn von Drajs, Karlsruhe 1818, Band 2, Beilagen S. 108 sowie nach C. Meerwein „Grundstein zu einem Ehrendenkmal für die um Badens Landeskultur verdienten Männer“, Karlsruhe 1822, S. 134, ist diese Biographie aus dem „Badischen Landkalender“ abgedruckt. Unter den in der Hof- und Landesbibliothek noch vorhandenen alten Kalendern war er jedoch nicht zu finden. Es wird wol „Der Rastatter Hinkende Both. Oder: Großherzoglich-Badischer Landkalender“, vielleicht auch der „Kurfürstlich-Badischer gnädigst privilegirter Land-Kalender der mittlern Markgrafschaft Baden“, gedruckt in Rastatt, gewesen sein. Dafür konnte ich feststellen, dass die von Pfarrer Bulinger verfasste Lebensbeschreibung zuerst im Rastatter Wochenblatt 1803 Nr. 10, S. 88—92, und Nr. 11, S. 99—104, erschienen ist. Ihr Titel lautet „Biographie des den 5. Mai 1803 verstorbenen kurfürstl. badischen

Oeconomieraths, Herrn Anton Rindenschwender zu Gaggenau, unweit Rastatt; theils aus seinen eigenen Erzählungen, theils aus den Zeugnissen bewährter Männer gezogen; gesammelt von Herrn J. N. Bulinger, Pfarrer zu Sellbach“. Angefügt ist am Schluss ein Distichon des Freiherrn von Drais: „Thätiger Geist! wohlthätig und nutzend und Schönheit empfindend! Freundlich erscheinst du noch — auf dem Amalien-Berg“. Vermutlich von Drais selber rührt der Nachtrag im Rastatter Wochenblatt 1804 Nr. 24, S. 237—240, her: „Feyer des Andenkens an Anton Rindenschwender, kurfürstlich-badischen Oeconomierath in Gaggenau, und an den Geist des Friedens seiner Erben“. Die Biographie Bulingers ist mit dem Nachtrag dann zuerst im Kalender und später mit einigen leisen redaktionellen Änderungen in der Schrift „Leben und Thaten der drey Bürger Badens usw.“ abgedruckt worden. Hierauf gründen sich auch die kurzen Darstellungen in den genannten Werken von Drais (Band II, Beilagen S. 104—108) und von Meerwein (S. 134—136). Dem „Haus Rindenschwender“ hat Rudolf Boss im Rastatter Tagblatt 1902, Nr. 202, 1. Sept. bis Nr. 206, 5. Sept. mehrere Artikel gewidmet und namentlich die Geschichte der Nachkommen aus genauer Kenntnis erzählt. Pfarrer Bulinger und die von ihm abhängigen v. Drais und Meerwein lassen Rindenschwender am 28. Januar 1725 in Gaggenau geboren sein, Boss jedoch 1722 im Murgtal. Nach Mitteilung des katholischen Pfarramtes in Gaggenau bzw. Rotenfels ist in den Taufbüchern von 1720 an der Name Anton Rindenschwenders gar nicht zu finden, so dass Boss wohl recht hat. Das Jahr der Ernennung zum Oberschultheißen soll nach v. Drais, Meerwein und Boss 1764 gewesen sein; das ist sicher falsch. Nach dem „Aufnahmsdekret“ (Abbild. in den Monatsbl. des bad. Schwarzwaldvereins XIV [1911] S. 16 u. 17) erfolgte die Ernennung am 27. Juni 1758. Das nirgends berichtete Jahr der Ernennung zum Ökonomierat (1797) ergab sich aus dem „Allgemeinen Intelligenz- oder Wochenblatt für sämtlich-Hochfürstlich-Badische Lande“. Für die Murgschifferschaft kommen in Betracht: K. F. V. Jägerschmid, Das Murgtal, Nürnberg 1800 (mit Abbildung der Haupt- und Schwartenzeichen), A. Emmighaus, Die Murgschifferschaft in der Grafschaft Eberstein im unteren Schwarzwalde, Jahrbücher für Nationalökonomie und Statistik, 1870, Band 15, Seite 1 bis 96, und Eb. Gothein, Entstehung und Entwicklung der Murgschifferschaft, Zeitschrift für die Geschichte des Oberrheins, 43, neue Folge Band IV (1889), S. 401—455. Über den Holzhandel im Schwarzwald orientiert auch die Schrift „Leben und Thaten der drey Bürger Badens usw.“ S. 75—80. Endlich ist zu nennen Th. Tusch, Die letzte Glashütte des Schwarzwaldes, Monatsblätter des badischen Schwarzwaldvereins XIV (1911) Nr. 2, S. 14 und 15. Das Denkmal Rindenschwenders ist abgebildet in der Schrift „Leben und Thaten usw.“ (Beschreibung des Kupferstichs S. 83 und 84), bei E. Fischer, Album forst- und waidmännischer Denkmale aus dem Großherzogtum Baden, Karlsruhe 1854, Tafel 16, und nach einer Photographie in dem Aufsatz von Th. Tusch, S. 15.

Sitten, Gebräuche und Aberglaube zu Weisweil im Breisgau.

Von Ernst Zoberst.

Die folgenden Aufzeichnungen sind eine Schülerarbeit aus dem Jahr 1910, die mir durch Herrn Prof. Dr. Fundinger an der Freiburger Oberrealschule zur Verfügung gestellt wurde. Man wird daher den etwas ungelenten Stil entschuldigen müssen. Der Inhalt wird aber wol gern als Beitrag zur Volkskunde des Breisgaus aufgenommen werden. Das evangelische, markgräfliche Dorf Weisweil (mundartlich Wisswiil) liegt nördlich vom Kaiserstuhl in der Rheinebene, ohne Bahnverbindung, doch an einer von Kenzingen aus westwärts ins Elsass führenden Landstraße. Es wird zuerst im 12. Jahrhundert genannt. Seine ehemalige Zugehörigkeit zum elsässischen Kloster Ebersheimmünster, von welcher noch die prächtige Mauritiusstatue auf dem Weisweiler Altar zeugt (F. X. Kraus, Schauinsland XIII, 4), wird aus einer sagenhaften Schenkung des Herzogs Atichius von 824 hergeleitet. Spätere Landherren waren Uesenberg und Hachberg, endlich Baden-Durlach. In Weisweil war auch eine Burg, nach welcher sich ein Dienstadel der Grafen von Urach-Freiburg nannte. In neuerer Zeit ist Weisweil bekannt durch den großartigen Wirtshausschild des Gasthauses zum Erbprinzen mit dem Bilde des Sohnes Karl Friedrich, des Prinzen Karl Ludwig von Baden. (H. Sussann, Schauinsland XVIII, 45.) Weisweil ist wesentlich Bauernort. Die Frauentracht, die in neuerer Zeit wieder lieber getragen wird, gehört zur Markgrafschaft. Der Beantwortung unseres Fragebogens durch Herrn Pfr. Wimmer 1895 entnehme ich einige am Schluss beigefügte Ergänzungen. F. Pfaff.

In dem Dorfe Weisweil hat sich noch sehr viel von alten Sitten und Gebräuchen erhalten. Was sich im Dorfe einmal eingebürgert hat, verschwindet nicht so leicht wieder. Mit Zähigkeit hängt man an dem Alten und Gewohnheitsmäßigen fest, und daher kommt es auch, dass heute noch Sitten und Gebräuche bestehen, die zum Teil uralt sind und deren Bedeutung meistens nicht mehr bekannt ist.

Diese alten Dorfsitten und Gebräuche finden sich besonders bei Festlichkeiten, welcher Art diese nun sein mögen. Da wäre zunächst das Neujahrsfest zu nennen. Auf Schlag zwölf Uhr, wenn die Glocke das Scheiden des alten Jahres ankündigt, krachen, soweit es die Polizei erlaubt, aus Straßen und Gässchen die Neujahrsschüsse. Diese rühren von jungen Burschen her, die ihrem „Schatz“ den Neujahrsglückwunsch auf diese Weise darbringen. Wird der Schuss angenommen, so öffnet sich dem Burschen die Türe des Hauses, wo das Mädchen, das wol auf diese Ehrung wartete,

den Kaffee bereitet hat, zu dem dann noch der Neujahrsschütze eine riesige Neujahrsbrezel mitbringt. Unter Beisein der Eltern verbringt das Pärchen in fröhlicher Stimmung die ersten Stunden des neuen Jahres. Kaum haben sich am Neujahrstag-Morgen die letzten Schläfer von ihrem Lager erhoben, da entwickelt sich auch schon ein reges Leben in den Straßen des Dorfes. Die Kinder und auch ältere Frauen ziehen von Haus zu Haus und wünschen das neue Jahr an. Dabei gehen sie meistens allein, aber auch in größeren Gruppen, und in jedem Haus sagen sie ihren Glückwünschvers, der bisweilen auch noch gesungen wird, und für den sie dann eine Belohnung erhalten. Der gebräuchlichste Vers ist folgender:

„Ich singe (wünsche) Euch ein neues Jahr und einen neuen Segen.
Der liebe Gott erhalte Euch mit noch viel langen Jahren,
Und gebe Euch den grünen Strauß des Friedens, Freud und Kronen.“

Von ihrer „Gotti“ erhalten die Kinder eine große Brezel. An Neujahr findet auch der Gesindewechsel statt. Knecht und Magd verrichten am Neujahrstag Abend zum ersten Mal ihre Arbeit im neuen Diensthause. Am nächsten Tag ist dann „Bündelestag“, an dem Knecht und Magd, die in eine Stelle zusammenkommen, ihre Kleider und was sie sonst noch haben „bündeln“, wobei sie mit Pferd und Wagen des neuen Meisters durch das ganze Dorf fahren und dabei auch die Wirtschaften nicht vergessen. Diese Rundfahrt kommt der Magd oft teuer zu stehen, da sie dabei alle Unkosten bezahlen muss.

Eines der fröhlichsten Feste für die Dorfjugend ist das Pfingstfest. Schon in aller Frühe lässt sich am Pfingstmontag Morgen in den Straßen ein wirres Durcheinander von Tönen und dazwischen das Klingen von Glöckchen vernehmen. Mit Fahnen, deren Stange, die sogenannten „Scheggen“, durch stellenweises Losschälen der Rinde verziert sind, und an deren Spitze ein buntbemalter Papierbogen flattert, zieht die Dorfjugend von Fenster zu Fenster, um zu „hoppen“. Unter Aufsagen von Sprüchen, in denen sie die Leute um eine Gabe angehen, strecken die Kinder die Fahnen zu den Fenstern hinein. Aus mehreren Kinderkehlen zugleich ertönt der alte Bettelvers:

„Hopp, hopp, nomol hopp.
Gem'r au en Ei oder zwei,
Oder e Löffili voll Anke,
I' will mi' schön bedanke;
Oder e Stückli Speck
Oder i gang ich nimi vom Fenster weg.“

Neben dem Gewünschten reichen die Leute ihnen neuerdings auch Geld hinaus. Das Läuten, das sich zwischen

dem Aufsagen der Sprüche vernehmen lässt, rührt von dem „Pfungstkäs“ her. Aus großen Wasserbinsen wird eine Art Käfig hergestellt, der nach oben spitz zuläuft. Man befestigt die Binsen auf Weidenreifen, die nach oben zu immer kleiner werden. Das Aeußere dieses ungefähr ein und ein halb Meter hohen Gestells wird schön mit Blumen verziert. Den Namen Pfungstkäs hat man sich aus dem Wort Pfungstgehäs zu erklären, welches gleichbedeutend ist mit Pfungstkleid. Ein größerer Junge trägt den Pfungstkäs im Dorfe herum. Dabei ist der Träger aber vollständig unsichtbar, und nur fortwährendes Läuten mit einem Glöckchen macht die Leute auf sein Herannahen aufmerksam. Ein anderer Junge läuft nebenher, in ein weißes Hemd gekleidet, und auch wie die Kleineren mit einer Fahne ausgerüstet, und nimmt die Gaben in Empfang. Und gerade diesen Gaben ist es wol zuzuschreiben, dass sich das Pfungsthoppen so ausgedehnt erhalten hat.

Ein Fest, bei dem es auf dem Dorfe am ausgelassensten hergeht, ist die Kirchweih, die ihren kirchlichen Charakter ganz verloren hat. Sie dauert zwei Tage. Am Samstag-Abend versammeln sich die Burschen in dem Wirtshaus, in dem Kirchweih gefeiert wird, um dem Wirt bei der Vorbereitung auf das Fest zu helfen. Am nächsten Tag kommen sie dann mit ihren Mädchen, und bis in die späte Nacht hinein wird getanzt. Der letzte Tanz ist gewöhnlich der „Hammeltanz“. Ein Schaf ist in der Mitte des Tanzlokals an einem Pfeiler angebunden. Darüber brennt eine Kerze, an deren unterem Ende eine Schnur mit einem Trinkglas befestigt ist. Die Teilnehmer und Teilnehmerinnen stellen sich paarweise hintereinander auf; doch darf immer nur ein Paar tanzen. Das setzt sich so der Reihe nach fort, bis die Kerze den Faden durchbrennt, und infolgedessen das Glas auf den Boden fällt. Das Paar, das gerade tanzte, hat das Schaf gewonnen. Am nächsten Tage ziehen die Burschen durch das Dorf, vornher geht das Schaf und den Schluss des Zuges bildet das „Rad“. Es ist dies ein Vergnügen sonderbarster Art. Auf einem Brett ist in schiefer Richtung eine Achse mit einem Wagenrad befestigt, das auf einer Seite den Boden berührt, so dass es sich beim Fortbewegen dreht. Das Brett wird von einem Pferd gezogen, und abwechselnd legen sich zwei Burschen auf das laufende Rad, indem sie sich an der Achse festhalten. Am darauffolgenden Sonntag findet das „Hammelessen“ statt, wozu alle, die am Tanze teilnahmen, eingeladen sind. Damit wird dann die Kirchweih begraben.

Hochzeitsgebräuche. Eine Hochzeit nach herkömmlicher Art dauert drei Tage. Schon vierzehn Tage vor der

Hochzeit werden die „Ehrengesellen“ und die „Ehrenjungfrauen“ bestimmt. Es sind gewöhnlich vier bis sechs Paare. Sie helfen bei der Vorbereitung zum Feste, denn schon acht Tage vor dem Hochzeitsfeste wird das elterliche Haus der Braut ausgeräumt, um Platz für die Gäste zu schaffen. Die Ehrengesellen holen aus den Wirtschaften Stühle und Tische und stellen sie im Hochzeitshause auf, während die Mädchen aus den Wirtschaften das nötige Geschirr zusammentragen. Alle Leute, die es irgendwie machen können, bringen Beiträge zur Hochzeit, bestehend aus allerlei Materialien zum Backen. Ein reges Leben entfaltet sich jetzt im Hochzeitshause, denn alle Verwandten des Brautpaares haben sich eingefunden, um beim Backen und den sonstigen Vorbereitungen zum Feste zu helfen. Das Hochzeitsfest ist meistens auf einen Dienstag oder Donnerstag gelegt. Am Tag zuvor geht das Brautpaar feierlich gekleidet zu Verwandten und Freunden, bei ganz großen Hochzeiten auch zu allen Leuten, um sie zum Feste einzuladen. Die Kleidung der Braut ist bis ins einzelne bestimmt und besteht in der Hauptsache aus einem schwarzen Kleid, und wie auch die der Ehrenjungfrauen aus Halstuch, Schürze und „Hörnerkappe“. Sowol das Hochzeitspaar, wie auch Ehrengesellen und Ehrenjungfrauen tragen während des Hochzeitstags ein Rosmarinsträußchen in der Hand. Aus der Kirche bewegt sich der Zug wieder nach dem Hochzeitshause. Das Brautpaar geht hinein, um den Segen hineinzutragen, und dann geht die ganze Hochzeitsgesellschaft, nur die älteren Leute ausgenommen, in irgend ein Tanzlokal zum Tanz. Den ersten Tanz tanzt das Hochzeitspaar. Von hier kehrt man dann in das Hochzeitshaus zurück, wo reichhaltig gedeckte Tische der Gäste warten. Bis abends wird gegessen und getrunken; bei allen Hochzeiten wird dieselbe Reihenfolge von Speisen eingehalten. Die einzige Unterbrechung des Festschmauses bildet das „Sacktuchrennen“, wobei die „Ehrengesellen“ um ein Taschentuch, das eine entfernt stehende Person in die Höhe hält, wettlaufen. Der Abend des ersten Hochzeitstags, wie auch zum größten Teil der folgende Tag, werden fast ausschließlich auf dem „Tanzboden“ verbracht. Am zweiten Hochzeitstag kommen nur die jüngeren Gäste. Er gestaltet sich infolgedessen auch viel lustiger und ausgelassener als der erste. Von allen Teilnehmern am Feste erhält das Hochzeitspaar ein Geschenk im Werte von fünf bis zehn Mark. Teuer kommt es einem auswärtigen jungen Manne zu stehen, der sich eine Frau aus dem Dorfe holt. An den Straßenecken stellen sich Leute auf, die ein seidenes Band über

den Weg spannen, und nur wenn sich der junge Mann loskauft, geben sie den Weg frei, indem sie das Band um den Wagen herumschlingen.

Eine der schönsten Sitten besteht zweifellos bei Erbauung eines Hauses. Sobald es aufgeschlagen ist, wird es von einem Zimmermann eingesegnet, und darauf gehen die Eigentümer, das Gesinde und sämtliche am Bau beteiligten Arbeitsleute in die Kirche, wo der Pfarrer zur Einweihung des Neubaus eine entsprechende kleine Ansprache hält.

Nicht weniger schön als diese Sitte ist das Erntefest, die sogenannte „Sichelhenke“. Wenn nach fleißigem Händeregen der Schnitter und Schnitterinnen auch der letzte Wagen Frucht, der mit einem „Maien“ geschmückt wird, heimgebracht ist, werden die Sicheln auch wieder für ein Jahr auf den Speicher aufgehängt. Im Anschluss daran findet für die Schnitter und Schnitterinnen ein Essen statt, bei dem es recht lustig und gemütlich hergeht.

Eine lustige Nacht für die jungen ledigen Leute des Dorfes ist die erste Mainacht. Die jungen Burschen schmücken das Fenster ihrer Mädchen mit prächtigen „Maien“. Die Mädchen sind hierauf nicht wenig stolz. Auch vor den Wirtschaften stellen die Burschen hohe Tannen auf, die mit farbigen Taschentüchern und Bändern geschmückt sind. Dafür tischt der Wirt gern einige Liter auf. Anstatt eines „Maiens“ bekommen die Mädchen, die in weniger gutem Rufe stehen, einen „Putz“ vor das Fenster gehängt. Dies ist eine Spottfigur aus Stroh gefertigt, die man aber selten zu sehen bekommt, da sie am frühesten Morgen schon von den betreffenden Mädchen weggeschafft werden.

Ebenfalls sehr beliebt von den jungen Leuten sind die Lichtabende im Winter. Sie sind noch ein alter Ueberrest der Spinnabende, an denen sich Frauen und Mädchen mit dem Spinnrad in warmer Stube zusammentaten. Junge Mädchen und Burschen laden ihre Freunde und Freundinnen zum Lichtgange ein, so dass oft eine beträchtliche Anzahl junger Leute beisammen sind. Mit großer Heiterkeit und mit allerlei alten und neuen Dorfgeschichten verkürzen sie sich den Abend. Das bei dieser Gelegenheit am meisten gespielte Gesellschaftsspiel ist das „Schuhschlagen“, wobei sämtliche Lichtgänger nacheinander in einen Korb sitzen müssen, der sehr leicht umkippen kann. Das Kunststück besteht nun darin, von dieser unsicheren Stelle aus einen Schuh, der in einiger Entfernung auf einem Stuhl aufgestellt ist, mit einem Stock herunterzuschlagen, was den meisten zur allgemeinen Heiterkeit missglückt. An den Lichtabenden

lauscht man auch gerne der Erzählung von alten Wunder- und Hexengeschichten, deren noch ziemlich viele im Umlauf sind.

Auch von altem Aberglauben hat sich noch einiges erhalten, obgleich man scheinbar davon nichts wissen will. Vor allem sind die Sympathiemittel gegen allerlei Krankheiten zu nennen. Besonders alte Leute wenden sie noch an. Das gebräuchlichste und erste Sympathiemittel, das bei einem Krankheitsfall zur Anwendung kommt, ist das Fuchteln mit einer Sense in der Krankenstube herum zur Abwehr gegen die bösen Geister. Dabei wird eine Zauberformel gemurmelt unter Anrufung der drei höchsten Namen. Auch macht man drei Kreuze über die Türe der Krankenstube. Hat der Kranke Fieber, so gibt man ihm ein Ei in die Hände und legt es dann an irgend eine Stelle im Hof oder Garten. Nimmt jemand das Ei in die Hand, so nimmt er damit auch das Fieber von dem Kranken hinweg. Zur Heilung einer andern Krankheit, legt man dem Kranken lebende Kellerasseln, die man in ein Säckchen näht, auf die Brust und lässt sie darauf absterben. Hat ein Kind Fieber, so muss die Mutter, gegen Sonnenaufgang gewendet, am Freitagmorgen folgenden Spruch beten:

Guten Morgen liebes Kind!
 Ich hab dich getragen bei Regen und Wind.
 Ich hab dich getragen unter meinem Herzen.
 Ich hab dich geboren unter Schmerzen.
 Ich hab dich geboren unter Weinen.
 Das soll dir dein 77erlei Fieber vertreiben.

† † †

Endlich gibt es noch eine andere Art, Krankheiten zu heilen. Alte Frauen „brauchen“ den Leuten, besonders bei Gliederschmerz, indem sie ihnen unter Beschwörung der drei höchsten Namen und unter Aufsagen folgenden Spruches mit beiden Daumen um den Brustkorb herum fahren:

„Ich gebiete dir aus dem Kopf und aus dem Hals, aus dem Fleisch und aus dem Bein, aus dem Blut und aus dem Mark, in einem wüsten, wilden Wald, wo weder Sonn noch Mond mehr scheinen tut. † † †

Zur Heilung eines Geschwürs betet man, wenn ein Toter in das Grab gelegt wird:

„Vater im Himmel, erbarme dich über mich.
 Jetzt tut man den Toten in's Grab.
 Jetzt nimmt mein Geschwür ab.
 Und was ich greif, das weich.
 Und was ich greif, nimmt ab,
 Wie der Tote im Grab.“ † † †

Abergläubische und ängstliche Leute hängen ihren Kindern, um Krankheiten fernzuhalten, Papierbündelchen, die

eine alte besonders erfahrene Frau gemacht hat, auf die Brust. Darin steht gewöhnlich eine unleserliche Zauberformel. Noch besser als ein solches Papierbündchen ist ein Amulett, das an der gleichen Stelle getragen wird. Es besteht aus vielen Drahringlein, und je mehr solcher Ringlein es hat, desto mehr Krankheiten hält es ab. Nicht nur beim Menschen, sondern auch bei Tieren wendet man Sympathiemittel an. Ist im Stalle ein Tier krank, so bringt man zunächst drei Kreuze oder ein Hufeisen über der Stalltüre an. Hilft das nicht, so schlägt man in gewisser Ordnung Nägel in Türe und Wände unter Anrufung der drei höchsten Namen und unter Aufsagen einer Zauberformel. So wendet man bei einem Beinschaden nächtlicherweile und völlig unbeobachtet nachfolgende Formel an:

„Kuh (Pferd) hast du deinen Fuß verstaucht oder verrenkt?
 Die Juden haben unsern Herrn Jesum ans Kreuz gehängt.
 Schadet ihm das Hänken nichts,
 So schadet dir deines Fußes Verstauchen oder Verrenken auch nichts.“
 † † †

In manchem Hause lässt sich in irgend einem verstoßenen Winkel noch ein geschriebenes Büchlein mit solchen Formeln finden.

Neben diesen Sympathiemitteln am weitesten verbreitet ist der Aberglaube in Bezug auf den Tod. In dem außergewöhnlichen Gebahren von gewissen Tieren glaubt man besonders sichere Anzeichen zu haben. So ist das Käuzchen ein unliebsamer Gast, denn in dem Hause, auf welchem es seine unheimlichen Laute ertönen lässt, muss jemand sterben. Das Käuzchen ist aus diesem Grunde im Dorf nur als Totenvogel bekannt. Ein anderes Anzeichen dafür, dass jemand in der Umgebung stirbt, ist das Heulen eines Hundes um Mitternacht. Auch die Totenuhr in der Krankenkammer sagt den Tod des Kranken voraus. Dies ist ein Geräusch, das von Holzwürmern in alten Wänden herrührt und sich besonders in der stillen Nacht vernehmen lässt. Als letztes derartiger Anzeichen für den Tod sei hier noch das Stundeschlagen der Glocke während des Abendläutens genannt. Noch ziemlich weit verbreitet ist der Glaube, dass man, sobald in einer Familie ein Todesfall eingetreten ist, alles, was zum Hause gehört, aufregen muss, um es vor dem Zugrundegehen zu bewahren. Hierher gehört, dass man, nachdem der Tod eingetreten ist, im Stalle das Vieh aus der Ruhe aufjagt, die Bienenstöcke schüttelt und im Keller an die Weinfässer schlägt. Auch darf, solange der Tote im Hause liegt, kein Pferd aus dem Stalle genommen werden. War der Verstorbene ein leidenschaftlicher Raucher,

lief er an Krücken oder hatte er sonst etwas, von dem er sich im Leben nicht trennen konnte, so gibt man ihm, wenn möglich, den betreffenden Gegenstand mit in das Grab. Ist dies zufällig unterlassen worden, so gibt man dem, der zunächst stirbt, den Gegenstand, wie Pfeife oder Krücke, mit, damit er ihn dem andern überbringe.

Auch in der Landwirtschaft und im Haushalt hat sich noch einiges von altem Aberglauben erhalten. Noch mancher Bauer weiß, dass er am Mittwoch keinen Dung auf das Feld führen soll, und wenn es möglich ist, unterlässt er es auch an diesem Tage. Es gibt auch gewisse Zeitpunkte, an denen man die Samen säen muss, damit sie gedeihen. Wenn man im Jahreszeichen der Wage sät, werden die Früchte besonders groß und gewichtig. Setzt man ein Huhn zum Brüten, das nur Hühnchen hervorbringen soll, so muss man das am Sonntagmorgen, wenn es „zusammenläutet“, tun, und die Person, welche das Huhn setzt, muss einen Kochtopfdeckel auf den Kopf legen und dazu sagen: „S' gehn viel Fraue in d' Kirch, un nume ne Mann“. Backt die Hausfrau Brot, so macht sie in der Mulde ein Kreuz auf den Teig, damit dieser „hebt“. Soll das Brot im Ofen geraten, so darf sie auch die Laibe nicht abzählen, bevor sie gebacken sind.

Bis vor kurzer Zeit waren die Hexen noch sehr gefürchtet. Jetzt hat der Hexenglaube bedeutend abgenommen, aber immerhin hat man doch noch eine gewisse Scheu vor jenen bösen Wesen, die nichts anderes zu tun wissen, als dem Menschen zu schaden. Demgemäß sucht man die Hexen durch allerlei Mittel vom Hause fernzuhalten. Alte Frauen sind mehr oder weniger alle Hexen. Deshalb duldet man es auch nicht, dass eine alte Frau an die Wiege eines kleinen Kindes kommt, da die kleinen Kinder besonders zum Verhexen geeignet sind. Zu aller Fürsorge legt man dem Kinde eine Sense unten in das Bettchen, um es gegen das Verhexen zu schützen. Um zu verhindern, dass eine Hexe zum Hause hereinkommt, stellt man den Besen umgekehrt vor die Haustüre. Nachts darf man keine Messer auf dem Tisch liegen lassen, sonst treiben die Hexen ihr Wesen in der Stube. Auch zieht man nicht gern schwarze Katzen auf, da sie alle Hexen sind.

Ferner gibt es noch verschiedene Kleinigkeiten, auf die man achten muss, und die voraussagen, ob man Glück oder Unglück haben wird. Will man über Feld gehen und es läuft ein Hase über den Weg, so muss man schleunigst umkehren, denn der Hase wie auch der Rabe bedeuten Unglück. Findet man hingegen irgendwo eine Kreuzspinne, so bedeutet

diese Glück. Deshalb tötet man auch keine Kreuzspinne, sondern man bringt sie von der Stelle, an der sie im Wege ist, an eine andere, ohne ihr ein Leid zuzufügen. —

Nur noch wenige Leute sind es, die öffentlich an diesem Aberglauben festhalten. Jedoch die alten Zaubersprüche sind unter den älteren Leuten noch allgemein bekannt, wenngleich man sehr wenig darüber spricht. Man schämt sich gewissermaßen, darüber zu einander zu reden, und wenn diese Formeln überhaupt angewendet werden, so geschieht dies nur ganz verstohlen. Dass der Aberglaube immer mehr schwindet, ist wol nicht zu bedauern, umsomehr aber ist zu bedauern, dass der alten Dorfsitten und Gebräuche von Jahr zu Jahr immer weniger werden, denn mit ihnen schwindet auch immer ein Stück alten Volkslebens. Die Hauptursache ist wol in der Umgestaltung des Verkehrswesens zu suchen, wodurch das Dorf vielmehr mit der Außenwelt in Verbindung gesetzt ist, als dies früher der Fall war. Namentlich tragen auch die Fabriken, die neuerdings entstehen, dazu bei, die frühere Lebensweise der Dorfbewohner umzugestalten. In den letzten 10 Jahren, so kann man alte Leute sagen hören, hat sich an dem Dorfleben mehr geändert, als in der ganzen zweiten Hälfte des neunzehnten Jahrhunderts.

Ergänzungen.

Unter den sagenhaften Vorstellungen ist das Dorftier, die Wäscherin und das Wilde Heer zu nennen. Die Kinder kommen aus dem Hagbrunnen. Am Hochzeitstag dürfen die Brautleute vor der Trauung nicht unter der Dachtraufe hervorgehn, auch auf dem Weg nicht zurückschauen, sonst gibts Unglück. Zum Altar führt der Bräutigam die Braut an der rechten Seite, dort stellt er sie zur Linken. Zurückgekehrt geht das Paar allein ins Haus, um „den Segen heimzutragen“. An Fastnacht geht das Scheibenschlagen allmählich zu Ende. An Himmelfahrt kommen die kleinen Mädchen mit Kränzen und Sträußen in die Kirche, die dann auf dem Speicher aufgehängt werden, damit das Wetter nicht schade. Am Pfingstmontag gehen die „Pfingstlümmel“ Gaben heischend von Haus zu Haus, Knaben, die unter einem von Binsen gefertigten Dach gehn, das die Form eines Zuckerhuts hat und sie ganz bedeckt, dem sogenannten „Pfingstkäs“. Beim Hammeltanz an der Kirchweih erhält der gewinnende Bursche das Hammelfell, das Mädchen einen Kranz. Als Hexe wird eine Frau nur sehr vereinzelt angesehen. Sie ist dann selbst schuld daran, weil sie abergläubische Dinge treibt. Eine Kartenschlägerin hat immer noch Zulauf, auch von auswärts. Traumbücher werden benutzt. — Es ist kennzeichnend, dass der Herr Pfarrer die alten Bräuche, ebenso Sagen und Aberglauben meist als abgehend bezeichnet.

Schmiedeeiserne Grabkreuze aus Aasen.

Von Ernst Fehrle.

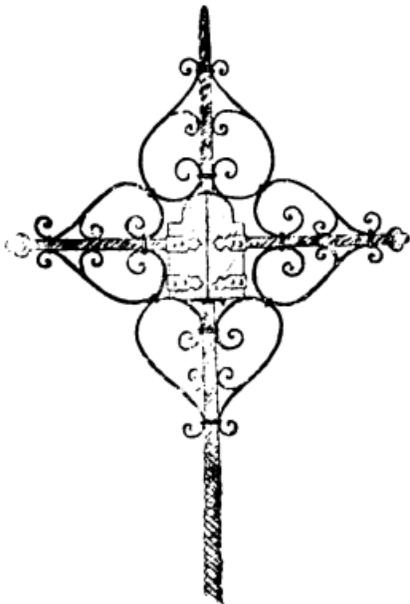
Mit 6 Abbildungen.

Wenn wir des Tages Mühen hinter uns haben, so tun wir gerne einen Gang auf den Friedhof. Müde, wie uns die Arbeit gemacht hat, gehen wir zu denen, die schon ruhen.

„Do schloft e treui Muetter,
„Do en arme Ma, doch het er niemes betroge,
„Schlofet sanft und wohl, mer wennich wecke, wenn's Zit isch!“

Da ruhen die Toten des 20. Jahrhunderts; doch die Ruhe um ihre Stätten fehlt. Stein steht an Stein, selbst der Hügel ist noch einmal eingesargt mit Stein und Eisen, und keines der Toten würde doch dem andern ein Bröcklein Erde von seinem Teil wegnehmen! Wahrlich ein Steinmetzlager: Hier der schwärzeste Marmor mit blütenweißer Tafel; dort ein gusseisernes Monstrum, anders kann man diese verzerrten Engelsgestalten, auf ein Kreuz aufgepappt, nicht heißen. Auf allen Denkmälern steht aber doch: „Ruhe sanft!“

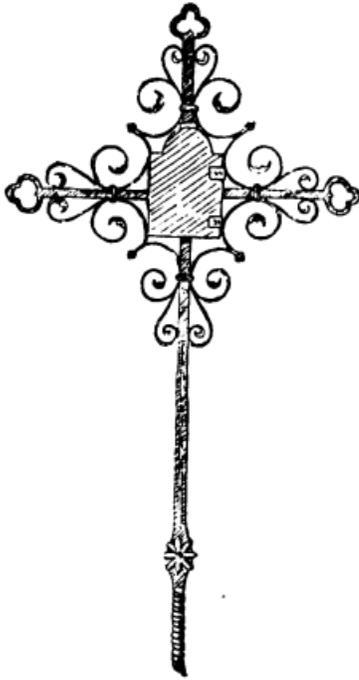
Wie schön gebettet liegen Großvater und Großmutter dieser Toten! Ein paar Schritte unterhalb des Wegs schlummern sie. Grüner Rasen deckt alle gemeinsam, den



Figur 1

Größten wie den Ärmsten, der ehemals im Dorfe gewohnt hat. Sanft anschwellende Hügel mit bescheidenen Blümlein bezeichnen ihre Liegerstatt. Wie friedlich ist ein solcher Anblick doch! Hier, an dieser ruhevollen Stätte, wo schönes Moos ein Teppich ist und Immergrün die Gräber kleidet, da stehn noch Zeugen alten Handwerksfleißes und alter Kunst, die schmiedeeisernen Grabkreuze meine ich. Die schönen Linien ihrer Arbeit haben mich angezogen, und so zeichnete ich denn etliche von ihnen. Leider ist manches an den Denkmälern beschädigt worden. So fehlt an dem ersten (Fig. 1) der obere Abschluss des senkrechten Kreuzesbalkens; zwei Nägel sind noch davon übrig geblieben, der Rest eines wol schönen Schmuckes. Die beiden Hauptbalken sind wie die Ornamente aus Stabeisen, auch der

vierfach gewundene Stamm. Das doppeltürige Kästlein, das die Inschrift birgt, ist zwifach verschlossen: einmal unten mit dem bekannten Federverschluss, zudem hat es oben noch



Figur 2

ein zierliches Riegelein. Die Inschrift im Innern besagt, dass das Kreuz 1877 zum letzten Mal verwendet wurde. Jetzt ist es in einen 20 cm hohen Eichenpflock eingelassen, doch war das Kreuz bei früherer Verwendung den Anzeichen nach in Stein gestellt mittels einer eisernen Strebe, hat es doch (es ist unten abgebrochen) immer noch 1,40 m Höhe. Besser erhalten und reicher geschmückt ist das zweite der Kreuze (Fig. 2). Während die Grundform aus Stabeisen besteht, sind die Ornamente aus Rundeisen gefertigt. Das Kästlein zeigt zwar dieselbe Zeichnung auf, ist aber einfacher gehalten: ein Türlein und nur ein Verschluss, doch

ist dieses Türlein beschrieben. Die Inschrift ist nimmer lesbar, alte Leute aber kennen sie noch. Außen stand ehemals:

Er hat vollendet seinen Lauf.
Wanderer machs Türle auf!

An der innern Rückwand des Kästleins steht noch der Name (Peter Rolle), während die Innenseite des Türleins die Worte trug:

Gott geb ihm die ewige Ruh.
Wanderer machs Türle zu!

Dieses Kreuz (Höhe auch 1,40 m) ist in einen behauenen Sandstein dreifach eingelassen. Der Stein (50 cm über den Boden hinausragend) trägt die Buchstaben S B. Darunter ist ein Totenkopf ausgehauen mit den gekreuzten Knochen. Bei der letztmaligen Verwendung wurde das Kreuz offenbar mit schwarzem Eisenlack überzogen, doch haben sich die früheren Goldfarben besser erhalten, ein schönes Zeugnis für die Güte der älteren Arbeit. Fig. 3 zeigt den zugehörigen Weihwasserkesselhalter; Fig. 4 den unteren Abschluss des senkrechten Kreuzesbalkens, beide von der Seite aus gesehen.



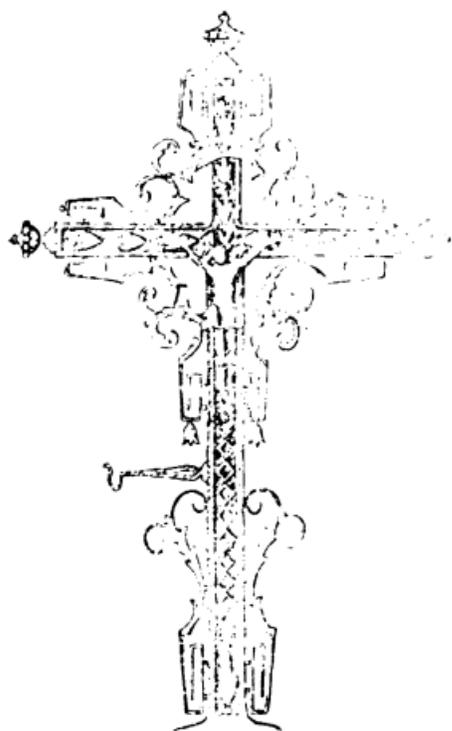
Figur 3



Figur 4

Ganz anderer Art und besonders reich ist das Kreuz Fig. 5. Es misst 1,10 m und steht auf einem 90 cm hohen Stein (Fig. 6). Das Kreuz ist im Querschnitt gesehen dreifach:

Auf den breiten schmiedeeisernen Stäben der Kreuzesbalken sind vorn und auf der Rückseite gleiche Seitenleisten aufgedrückt. Die Abschlussverzierungen der drei oberen Balken wie die beiderseitigen Fähnchen (INRI) sind aus Blech geschnitten, während die beiden vergoldeten Christusbilder primitive Blei- oder Zinkarbeit sind. Merkwürdig sind die Farben des Steins (Fig. 6). Die ganze mit Flachornamenten gezierte Rückseite, ebenso die Füllungen der Vorderflächen und zu beiden Seiten waren, wie die deutlichen Reste zeigen, mit grüner Farbe überzogen, der Komplementärfarbe etwa des roten Sandsteins, woraus das Denkmal gearbeitet ist. Die vorspringenden Seitenstützen wie die gewundene Verzierung unter dem Totenschädel (und vielleicht das oberste Blätterwerk) waren blau (ultramarin).

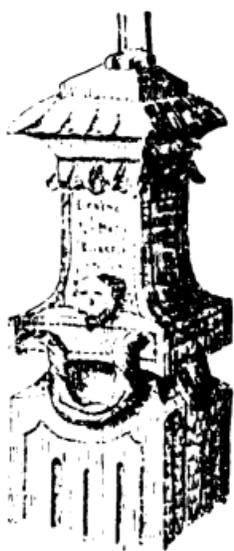


Figur 5

Das Kreuz selbst bekleidete ein helles Grün mit viel Gold.

Außer den eben beschriebenen stehen noch fünf andere schmiedeeiserne Grabkreuze auf unserm Friedhof zu Aasen. Sie stammen alle vom Kirchhof (das ist der alte Friedhof um die Kirche) und wurden armen Leuten, die kein Steinlein hatten, aufs Grab gesetzt, als der Kirchhof geräumt wurde.

Das eine hat ein Dächlein zum Schutze und merkwürdigerweise auf der Hinterseite, da, wo vorn das Schrifkästlein befestigt ist, ein Christusbild. Die Sitte, die Kreuze beiderseitig zu zieren (vergl. auch Fig. 5) hat sich noch erhalten. Die hölzernen Kreuze, die für Ledige in weißer, für Verheiratete in schwarzer Farbe bis zum Aufstellen des Grabsteins gesetzt werden, sind heute noch auf Vorder- und Rückseite verziert. Die Höhe der eben genannten schmiedeeisernen Grabkreuze ist wie die der gezeichneten 1,40 m bis 1,50 m. Ist der Stein höher (Fig. 6) so wird das Kreuz niedriger. Diese Harmonie möchte auch heute in dem Wirrwarr auf den Friedhöfen vorbildlich sein, eine Forderung der Jetztzeit,



Figur 6

wie sie auf dem Münchener Waldfriedhof (angelegt durch Architekt Graessel) bei den einzelnen Gräbergruppen durchgeführt wird, soweit es sich um Reihengräber handelt. —

Das in diesem Aufsätze gestreifte Gebiet eint in schönster Weise Volkskunde und Heimatschutz. Es scheint mir deshalb eine billige Forderung, wenn diese beiden Gruppen der Badischen Heimat, wenn aber vor allem auf dem Dorfe Pfarrer und Lehrer dahin wirken würden, dass der Friedhof auch als Ruhestätte betrachtet wird. Wol ist es nicht gut möglich, die alten schmiedeeisernen Grabkreuze nachzuahmen, sie passen schließlich auch nicht ganz in unsere Zeit hinein¹⁾, doch haben kunstsinnige Architekten wunderschöne Steinarbeiten geschaffen, vom einfachsten und billigsten Denkmal bis zum größten Kunstwerk, Arbeiten, die an Schönheit jenen früheren nicht nachstehen und dazu den materiellen Vorteil haben, dass diese Arbeiten nicht teurer kommen als die alten²⁾.

Da es nun einmal nicht möglich scheint, die schmiedeeisernen Grabkreuze auf den Friedhöfen zu erhalten, so hat man begonnen, sie in Museen aufzustellen. Der Gedanke, schmiedeeiserne Grabkreuze zu sammeln, ist für Baden zwar noch jung, aber nicht mehr neu. Seit einigen Jahren beschäftigen sich kunstverständige Männer damit, solche Erzeugnisse eines früheren Kunsthandwerks in Museen zu vereinigen. So hat es auch in jüngster Zeit unser Verein auf Anregung des Vorsitzenden der Heidelberger Ortsgruppe, Dr. Eugen Fehrle, unternommen, eine größere Sammlung anzulegen. Den Grundstock dazu hat die von Gymnasiums-direktor Dr. Luckenbach in Heidelberg zusammengetragene Sammlung schmiedeeiserner Grabkreuze aus Baden³⁾ gebildet, welche der Verein käuflich erworben hat. Geheimrat Dr. Karl Reiss in Mannheim hat in dankenswertester Weise dazu die nötigen Geldmittel zur Verfügung gestellt, sodass es mir möglich wurde, noch eine Reihe von Kreuzen aus dem badischen Oberland hinzuzukaufen aus den einzelnen Dörfern, wohin mich gelegentliche Ferianausflüge geführt haben. Die Grabkreuze werden in den städtischen Sammlungen zu Heidelberg aufgestellt und dürften künftighin wol einen Anziehungspunkt dieses Museums bilden.

1) Diesem Urteil kann ich nicht beipflichten. Warum sollte die zierliche Pracht dieser Eisenkreuze nicht neben den schweren Steinmälern, die unsere Zeit liebt, bestehen können? Tatsächlich findet man erfreulicher Weise auf dem Freiburger Friedhofe sowol Holz- als Eisenkreuze nach alten ländlichen Vorbildern. F. P.

2) Auskunft erteilt unser Verein gerne. (Auch die Freiburger Ortsgruppe des Bad. Architekten- und Ingenieurvereins ist in der gleichen Richtung eifrig bestrebt. F. P.)

3) Schmiedeeiserne Grabkreuze im Badischen Lande, von Dr. H. Luckenbach, Beilage zum Jahresbericht des Großherz. Gymnasiums zu Heidelberg 1909.

Aus der Geschichte des Dorfes Sulmingen

K. Württembergischen Oberamts Laupheim.

Von Constantin Miller.

Das katholische Pfarrdorf Sulmingen, in der Meeremolasse, näherhin oberen Süßwassermolasse, gelegen, eine halbe Wegstunde von Baltringen, das wegen der Reichhaltigkeit seiner Petrefakten bei den Geologen eine Art Weltruf genießt, kommt schon 1275 unter seinem heutigen Namen vor. Ein Ortsadel existiert schon früher: 1127 kommt ein Udalricus de Sulmingen in einem Tauschvertrag bzw. einer Schenkungsurkunde des 1099 gestifteten Klosters Ochsenhausen vor. Der Ortsnamen wird wie die meisten Namen auf -ingen als Gentilname anzusprechen sein, als Dativus Pluralis „zu den Sulmingen“ gehörig, soviel als „den Leuten des Sulmo“. Diese nach der Volkszählung von 1910 mit 387 Einwohnern besiedelte kleine selbständige württembergische Gemeinde hat jedoch eine nicht uninteressante Geschichte. Am bekanntesten und berühmtesten wurde sie durch den „Schmied von Sulmingen“, der im Bauernkrieg den Baltringer Haufen im Ribried anführte, dessen Seele und Wille Ulrich war, der „wilde Rebell“. Er hat am 29. Januar 1525 etliche 20 Bauern im Wirtshaus zu Baltringen aufrührerisch gemacht. Nach 14 Tagen, am 9. Februar, standen schon 1800 Bauern auf dem Laupheimer Ried, der „Baltringer Haufen“. „was Hans Waner von Warthusen hauptman und sin tochterman Fenderich und ain schmid von Sulmingen reden uff dem blatz . . . mustent edell, minch, auch dorfpfafen in die stet fliehen, auch mustent etlich dorfpfafen weit in sin und auch mit anlegung geltz inen tuon“ (Pflumerische Chronik. Freib. Archiv IX S. 150). Der „wilde Rebell“, welcher auch „die zwölf Artikel“ von Ohr zu Ohr verbreitete, kam nach der großen Niederlage, die die Bauern durch den „Bauernjörg“, den Truchsessen Georg von Waldburg, erlitten, „aus dem Land“. Er ging hienach verschollen. Eine weitere berühmte Person aus Sulmingen war die „schwarze Lena“, welche den Konvent der frommen Frauen im Kloster Heggbach in schwere Drangsal und Unruhe versetzte und als Besessene angesehen und behandelt wurde. Der Predigerprior von Ulm fand aber den Dämon bald heraus und drang auf die Entlassung der „schwarzen Lena“ aus dem Zisterzienserinnenkonvent zu Heggbach, denn „sie gaut mit aim kint.“

In der Gemeinderegistratur von Sulmingen findet sich aus dem Jahr 1716 eine Art kleines Güterbuch, das „Gemeindebüchlein.“ Daraus ist etwas für die Heimatkunde ganz besonders Wertvolles zu verzeichnen. Die Gemeindeländer: Kartoffel- und Krautäcker werden aufgezählt und die Nutznießer derselben genannt. Es wird der Hausname und Besitzer aufgeführt. Die Hausnamen sind sämtlich nach Vögeln bezeichnet. Heute findet sich nur mehr ein einziger Hausname dieser Art zu Sulmingen: „Finkes“. Diese Vogelhausnamen waren, wobei neben der der Besitzname angegeben ist:

	1750—1769	1795
Maise	Michel Stauß	Michael Stauß
Goll	Michel Rodi sel. Witwe	Baltas Rodi
Adler	Johannes Traub jung	Johs Geis
Sperber	Josef Kretzinger	Jos. Kretzinger

Zierling	Jerg Öhlmaier	Johs Fink
Pfau	Konrad Arnold	Johs Wieland
Stork	Jerg Bidermann	Konrad Arnold
Crammelsvogel	Michel Schaich	Josef Schaich Müller
Amsel	Joscf Schaich Bauer	Josef Schaich Bauer
Greh	Michel Hader	Mich. Hader
Pömmel	Johannes Schilling	
Poch (Specht)	Johannes Geiß	Joachim Härle
Thaufink	Josef Angele	Dionys Angele
Lerch	Dinoys Dilger	Johs Schnitzer
Raigel	Thadd. Küenner	Anton Küenner
Rebhuhn	Josef Frik	Simon Link
Rapp	Jerg Rapp	Georg Gerstner
Greif	Johs Traub alt	Josef Böckh
Falk	Michel Härle	Michel Härle
Stigellitz	Thomas Braun	Jerg Frech
Schwan	Christian Frech	Joh. Mich. Schmid
Dull	Frz. Josef Rupf	Frz. Josef Rupf Wirth
Haßelhuon	Johs Mayer	Kasimir Hagel Schulth.
Nachtigall	Johs Noher	Johannes Musibok u. Klemens
Widhopf	Jakob Zehringer	[Köhle
Gimpel	Johs Wieland	Johannes Rodi
Bemmel	Christ. Geiß	Christian Geiß
Finkh	Chrystoff Kästle	Theodor Kästle
Kreuzvogel	Dionys Wieland	Sebst. Wieland
Alster	Gottfried Rodi	Gottfr. Rodi
(Widdumhof)		
Mistler	Peter Maier	Peter Mayer
Nachteul	Josef Gebel	Jos. Gebel
Eule		Matthias Geiß

Diese Vogelhausnamen sind nun bis auf einen, wie bereits erwähnt, vollständig verschwunden. Alte Leute wissen noch teilweise darum. Bis jetzt habe ich diese Art von Hausnamen für eine ganze Gemeinde nirgends vorgefunden, einzelne wie „Lerches, Finkes, Storches“ — das berühmte „Storchenhäusle“ des „schwarzen Veri“ — kommen da und dort in Oberschwaben und wohl auch anderorts vor. Sollten ähnliche Fälle anderwärts bekannt sein?

Eine weitere Eigentümlichkeit des Dorfes Sulmingen, die mir besonders aufgefallen, ist eine Verordnung des Klosters zu Heggbach an seine Untertanen, eine, und zwar keine schlechte Art von Sittenpolizeibefehl. Das Schriftstück trägt kein Datum, wird aber aus der Mitte des achzehnten Jahrhunderts stammen. Das Original konnte ich leider nicht einsehen. In der vorliegenden Abschrift fehlt die Ziffer 13. Die Abschrift gebe ich wieder abschriftlich im Urtext:

Nachdem vñhle Jahr her sich geüssert zerschiedene Ohnanständigkeiten in der Herrschaft Heggbach unter Verheuratheten und Ledigen beiderley Geschlechts, so daß gnädige Herrschaft in einen üblen Ruf allerdings gerathen, wenn nicht dem Übel gesteuert und die Frevelthaten gestraft worden waren. Die Herrschaft befehle nun, daß nachstehende bei Gelegenheit der in der Nachbarschaft gehaltenen Mission von denen Herrn Patribus Missionariis selbstem zum Theil eingegebenen Punkte sollen gehalten werden. ¹⁾

¹⁾ Anno 1756 oder kurz vorher oder nachher wurde in Biberach (2^{1/2} Stunden entfernt) von P. Martin Staudinger eine Jesuitenmission gehalten.

1. „Gunkel- und Lichtstuben bei Tag oder Nacht es sei ein- oder beiderley Geschlechts werden auf das allerhöchste verboten (zur Verhinderung vieler Sünden und Sittenverderbung). Der Vater, der sein Kind in die Kunkelstuben lasse, werde um 3 Taler gestraft, derjenige welcher eine Kunkelstube halte, um 6 Reichsthaler, wer in eine solche geht, um 2 Reichstaler gestraft.
2. Das nächtliche Schwingen, wobei die ausgelassenen Bueben die Gelegenheit bekommen die Mägd und Döchtern zu verführen, bei Straf von 4 Reichstaler verboten.
3. eine Gelegenheit zu sündigen, wenn die Weibsbilder mit denen Mannsbildern vom nächtlichen Tanz heimgehen. Der Wirt soll die Weibsbilder eine Stunde früher vom Tanzboden abweisen. Wenn sich aber gleichwohl ein Bueb unterfangen würde, ein Mensch oder Tänzerin heim zu führen, so sollen beide in eine Strafe von 4 fl. verfallen sein.
4. Da der Tag lang genug zum Trinken und die Nacht von Gott zur Ruh verordnet ist, so sollen die Spieltiesch abgeschafft, das Zechen nicht länger als bis 7 oder höchstens 8 Uhr, Sommerzeit aber 9 Uhr erlaubt werden, den Wirten aber unter Straf auferlegt, die Jugend und jene Männer, so Weib und Kindern Alles vertrinken, heim zu weisen.
5. Die Wirt und Bierschenker dürfen Sonn- und Feiertag vor unter dem Gottesdienst in dem Wirtshaus nicht das Geringste zu trinken geben wann solch unzeitige Säufer als bezechter in die Kirche kommen und wegen Schlafen nicht einmal beten und die hl. Meß recht anhören können. Wirt und Zecher sollen das erstemal um 2 fl., im Wiederholungsfall höher gestraft werden.
6. An Sonntagen dürfen keine Hochzeiten mehr wie bisher gehalten werden.
7. haben die vihlen der Tänzen niemahlen was Guettes nach sich gezogen, daher auch mit selben soviel immer möglich einzuhalten.
8. wann aber ein ehrlicher Tanz erlaubt, so solle den Kindern, damit sie alle ohnehnbare Reden der Tänzer aufklauben und ohnanständige Geberden und frechen Mutwillen ersehen, das zusehen nicht gestattet, vom Wirtshaus durch den Ambtknecht abgetrieben werden.
9. Das öffentliche Baden der Kinder sowohl als Erwachsenen ist sehr ohnanständig, gefährlich und der Ehrbarkeit nachtheilig und verboten, widrigenfalls werden Eltern und Kinder zur Strafe gezogen.
10. Zusammenkünfte bei dem Johannes- oder Sommerfeuer, Abendorsten oder Abendsgasten beiderley Geschlechts werden bei Strafe verboten.
11. Wenn Hausväter ihre Kinder und Dienstboten zur nächtlichen Weil auf der Gasse lassen, werden sie um 4 Reichstaler gestraft, der Anzeigende, welcher gewißlich nicht verrathen wird, soll von der Straf den 4^{ten} Teil erhalten.
12. soll der Schultheis und Gemeindepfleger, wann sie die Feuerstätt besichtigen, fleißig Obacht und Nachsehen haben, ob die Eltern ihre Kinder über gebührende Jahre in den Kammern behalten, damit dieser schändliche und gefährliche Fehler abgestellt und und die Eltern gestraft werden können.

14. sind strafmäßig diejenigen, welche die Sonn- und Feyrtag entheiligen mit Arbeit, als in die Mühle tragen, Vieh ein- und abführen, schwer tragen, mit den Juden handeln, bollen dürren (3 fl. Straf).

15tens wäre allweg zur Beförderung der Ehre des Hochwürdigsten Guetts und Heiligsten Sakraments des Altar sehr dienlich, wenn an Sonn- und Feiertagen die beständige Anbetung des Hochwürdigsten eingeführt würde, daß allezeit 2 Personen, 2 Männer, die andre Stundt 2 Frauen, 2 Jünglinge usw. in der Kirchen auf einem erhöhten Stuhl eine Stund lang beteten, winters anfangend umb 8 Uhr bis 4 Uhr, Sommerszeit von 6 Uhr bis 6 Uhr, zu dem Ende eine Austeilung in der Gemeinde zu machen und zu der Verkündung den Herr Pfarrer durch den Schultheissen und Gemeindtpflegler zu ersuchen sein wird. Alles zur größeren Ehre Gottes“.

L. S.

Es ist dies eine ziemlich strenger, aber für jene Zeit wol geeigneter Sittenkodex für ländliche Gemeinden. Mein Gewährsmann bemerkt dazu: „Diese Punkte sind jetzt noch der vollen Beachtung des Pfarrers wert. Wenn nur noch eine Obrigkeit da wäre, die im Stande ist, solche Verordnungen zu erlassen“.

Das Strohdach.

Ein einziges Blatt der Freiburger Zeitung, Nr. 226 vom 19. August 1912, bringt folgende drei Schreckensnachrichten:

Hürrlingen (Amt Bonndorf), 17. August. Heute nacht 3 Uhr brach in dem zur hiesigen Gemeinde gehörigen Schelgenhof Feuer aus, welches das ganze Gebäude in wenigen Stunden in Asche legte. Der Gebäudeschaden beträgt 6000 M., der Fahrnisschaden etwa 3000 M. und ist durch Versicherung gedeckt. Die Entstehungsursache ist unbekannt; es wird Brandstiftung vermutet.

Peterstal (Renchtal), 18. August. Heute morgen während des Frühgottesdienstes wurden die hiesigen Einwohner und Kurgäste plötzlich durch Feuerlärm erschreckt. In dem auf hiesiger Gemarkung gelegenen, etwa $\frac{3}{4}$ Stunden vom Ort entfernten sog. Kirchbauernhof war — vermutlich durch Entzündung des Heues — Feuer ausgebrochen, das in kurzer Zeit das mit Stroh gedeckte Anwesen vollständig einäscherte. Das Feuer fand in den großen Heu- und Fruchtvorräten reichliche Nahrung. Die rasch herbeigeeilte Peterstaler Feuerwehr konnte auf der Brandstätte nicht viel ausrichten und musste sich hauptsächlich auf den Schutz des direkt angrenzenden Waldes, der schon zu brennen anfang, beschränken. An Fahrnissen konnte nichts gerettet werden. Mitverbrannt sind 3 Schweine; außerdem musste ein schwerverletztes Rind geschlachtet werden. Der Gebäudeschaden beträgt 6500 M. und der Fahrnisschaden 3500 M. Er ist jedoch größtenteils durch Versicherung gedeckt. Der Besitzer Braun und dessen Ehefrau waren bei Ausbruch des Brandes nicht zu Hause und fanden bei ihrer Rückkehr aus der Kirche ihr Anwesen als wüsten Trümmerhaufen vor.

Aufruf! Am 12. August, abends, wurde das Anwesen des Landwirts Joseph Hottinger in Glashütten, Gemeinde Altenschwand, ein Raub der Flammen. Hierbei fanden der Besitzer und 3 hilfeleistende, opfermutige und selbstlose Nachbarn, als sie die unversicherten Fahrnisse noch retten wollten, den Tod, indem das herabfallende brennende

Strohdach alle Ausgänge und Fenster zudeckte und die Unglücklichen vollständig einschloss. Man fand nur noch ihre verkohlten Leichen vor.

Es waren dies:

1. der 62jährige Landwirt Joseph Hottinger, welcher eine Witwe und 10 Kinder im Alter von 22 bis 6 Jahren hinterlässt;

2. der 38jährige Landwirt und Gemeinderat Josef Vökle, der von einer Witwe und 5 unmündigen Kindern im Alter von 10 bis 5 Jahren als einziger Ernährer beklagt wird und dem erst vor 7 Wochen der eigene Hof durch Feuer zerstört wurde. Heimat-, mittel- und erwerbslos stehen die Hinterbliebenen nun allein in der Welt;

3. der 26jährige, ledige Schuhmacher Friedrich Gersbacher, welcher einziger Sohn und Stütze seiner betagten, in dürftigen Verhältnissen lebenden Mutter und Tante war und als äußerst braver, fleißiger, solider Mensch geschildert wird;

4. der 34jährige, ledige Kettenschmied und Tagelöhner Martin Vökle, welcher gleichfalls mit 3 andern Geschwistern die Stütze einer sehr armen betagten Mutter war.

Der 32jährige Landwirt Otto Matt entging mit einem verzweifelten Sprung durch das Feuer dem sicheren Flammentod, wobei er schwere Brandwunden an den Händen und im Gesicht erlitt und schwerverletzt darniederliegt.

Alle Familien der strebsamen und fleißigen Verunglückten besitzen nur geringes liegenschaftliches Vermögen, das mit Schulden stark belastet ist und befinden sich nun in bitterster Not, so dass sie verzweifelt der Zukunft entgegensehen. Es fehlt an Allem. Hilfe ist dringend erforderlich.

Wir erlauben uns deshalb, an die Nächstenliebe und Opferwilligkeit der Mitmenschen einen Apell zu richten. Gaben in Geld, Kleidungsstücken, Betten, Möbeln, Lebens- und Futtermitteln sind willkommen und werden dankbarst entgegengenommen. Auch bitten wir um Bildung von Sammelstellen.

Säckingen,
Altenschwand, den 16. August 1912.

Der Gr. Amtsvorstand.

Der Bürgermeister.

Namentlich der „Aufruf“ sei der freundlichen Aufmerksamkeit und Nachachtung unserer Leser empfohlen. Möge er klingenden Wiederhall finden, möge er aber auch in seinem schrecklichen Inhalt zeigen, welche große Gefahr unsere alten, so wunderschönen und sonst so außerordentlich zweckmäßigen Strohdächer für die Bewohner der Schwarzwaldbauernhäuser bedeuten. Seit Jahren weisen wir darauf hin. Ich selbst habe bei keinem meiner Bauernhausvorträge versäumt, durch Berichte über verderbliche Brandfälle diese Gefahr ins rechte Licht zu stellen und will mit dieser Arbeit nicht aufhören, obwol Feinde unserer Bestrebungen meinen, solche Belehrungen schon unter das uns vorgehaltene „Allzuviel“ rechnen zu müssen.

Es ist sehr schwer mit solchen Belehrungen durchzudringen. Durch langjährige üble Erfahrung misstrauisch gemacht, begegnen unsere Landleute den meisten ihnen von Städtern empfohlenen Verbesserungen mit dem stillen Verdacht, dass da ein „Geschäft“ dahinter stecke und sind nicht leicht zu einem großen Entschluss und Schritt ins Neue zu bewegen. Als ein solcher gilt ihnen auch leider noch die Anwendung der feuersicheren Stroheckung nach Gernentz, obwol unsere Brandprobe bei Freiburg wie die vielen andern in Niedersachsen und in der Eifel deren volle Zweckmäßigkeit ganz

ohne allen Zweifel erwiesen haben. Es fehlt auch öfters an flehgedroschenem Stroh und besonders leider noch an erfahrenen und gutwilligen Dachdeckern. Manche Bauleute und Dachdecker sind durch Geldvorteile, durch Verträge an Ziegeleien gebunden und arbeiten unserer guten Sache offen und versteckt entgegen. So war kürzlich leider in der Freiburger Zeitung Nr. 227, II vom 10. August 1912 eine höchst bedauerliche Sprechsaalnotiz „aus Freiburger Dachdeckerkreisen“ abgedruckt, in der behauptet war, „das (Gernentz-) Dach geht von der Stunde an, wo es aufgelegt wird, in Fäulnis über. Es ist also für den Architekten, Bauherrn und Interessenten nicht schwer, sich ein Urteil über die Dauerhaftigkeit des Gernentzschen feuersicheren Strohdaches zu bilden.“ Diese irrige und boshafte Auslassung ist auch in verschiedenen Bauzeitungen veröffentlicht worden, so in der Holz- und Baufach-Zeitung Straßburg vom 20. Sept. 1912, Nr. 38, S. 8 mit der Einleitung „Man schreibt uns aus Freiburg“ und unterzeichnet X; ferner in der Neudeutschen Bauzeitung, Leipzig, vom 17. Okt. 1912, 42, wo sich der betr. Dachdecker durch die Unterschrift „C. Str.“ verraten hat. Nun hatten sich allerdings bei dem Gernentzdach des Herrn Dr. Geise in Hinterzarten zwei Faulstellen gebildet, die jedoch ohne Zweifel auf Fehler der Herstellung, vielleicht auch auf die Dachform zurückzuführen sind. Der Hausbesitzer hat jedoch sein Zutrauen zum Gernentzdach dadurch schlagend bewiesen — was der dachdeckerische Einsender verschweigt — dass er die herabgenommenen Teile des Dachs sofort wieder mit fachmännisch hergestelltem feuersicherem Strohdach eindecken ließ. Der von dem betr. Dachdecker vorgezeigte faule Dachteil hat nach Mitteilung des Architekten seit Mai im Regen und Kot dieses nassen Jahres an der Erde gelegen! Hat sich der betr. Dachdecker nicht an unserm Brandschuppen an der Kartause überzeugen können, dass das Gernentzdach keineswegs „von der Stunde an, wo es aufgelegt wird“, in Fäulnis übergeht? Und wie ist es mit den vielen seit Jahren stehenden Gernentzdächern? In einer Erwiderung in Nr. 229, I derselben Zeitung vom 12. Aug. 1912 ist mit Recht gesagt: „Die Versuche, der schönen heimatischen Strohdachdeckung wieder Eingang zu verschaffen, sind natürlich durch einige Mängel, die sich erfahrungsgemäß bei allen Neuerungen einstellen, nicht unterbunden, sondern sie werden fortgesetzt werden, und sie werden, so hoffen wir, auch zum Erfolge führen“.

Die Feuerversicherungen haben sich noch nicht entschließen können, die Fahrnisse unter Gernentzdächern zu anderm billigerem Satze aufzunehmen, als unter alten Strohdächern.

Ein besonderer Fall hat uns auch belehrt, dass städtischen Zwecken dienende Landhäuser anders zu behandeln sind als wirkliche Bauernhäuser. Das echte Bauernhaus zeigt nämlich fast niemals erhebliche Dachausbauten, die etwa tiefe Winkel bilden können, in denen sich die Feuchtigkeit des nass aufgelegten Gernentzdachs oder die Regenfeuchte erhalten kann. Es können dadurch Faulstellen im Dach entstehen, besonders wenn das Dach infolge nasser Witterung nicht gut auszutrocknen vermochte. Landhäuser im Bauernhausstil müssen demnach durchaus den echten ländlichen Vorbildern auch in bezug auf die ganze Gestaltung des Dachs angepasst werden. Mansardenfenster bleiben bedenklich, anzuraten sind die halbrunden Dachlücken des echten Schwarzwaldhauses.

All diese Schwierigkeiten und Hindernisse werden bei der richtigen Nachhaltigkeit zu überwinden sein. Wir dürfen nicht nachlassen. Gerade jetzt, da ich dies schreibe, zeigt es mir die erschreckend zunehmende Verwilderung in der Bauweise eines reinländlichen Schwarzwaldtals, dass wir schaffen müssen, wollen wir anders das so überaus zweckmäßige Schwarzwaldbauernhaus erhalten und die unzulässigen,

undichten, unruhigen Falzziegeldächer und strukturlosen, blendenden Asbestschindelflächen in ihrem Siegeszug aufhalten. Bei einem Ausflug in das durch Heinrich Hansjakobs Bauerngeschichten bekannt gewordene Harmersbachtal, das jetzt durch eine bei Biberach im Kinzigtal abzweigende Nebenbahn bequem zugänglich gemacht ist, habe ich leider sogar nicht wenige Dächer aus abwechselnd weißen und roten großen Zementplatten sehen müssen, eine wahrhaft gräuliche Entstellung der schönen Landschaft. Lassen wir uns nicht durch sinnlose Einreden hemmen, sondern schreiten wir ohne Bedenken fort auf der eingeschlagenen Bahn, wenn auch Nörgler und Neider uns als „Idealisten“ bespötteln!

Oberprechtal, im August 1912.

Fridrich Pfaff.

Sage von Heidelbergs Ursprung.

Mitgeteilt von Fridrich Pfaff.

Haidelberg hat denn namen vonn denn haiden vnnd vnnglaubigenn, die etwan do gewonet, die ein abgoth Heidburgk geheissen da geehrt hat¹⁾. Anno domini 760 hat Carolus Magnus ein freyen herren gehapt mit namen Somrus, der hat das alt schloß Heidelberckh, das der selbenn zeit Ekennbuhel geheissen, von gedachtem kayser zu lehenn gehapt. Als aber derselbig zw Elwangenn inn das kloster kham, denn ordenn dasselbst ahnam, bracht er dahin vnnd ergab an das selbig gotshauß das stettlein Schrieshenn, das schloß Strolennberg vnnd sein aignen sitz Ekenbuhel, dasselbig die Pfalzgraffenn noch auff diesenn tag zu lehenn von einem probst zu Elwangenn entpfahenn.

Hs. 455 (16. Jh.) der Universitätsbibliothek zu Freiburg i. B., Bl. 5a. Ohne auf Einzelheiten einzugehen, verweise ich auf die Beschreibung des Oberamts Ellwangen (Stuttg. 1886) S. 435: Suonhar (vgl. oben Somrus), Vasall König Karlmanns, schenkt beim Eintritt in das Kloster Ellwangen all seinen ererbten Besitz im Gebiet des h. Georg zu Wiesenbach, zu Schriesheim und an den umliegenden Orten. Nach A. Krieger, topogr. Wtb. II², 1442 Fälschung. Über Wiesenbach vgl. Oberamt Ellw. 487 u. Krieger a. a. O. Über Schriesheim und Strahlenberg O. E. 484, 502 Anm. u. Krieger II, 910 und 1102: Conradus de Stralenberc castrum Stralenberc in fundo ecclesie Elwacensis construxit 1237. Von Heidelberg ist freilich nirgends die Rede.

Anzeigen

Schmid, Julius, Pfarrer in Kirchen: Kirchen am Rhein. Eine karolingische Königspfalz. Ein Beitrag zur Kulturgeschichte des Oberrheins von der Steinzeit bis zur Gegenwart. Bühl (Baden), Konkordia, 1912. VII und 364 S. mit 2 Plänen und 2 Abbildungen. Ladenpreis 5 M. Für Mitglieder der Bad. Heimat 4 M.

Das inhaltsreiche Buch darf von unserem Verein „Badische Heimat“ mit besonderer Freude begrüßt werden; ist doch sein Verfasser einer der eifrigsten Vertreter der Sache unseres Vereins und die von ihm geleitete Ortsgruppe eine der rührigsten des Landes. So ist denn auch das vorliegende Buch in verschiedener Hinsicht zum Ausdruck dessen geworden, was die „Badische Heimat“ erstrebt, und es haben die Heimat-, Denkmal- und Volkskunde wie die Wohlfahrtspflege darin eingehende Berücksichtigung gefunden. Die Bedeutung des Buchs

¹⁾ lies hant = haben.

geht aber durch die Gründlichkeit, mit der der Verfasser der Geschichte seines Kirchen, wie er es nennt, nachgegangen ist, weit über die einer Ortsgeschichte hinaus. Vor allem für die Besiedelungsgeschichte des Markgräfler Landes fasst es eine Reihe wichtiger Resultate zusammen, die der Verfasser zusammen mit Prof. Dr. Fischer in zahlreichen Grabungen gewonnen hat, und die eine kontinuierliche Besiedelung des Orts, zuerst oben auf dem Bergrain, dann seit der alemannischen Zeit im Tal, von der jüngeren Steinzeit an bis zur Gegenwart ergeben. Auch was bei einer solchen Besiedelungsreihe am meisten Schwierigkeit macht, das frühe Mittelalter, besonders die Karolingerzeit, hat Pfarrer Schmid in unermüdlichem Forschen nachgewiesen, und der Nachweis, dass sein oder unser badisches Kirchen, nicht das im Elsass, einst die von den Fuldaer Annalen erwähnte Königspfalz war, muss als völlig gesichert gelten. Ob die 887 hier gehaltene Versammlung, auf der Kaiser Karl der Dicke seinen Erzkanzler Liutward absetzte, als Reichstag aufgefasst werden darf (S. 46), scheint mir dagegen fraglich, denn die Chronikstelle „habita cum suis conlocutione“ erlaubt kaum eine so weite Auslegung, und dann besass Karl in den Junitagen des Jahres 887 kaum noch die Macht zur Berufung einer solchen Reichsversammlung. Die Bedeutung der in jenen Tagen in Kirchen behandelten Fragen erleidet dadurch keinen Abbruch. Die Deutsche Reichsgeschichte wurde in jenen bewegten Tagen von Kirchen aus geleitet; es ist begreiflich, wenn der Verfasser bei dieser Periode mit besonderem Stolz verweilt, denn sie bildet den Höhepunkt in der Geschichte Kirchens, das seit den prähistorischen Zeiten durch seine an den Rhein vorgerückte Lage an einer vorrömischen Straße (S. 293) eine wichtige Stellung am Oberrhein einnahm und, wie der Verfasser wahrscheinlich macht, in der Missionsgeschichte schon unter dem hl. Gallus eine bedeutsame Rolle gespielt haben dürfte. Mit dem Sturze Karls III. dürfte es auch mit der bisherigen Bedeutung Kirchens vorbei gewesen sein; schon deshalb, weil die Königspfalz für die sächsischen und fränkischen Könige der folgenden Jahrhunderte viel zu weit ab lag. Uninteressant wird die Geschichte des Ortes auch jetzt nicht, zumal der Verf. über alle Fragen, die in Betracht kommen, mit Bienenfleiß ein überreiches Material erschlossen hat. Einzelnes davon hervorzuheben ist fast unmöglich; vor allem auf die kultur- und kirchengeschichtlich hochinteressanten Dokumente aus dem Ende des 15. Jahrhunderts und dem Jahre 1528 sei jedoch aufmerksam gemacht. Beide Stücke, namentlich das erstere (S. 119 ff.), enthüllen fast unglaublich verwahrloste Zustände in der kirchlichen Verwaltung und Seelsorge; keine künftige Schilderung der Lage Deutschlands vor der Reformation wird sich dieses Dokument entgehen lassen, das auch Janssen, der übrigens nicht, wie es S. 125 heißt, Jesuit war, sicher benutzt hätte, wäre es damals schon bekannt gewesen. — Für die Geschichte des Breisgaus von Wichtigkeit ist die S. 32 gegebene Lokalisierung der Etzelsfurt, die (vgl. Freiburger Urk.-Buch I, 1, 76) im Jahre 1275 die südliche Grenze für den Geleitsbezirk der Grafen von Freiburg bildete. Dass der Name irgendwie mit dem Hunnenführer Attila = Etzel zu tun hat, scheint mir nicht wahrscheinlich; eher dürfte an Furt des Etzo zu denken sein (vgl. Förstemann Altd. Namenb. 2, I, Azo, Azza, Ezzo, Azilo, Etzilo, Azala, Azilin. Ebd. II, Azalunphurt im südsw. Baiern. P.). Dass die Kirche im Orte ursprünglich Eigenkirche war, scheint aus den Bemerkungen S. 80 hervorzugehen. Über die Lage der Juden im Schutzorte Kirchen berichtet ein besonderes Kapitel mit reichem kulturhistorischem Inhalt. Im übrigen verweise ich auf das verdienstvolle Buch selbst, das hoffentlich manchen Amtsgenossen des Verfassers zur Nachahmung anregt.

Freiburg i. B.

Hermann Flamm.